Jochen Hartwig

„Sei was immer du bist“

Theodor Lessings wendungsvolle Identitätsbildung als Deutscher und Jude

Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg
1999

Jochen Hartwig studierte an der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg Geschichte und Wirtschaftswissenschaften. Er schloß sein Magisterstudium mit einer Arbeit über Theodor Lessing ab. Zur Zeit ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungsinstitut für empirische Ökonomie und Wirtschaftspolitik der Universität St. Gallen/Schweiz

Verlag/Druck/
Vertrieb:

Bibliotheks- und Informationssystem
der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
(BIS) - Verlag -
Postfach 25 41, 26015 Oldenburg
Tel.: 0441/798 2261, Telefax: 0441/798 4040
e-mail: verlag@bis.uni-oldenburg.de

ISBN 3-8142-0690-8

für Bernd Schmidt

Inhaltsverzeichnis

Werner Boldt
„Jüdischer Selbsthaß 11

Einleitung 29

1 Zur Identität der jüdischen Minderheit im deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik 37
1.1 „Eintritt“ der Juden in die deutsche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts? 37
1.2 Assimilation – Zionismus – Sozialismus: Varianten zur Lösung des Identitätsproblems 43

2 Kurzbiographie Theodor Lessings 51

3 Theodor Lessings Persönlichkeit und Philosophie 73
3.1 „Aber eigentlich war ich immer, was ich in der Jugend war: »Nur Narr, nur Dichter«.“ 73
3.2 „Flucht in den Geist“ 77
3.3 Drei-Sphären-Lehre 81
3.4 Philosophie der Not 85
3.5 Geschichtsphilosophie 96

4 Theodor Lessings Selbstverständnis als Deutscher und Jude 101
4.1 Lessings Konzeption vom Judentum als Rasse 101
4.2 Lessings Einstellung zu seiner jüdischen Herkunft in seinen Entwicklungsjahren 105
4.2.1 „Bin ich nicht belastet, minderwertig, mißraten, verpfuscht?“ 105

4.2.1.1 Theodor Lessings Verhältnis zu seinen Eltern 106
4.2.1.2 Jüdischer Selbsthaß 107
4.2.2 Der Freund 115
4.2.3 Rückschläge 125
4.3 Zionist und „Geißler jüdischer Entartung“ – Theodor Lessings Haltung zum Judentum zwischen 1900 und 1914 129
4.4 Lessings Konzeption von Wesen und Sendung des jüdischen Volkes nach dem Ersten Weltkrieg 157

Schluß 191

Quellen- und Literaturverzeichnis 197

Anhang 205
1 Eindrücke aus Galizien 205
2 Galizien – Zur Abwehr 227
3 Samuel zieht die Bilanz 231
4 Wider Thomas Mann 241
5 Samuel Lublinski. Gedenkworte 247
6 Jiddisches Theater in London 253
7 Jude und Kunstleistung 265
8 Jüdisches Schicksal 269
9 Was ich von der jüdischen Jugend erhoffe 277
10 Internationalismus und Nationalismus – Eine Kontroverse über nationales Judentum. Brief an Jokob Klatzkin 283
11 Deutschland und seine Juden 289

Werner Boldt

„Jüdischer Selbsthaß“

Als Ausdruck mißglückter, gescheiterter, zerbrochener Identität, als Verleugnung einer unentrinnbaren, dem Wollen entzogenen vorgegebenen Identität, von der man sich nicht lösen kann, ist der Selbsthaß anzusehen. Er wird besonders bei Juden ausgemacht oder vielleicht muß man sagen: besonders Juden machen ihn unter sich aus, und so ist „jüdischer Selbsthaß“ zu einem verbreiteten Schlagwort geworden.

Vielfältiges wird unter ihm verstanden. In jeder Kritik eines Juden an Juden und Judentum kann eine Äußerung von „Selbsthaß“ gesehen werden. Anspruchsvoller und polemisch weniger handhabbar ist die psychologische Denkfigur der Identifikation mit dem übermächtigen Gegner, des Opfers mit dem Täter, wie man sie an KZ-Häftlingen festgestellt hat. Ein gleicher, nur weniger dramatischer Vorgang wäre die Identifikation mit einem anderen, der als Fremder unerreichbar bleibt, mit dem Deutschen etwa als einem Arier, als einem blonden und blauäugigen Germanen.

In einem Vorwort zu einer Untersuchung über Lessings Selbstverständnis als Deutscher und Jude bietet es sich an, diese Frage anhand seiner einschlägigen Schrift abzuhandeln, die er Ende 1929 unter dem Titel „Der jüdische Selbsthaß“ schrieb, und mit der diese Problematik zum ersten Mal gedankenreich und zusammenhängend abgehandelt wurde.[1] Hier wird diese Schrift nur am Rande herangezogen, mit gutem Grund, denn Antworten auf seine Frage nach dem Selbstverständnis Lessings konnte er nur in direkten und indirekten biographischen Zeugnissen finden, weniger in einer philosophisch-psychologischen Schrift, in der autobiographische Aussagen nur vereinzelt auftreten, die zudem andernorts ausführlicher zu finden sind. Die Frage,

1 Theodor Lessing, Der jüdische Selbsthaß, München 1984. Wenn in den folgenden Anmerkungen nur Seitenzahlen angegeben sind, beziehen sie sich immer auf diese Schrift. Sander, L. Gilman (Jüdischer Selbsthaß. Antisemitismus und die verborgene Sprache der Juden, Frankfurt/M. 1993) gibt eine andersgelagerte Begründung von „Selbsthaß“ und bleibt hier unberücksichtigt.

wieweit nicht diese Schrift ihren Ursprung mehr eigenem Erleben als wissenschaftlichem Forscherdrang verdankt, wieweit sie nicht als eine verschlüsselte Autobiographie zu lesen ist, mag dahingestellt bleiben.

Lessing erweist sich in ihr als ein bewußter Jude, schon zionistischen Zuschnitts. Das darf aber nicht zu voreiligen Schlußfolgerungen verleiten. Ein aktives, hellwaches, engagiertes Leben bildet eine reiche, komplexe Identität aus. Ein Nazi-Spitzel, der Lessing bei einem Vortrag im tschechischen Exil hörte, höhnte in seinem Unverstand, in dem Unverstand dessen, der sich verlöre, wüßte er sich nicht in einem Käfig eingeschlossen, von dem aus sich ihm die Welt in eindeutiger Perspektive darbietet, daß Lessing sich gleichzeitig als Jude, Zionist, Deutscher, Kommunist und Sozialist erkläre.[2] Fünf zum Teil sich überschneidende Komponenten sind genannt, die sich zu der individuellen Identität Theodor Lessing fügen. Und es sind noch nicht alle. Lessing war auch Hannoveraner, ein bewußter Bürger seiner Heimatstadt, er war Wissenschaftler, Vater usw.

Selbsthaß ist nach Lessing kein spezifisch jüdisches, sondern ein allgemein menschliches Phänomen. Es kann aber „an der Psychopathologie der jüdischen Volksgeschichte besonders glänzend beleuchtet werden".[3] Es sollen die Hauptgedanken Lessings kurz skizziert werden. Wie alles Leben ist auch das menschliche begrenzt. Wenn aber alle Natur selig in sich selbst existiert, ist der Mensch bestrebt, seine Grenzen zu vernichten. Das geistige Bewußtsein bewirkt, daß sich im Menschen das Leben gegen sich selber kehren kann. Es spaltet, was von Natur aus Eines ist. Dem Erkennen folgt das Werten. Die Wertvorstellungen entspringen der Einsicht in das Negative im Leben. „Und von dieser Einsicht in das *Negative* ist der Selbsthaß nur der unvermeidliche Schatten."[4] Wie sich der Geist über das „ihn tragende *vor*bewußte Leben" aufwirft, trägt der „wollend wertende Mensch" über den „logisch urteilenden" den Sieg davon. Hinter dem Logischen, so formuliert Lessing an anderer Stelle, steht eine „Selbstzerklüftung" des Menschen, hinter dem Ethischen „der Wille zum Gegen-Ich".[5] In einer Anmerkung bekräftigt Lessing: „Die Schuld und mithin auch der Selbsthaß ist die nie

2 S. Rainer Marwedel, Theodor Lessing 1872-1933, Darmstadt u. Neuwied 1987, S. 361. Auf die hier besprochene Schrift von Lessing geht Marwedel nicht ein.
3 S. 27.
4 S. 30.
5 S. 34 u. Note 1, S. 227.

und nimmer verstummende, nie und nimmer vermeidbare Begleitmelodie jedes unsrer Gedanken, jeder unsrer Handlungen.“[6]

Lessing beruft sich auf Nietzsche, aber darüber hinaus wäre seine Schrift vor dem Hintergrund seiner Philosophie der Not zu interpretieren. Davon kann hier abgesehen werden. Wenden wir uns gleich der Frage zu, welche spezifische Gestalt das allgemein menschliche Phänomen für Juden annimmt. Lessing antwortet zunächst mit jüdischen Geschichten und Anekdoten, in denen er die Mißachtung der eigenen Wir-Gruppe aufgrund eines „erniedrigten Selbstgefühls“[7] ausgesprochen sieht. Jüdischer Selbsthaß ist, so folgert er, ein „Sonderfall des allgemeinen Schicksals aller bedrängten, notleidenden, vom Lebenselemente abgeschnittenen Kreatur.“[8] Angesichts der Jahrhunderte währenden Zerstreuung in der Diaspora kommt Lessing zu dem Ergebnis: „Wenn die Natur nicht mehr gemeinsame Typen erschafft, dann müssen soziale Ziele und Ideale die Atomisierung der natürlichen Gemeinschaft verhindern. Die Juden also verband statt der gemeinsamen Erde das gemeinsame Gesetz; nicht die lebende Animalität, sondern die Setzung des Geistes. Das ist der Kern alles jüdischen Schicksals.“[9] Und verschärfend fügt er an anderer Stelle hinzu: „Es ist das Verhängnis des Judentums [...] bis ans Ende seiner Tage unter der Zuchtrute eines Gesetzes leben zu müssen, welches in Wahrheit kein Mensch [...] je völlig erfüllen *kann*. Es gibt keinen Gerechten! Und gäbe es ihn, dann hätte er bald aufgehört, noch Mensch bleiben zu können.“[10]

Die Erfahrung eigener Unzulänglichkeit, verschärft durch die Zugehörigkeit zu einer erniedrigten Gruppe, scheint eine einleuchtende Begründung für Selbsthaß zu sein. Doch Lessing gelangt in die Nähe des zu seiner Zeit verbreiteten Blut- und Boden-Denkens, indem er den Gegensatz von Natur und Geist vom Einzelnen auf ein Kollektiv, auf ein Volk überträgt. Für das aufgeklärte Europa wirkte nicht eine den Menschen vorgegebene Natur, sondern Verfassung und Recht wirkten gemeinschafts-, speziell nationenbildend. Goethe und Herder begegneten sich noch im deutschen Straßburg, aber schon wenige Jahre später wurden die Elsässer trotz „Natur und Land“, trotz

6 Note 16, S. 251.
7 S. 31.
8 S. 35. Im Original hervorgehoben.
9 S. 216.
10 Note 16, S. 254.

Sprache und Tradition französische Patrioten, Angehörige einer Nation, die sich auf der Basis von Verfassung und Recht konstituierte.

„Naturentfremdung“ ist nicht nur ein Merkmal des jüdischen Volkes in der Diaspora, sie ist ein Zeichen der Zeit, der „europäisch-amerikanischen“, von Technik, Industrie und Geldwirtschaft geprägten Welt. Lessing ruft nicht „zurück zur Natur!“, sondern blickt in die Zukunft: Er sieht in der Sonderstellung des „jüdischen Volkes“ den „Schlüssel für die Führerschaft der Juden im kommenden Zeitalter der sozialen Revolution.“[11] Nicht Klassenzugehörigkeit, so dürfen wir folgern, sondern die aufgrund von Volkszugehörigkeit direkt gemachten wie durch das kollektive Gedächtnis vermittelten Erfahrungen von Not prädestinieren zur Führerschaft beim Aufbruch in eine neue Welt.

Jeder vermag zu hassen, einen anderen, sich selber, die Gruppe, der er sich zurechnet – solange er sich ihr zurechnet. Die Möglichkeit als Jude eine Identität zu gewinnen, die nicht in einem Judentum beruht, wird von Lessing nicht weiter verfolgt. Sie war zu seiner Zeit in Deutschland wohl auch nur in Außenseitergesellschaften wie der Arbeiterbewegung möglich. In der Zeit der Aufklärung schien es, als würden Juden und Nichtjuden gemeinsam am Aufbau einer neuen Gesellschaft zusammenwirken, in der Jüdisches und Nichtjüdisches zusammenfließen könnten oder als überholt und veraltet in der Geschichte versinken würden. Heine und Börne konnten solchen Ideen anhängen, aber Theodor Lessing verfügte über andere Erfahrungen. Er lebte in der Düsternis eines eliminierenden, sich rassistisch verortenden Nationalismus. Dem setzte er ein jüdisches Selbsbewußtsein entgegen, das er freilich nicht in Leistungen begründete, wie sie von Juden, nicht zuletzt von ihm selber in erstaunlichem Umfang erbracht wurden, sondern in der Überhöhung der realen individuellen Existenz durch Zugehörigkeit zu einem großen Volke. Seine Ausführungen gipfeln in einem hymnischen Aufruf:

> „Wer du *bist*? Sohn etwa des fahrigen Handelsjuden Nathan und der trägen Sarah, die er zufällig besamte, weil sie ihm genug Geld in die Ehe brachte? Nein! Juda Makkabi war dein Vater, Königin Esther deine Mutter. Von dir, von dir allein aus geht die Kette, wenn auch über noch so schadhafte Glieder, auf Saul und David und Moses. – Sie sind in allen und immer gegenwärtig. Und waren seit je und können morgen wieder sein. [...] Durch alle Höllen unsres mensch-

11 S. 217.

> lichen Ich gelangst du immer wieder in den Himmel deines Selbst. Zu deinem ewigen Volk.“[12]

In solchen Sätzen kehrt Lessing sein Verhalten in der Jugend um, in der er „eine Zeitspanne ausschließlicher Hingabe an das „Deutschtum“, ausschließender Abwehr gegen das „Judentum““ durchlaufen habe.[13] Er trennt, was er in einer judenfeindlichen Umwelt nicht zusammenfügen kann. Dabei verengt er das Problem. „Jüdischer Selbsthaß“ erwächst nicht aus einer allgemeinen menschlichen, bei Juden besonders virulenten Not, sondern aus dem fehlgehenden, unerfüllbaren Wunsch, einem anderen Volk anzugehören. Unversehens sind wir bei einer Begründung für Selbsthaß angelangt, die offenbar nur speziell für Juden gilt. Selbsthaß resultiert bei ihnen nicht aus dem Streben nach einem allgemeinen menschlichen, sondern aus dem nach einem Dasein, das als spezifisch deutsch gilt. Mit der Definition von jüdisch und deutsch als zwei verschiedenen Völkern wird die Ausbildung einer soziokulturell bestimmten Identität, in die Jüdisches wie als „deutsch“ gewertetes Nichtjüdisches einfließen kann, verbaut. Sie erscheint als ein nicht gangbarer Weg von einem Volk zu einem anderen. Individuelle Identität ist ethnisch festgelegt, sie entzieht sich der freien Entscheidung.

Halten wir fest: Dem Selbsthaß sind alle Menschen ausgesetzt, weil Bewußtsein und Wertvorstellungen sie ihre Grenzen erkennen lassen. Insbesondere trifft dies auf Juden zu, weil sie ein überwaches Bewußtsein und strenge Gerechtigkeitsvorstellungen ausbilden. Noch spezieller trifft Selbsthaß auf Juden in Deutschland zu, weil sie ihr „Volkstum“ abwehren, um in vergeblichem Bemühen ein fremdes annehmen zu können. An sechs Biographien will Lessing „jüdischen Selbsthaß“ nachweisen. Wieweit es ihm gelingt, wollen wir an Maximilian Harden überprüfen.[14]

Harden verstand sich als Deutscher; seiner Herkunft aus jüdischer Familie maß er keine Bedeutung zu.[15] Der Verehrer Bismarcks und heftiger Kritiker Wilhelms II. avancierte zum einflußreichsten politischen Publizisten in Deutschland. In seiner Zeitschrift „Die Zukunft“ finden sich viele kritische

---

12 S. 51.
13 S. 40.
14 S. dazu Sabine Armbrecht, Verkannte Liebe. Maximilian Hardens Haltung zu Deutschtum und Judentum, Oldenburg 1999. Der biographische Abriß Lessings wird von Sabine Armbrecht ausführlich herangezogen, aber nicht als Probierstein für die Gültigkeit seiner These vom „Jüdischen Selbsthaß“ untersucht.
15 Näher dazu s. Armbrecht, S. 117 ff.

Beiträge zu Juden und Judentum, auch von ihm selber geschriebene. Sie zeugen vom Willen, sich von der jüdischen Religion abzuwenden, propagieren Mischehen und Massentaufen, und sind ganz auf Assimilation eingestellt. Das muß nicht von Selbsthaß zeugen. Welchem Kritiker von Religion und Kirche, der aus christlichem Milieu stammt, unterstellt man Selbsthaß? Wir wissen heute, welche Funktion und Folgen Antisemitismus in Deutschland hatte und sehen in jeder zeitgenössischen Kritik an jüdischen Personen Vorboten. Aber zur Zeit Hardens mußte Kritik an Juden und am Judentum nicht gleich von Antisemitismus zeugen oder von Selbsthaß, wenn sie von Kritikern jüdischer Herkunft vorgebracht wurde.

Harden, so scheint es, ist frei von Selbsthaß, jedenfalls von einem, den man als „jüdisch“ bezeichnen könnte. Im Prozeß gegen seine Attentäter bekannte er sich in einer offenen und unbefangenen Weise zu seiner jüdischen Herkunft, wie sie einem von Selbsthaß Angekränkelten nicht zur Verfügung stünde. In einer glänzenden Rede, die es verdiente, in jedem deutschen und nicht nur deutschen Schulbuch zitiert zu werden, führte er aus: „Ich bin als ein Jude geboren, aber ich habe immer sehr lockere Beziehungen zum Judentum gehabt. Ich bin vor mehr als vierzig Jahren als blutjunger Mensch zum Christenglauben übergetreten. Das war eine Zeit, in der man vom Rassenantisemitismus in Deutschland nichts wußte, sonst wäre es wohl eine Art Apostasie gewesen, und ich hätte es nicht getan.“[16]

Jüdisches Sein, so können wir diesen Sätzen entnehmen, ist für Harden an die Religion gebunden, nicht an die Zugehörigkeit zu einem jüdischen Volk. Er selber steht Religionen offenbar gleichgültig gegenüber. Das Christentum scheint ihm mehr einzuleuchten als das Judentum, aber er hätte auch beim Judentum bleiben können, nicht wegen des Glaubens, sondern aus Solidarität mit Menschen, die Verfolgungen ausgesetzt sind. Haß auf seine jüdische Herkunft spricht aus diesen Worten nicht. Die Voraussetzungen fehlen dazu. Im Unterschied zu Lessing hat Harden als Deutscher keine Probleme mit seiner jüdischen Herkunft.[17] Eher ließe sich „Jüdischer Selbsthaß“ bei den von Lessing beschriebenen Richtern ausmachen, die Verständnis für die

16 Zitiert bei Lessing S. 202 f.

17 Wieweit in die Darstellung Lessings seine persönlichen ambivalenten Erfahrungen mit Harden einflossen, vermag ich nicht zu beurteilen.

nationalistisch bramarbasierenden Attentäter zeigten, und bei den Verteidigern, sie alle getaufte Juden mit stramm deutsch-nationaler Gesinnung.[18]

Da wir bei Harden wenig Glück hatten, wollen wir die These vom „jüdischen Selbsthaß“ an dem Autor einer Schrift überprüfen, die wohl als der prägnanteste Ausdruck „jüdischen Selbsthasses“ gilt. Ich meine die Marxsche Schrift „Zur Judenfrage“; formal eine Rezension zu zwei Publikationen von Bruno Bauer, für Marx aber nur ein Anlaß, seine eigenen Vorstellungen darzulegen.[19] Die Schrift erfährt zwei unterschiedliche Interpretationen. Von den einen wird sie hochgeschätzt als ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu einer gesellschaftskritischen Position, zur Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft, als „brillanter Aufsatz über das Problem der bürgerlichen Emanzipation“[20]. Judenfeindliche Formulierungen werden dabei als polemische Überspitzungen bagatellisiert oder ganz ignoriert.[21] Andere, und das sind meistens Interpreten, die sich als Juden angesprochen fühlen, sehen gerade in diesen Formulierungen das Bedeutsame. Wenn sie Marx wohlgesonnen sind, schieben sie diese Schrift als einen bedauerlichen Irrläufer beiseite, können sie doch mit Recht darauf hinweisen, daß die Marxsche Gesellschaftskritik keinen Nährboden für judenfeindliche, gar antisemitische Vorstellungen bietet. Andere sehen die Schrift „von Judenhaß erfüllt“, was bei einem jüdischen Autor Selbsthaß bedeuten würde.[22] Sehen wir uns die umstrittene Schrift näher an.[23]

---

18 Siehe bei Lessing S. 201 und den Prozeßbericht von Kurt Tucholsky in der „Weltbühne“ vom 21.12.1922, wieder abgedruckt bei Armbrecht S. 203 ff., dort auch S. 165 ff. eine Darstellung von Attentat und Prozeß.

19 Karl Marx, Friedrich Engels Gesamtausgabe (MEGA) 1. Abt., Bd. 2, Berlin 1982, S. 141 ff.; ich zitiere nach Karl Marx, Friedrich Engels Werke (MEW), hgg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Bd. I, Berlin 1972, S. 347 ff.

20 Erich Fromm, Das Menschenbild bei Marx, in: Gesamtausgabe Bd. V, München 1989, S. 335 ff., Zitat S. 340.

21 So die Einleitungen in MEGA, S. 648 ff. und in MEW I, XXVIII, und viele Marx-Biographen von Franz Mehring (Karl Marx. Geschichte seines Lebens, Leipzig 1918) bis zu einem Autorenkollektiv des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU (Karl Marx. Biographie, Moskau 1968, Übersetzung: Berlin 1975)

22 Hans Lamm, Karl Marx und das Judentum, in: Karl Marx 1818-1968. Neue Studien zu Person und Lehre, Mainz 1968, S. 11 ff., Zitat S. 27. „Jüdischen Selbsthaß“ stellt Friedrich Heer bei Marx fest (Gottes erste Liebe, München 1967, S.212), wogegen Werner Blumenberg typische Äußerungen eines „Selbsthasses“ bei privaten Äußerungen, aber nicht bei der umstrittenen Schrift ausmacht. (Karl Marx in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek 1962, S. 58).

23 Eine sehr verständige, auf unsere spezielle Frage aber nicht eingehende Interpretation gibt Rosemarie Leuschen-Seppel, Sozialdemokratie und Antisemitismus im Kaiserreich, Bonn 1978, S. 19 ff., wogegen Edmund Silberner, der darauf verzichtet, die Schrift in die theore-

Die Schrift steht in der Folge mehrerer Artikel, die Marx in der „Rheinischen Zeitung“ gegen repressive judenpolitische Maßnahmen Preußens veröffentlicht hatte. Es ging ihm weniger darum, für die auf ihre Emanzipation bedachten gläubigen Juden einzutreten, als den reaktionären, sich christlich kostümierenden preußischen Obrigkeitsstaat anzugreifen. Nun aber fügte Marx der „Judenfrage“ eine neue Qualität hinzu, indem er von der Emanzipation der Juden zur Emanzipation der Menschen weiterging. Die „Judenfrage“ war für Marx in den nordamerikanischen Freistaaten schon gelöst, wo Juden gleichberechtigt waren und nicht mehr aufgrund ihrer religiösen Zugehörigkeit benachteiligt wurden. Jeder Staat, der Religion zur Privatsache erkläre, in die er sich nicht einmischen will, bewerkstellige die politische Emanzipation der Juden. Mit dem Hinweis, daß Sonntag und nicht Sabbat allgemeiner Feiertag ist, verwies Marx auf weiter existierende faktische Mängel der Emanzipation im Alltagsleben, auf die er aber nicht näher einging.

Mit ihrer Emanzipation als Juden sind sie noch nicht als Menschen, als Angehörige der „bürgerlichen Gesellschaft“ befreit. An dieser Stelle wird das Interesse aller an Gesellschaftskritik interessierten Marxforscher geweckt. Worin besteht nach Marx das Emanzipationsbedürfnis der Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft? Sie müssen sich zu Menschen emanzipieren, weil sie unter verkehrten, unmenschlichen Verhältnissen leben, weil sie einander und vom Gemeinwesen entfremdet sind, weil sie einander sich als Mittel betrachten und sich selbst zum Mittel herabwürdigen, ihre Beziehungen zueinander im wirklichen Leben durch das Geld vermitteln, wie sie es im „phantastischen“ durch die Religion tun. Für Juden steht also wie für alle anderen auch die Aufhebung ihres entfremdeten Daseins, die Emanzipation vom „Geldwesen“ an. Mit der menschlichen Emanzipation verschwindet die Religion, ist sie doch nur darin begründet, daß der entfremdete Mensch in ihr sein Wesen vergegenständlicht, „indem er es zu einem *fremden*, phantastischen Wesen macht“, ist ihr Dasein doch nur das „Dasein eines Mangels“.[24] In seiner nächsten Schrift wird Marx in der Religion den „Seufzer der bedrängten Kreatur“, das „Gemüt einer herzlosen Welt“ sehen und dabei das

---

tische Entwicklung von Marx einzuordnen, sich von dem aufreizenden Sprachgebrauch gefangen nehmen läßt. Dabei scheint mir wie bei vielen anderen Autoren, die in der Zeit des „Kalten Krieges“ schrieben, eine antikommunistische Grundstimmung hineinzuspielen. (Kommunisten zur Judenfrage. Zur Geschichte von Theorie und Praxis des Kommunismus, Opladen 1983, S. 24 ff.)

24 MEW I, 376 u. 352.

berühmt gewordene Wort von der Religion als dem *Opium des Volkes* prägen, das häufig verfälscht als Opium *für das* Volk zitiert wird, als hätte die Marxsche Religionskritik etwas mit der banalen, unter bürgerlichen Aufklärern verbreiteten Vorstellung vom Pfaffentrug zu tun.[25]

Für „Geldwesen", und hier kommen wir zu unserem Problem, setzt Marx auch den Ausdruck „Judentum"; und zwar nicht beiläufig, sondern mit einem auffälligen Eifer. „Judentum" wird bei ihm zu einem Synonym für „Geldwesen". Warum? Es gibt drei Erklärungen, die sich ergänzen.

Der gegebene Anlaß, die Rezension der Schriften Bauers, nötigen ihn, sich bei seinen allgemeinen Überlegungen über Emanzipation näher auf die spezielle „Judenfrage" einzulassen, als es die Sache erfordern würde. Dabei zeigt er sich von Bauers zeittypischer Abwertung der jüdischen Religion gegenüber der christlichen beeinflußt.

Das Eingehen auf eine konkrete Menschengruppe kommt, zweitens, theoretischen Grundannahmen des Gesellschaftskritikers Marx entgegen. In Verfolgung seines anthropologischen Ansatzes setzt Marx an die Stelle einer Idee oder einer unpersönlichen Institution Menschen. Für das „Geldwesen" könnte sich auch ein Weltgeist verantwortlich zeigen. Aber das „Judentum" wird von konkreten Individuen gebildet. Hartnäckige, anscheinend unausrottbare Klischees ließen Juden als eine menschliche Gruppe erscheinen, an der Marx am einleuchtendsten den Zusammenhang von Religions- und Gesellschaftskritik demonstrieren, Kritik am Monotheismus und dem Geld als dem weltlichen, dem wirklichen Gott unterbreiten kann. Die Annahme, daß die Juden „ein sozialwissenschaftliches Studienobjekt"[26] für Marx abgegeben hätten, geht fehl. Marx liefert Grundzüge einer Kritik der „bürgerlichen Gesellschaft", keine Forschungen zum Judentum. Noch erscheint die bürgerliche Gesellschaft erst in vagen Umrissen, aber Marx wird sein Leben damit zubringen, ihr deutlichere Konturen zu verleihen.

Die Ineinssetzung von Judentum und „Geldwesen" verfehlt die wirklichen Juden, jüdische Wirklichkeit. Der persönliche Umgang, den Marx mit Juden pflegte, hätte ihn die Unzulässigkeit der Pauschalisierungen *die* Juden und das *Judentum* erkennen lassen müssen. Aber gerade persönliche Erfahrungen waren es, und damit sind wir bei der dritten Erklärung, die bis zur Gehässig-

25 Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, in MEW I, 378 ff., Zitate S. 378.
26 So zitiert Hans Lamm S. 22 Helmut Hirsch.

keit in seine Formulierungen einfließen. Sehen wir uns seine Ausführungen näher an.

Nachdem Marx das Problem der Emanzipation im allgemeinen abgehandelt hat, läßt er sich zum Schluß auf die Unterscheidung Bauers von Juden und Christen ein. Dabei ist nun nicht mehr von einer Gleichrangigkeit der Religionen die Rede, wie sie im Verhältnis zum Staat gegeben ist, vielmehr erscheint die jüdische Religion als Reflex auf das, wie Marx unterstellt, materiell-egoistische Dasein der Juden, wogegen sich das Christentum „spiritualistisch“ über die „Weltanschauung des praktischen Bedürfnisses“, des Egoismus, erhöbe, die real existierende „christliche Gesellschaft“ aber das Judentum zu seiner „höchsten Ausbildung“ bringe.[27]

Gegen Bruno Bauer polemisierend verliert sich Marx in Spitzfindigkeiten, wie er sie in jungen Jahren gern betrieben hat. Bedenklich ist in diesem Falle, daß sich die Ebenen vermischen. Ein Beispiel. Marx beginnt einen Gedankengang über das Geld mit dem Satz: „Das Geld ist der eifrige Gott Israels, vor welchem kein andrer Gott bestehen darf.“ Das soll eine konkrete Aussage zum Judentum sein. Er beendet den Gedankengang aber, ohne den Wechsel der Ebenen deutlich zu machen, mit dem Satz: „Das Geld ist das dem Menschen entfremdete Wesen seiner Arbeit und seines Daseins, und dies fremde Wesen beherrscht ihn, und er betet es an.“[28] Die abstrakte Kategorie „Judentum“ für „Geldwesen“, mit der sich Marx im ersten Teil seiner Schrift von Bauers Judenkritik gelöst hatte, verwandelt sich im zweiten Teil immer wieder unversehens in das historische, empirisch vorhandene Judentum. Aus einer menschlichen Erscheinungsform der Welt des Eigennutzes, die neben andren existiert, wird das Judentum zu einem Inbegriff, werden die Juden zu Prototypen des „Geldmenschen“. Juden geraten nicht wie andere in die „bürgerliche Gesellschaft“ hinein, in die Gesellschaft des Eigennutzes, in der die Menschen isoliert sind und sich egoistisch verhalten, sie verwirklichen in ihr ihr „reales Wesen“.[29]

Dem historisch Denkenden müssen Juden als Urheber, als Schöpfer der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer reinen Form erscheinen. Marx geht nicht so weit. Er weist diese Rolle der „politischen Revolution“ zu, ohne die Revolutionäre zu benennen[30], sagt sogar umgekehrt, daß die „bürgerliche Gesell-

27 Zitate MEW I, 374-76.
28 MEW I, 374 f.
29 MEW I, 377.
30 MEW I, 368.

schaft fortwährend den Juden“, also den egoistischen Menschen, den „Geldmenschen“, erzeuge.[31] An anderer Stelle erscheint die Gesellschaft ohne nähere Bezeichnung als Agent der menschlichen Emanzipation[32], was an Münchhausen erinnert, der sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zieht. Das alles geschieht mehr beiläufig als durchdacht, widerspricht es doch seinen anthropologischen Grundannahmen. Erst in der nächsten Schrift vermag er menschliche Subjekte zu benennen, indem er entdeckt, daß die Gesellschaft in Klassen gespalten ist. Privat wird er noch weiterhin diskriminierende und geschmacklose Äußerungen über ihm nicht genehme jüdische Personen machen – bekannt sind seine Äußerungen über Lassalle –, aber in seiner Theorie spielen Juden und das Judentum keine Rolle mehr.[33]

Das alles sind nicht Fehlleistungen eines Denkschwachen. Warum also benutzt Marx offenbar mit grimmigem Behagen die Ausdrücke „Juden“ und „Judentum“ in einer Weise, die diffamierend wirkt und seiner soeben erreichten gesellschaftskritischen Position nicht entspricht? Beginnen wir mit einem Zitat, in dem man die Quintessenz seiner Ausführungen sehen kann. Hier, wo es ihm ernst ist, kommt er ohne Erwähnung von Juden und Judentum aus. Die Passage lautet:

> „Die politische Emanzipation ist die Reduktion des Menschen, einerseits auf das Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, auf das *egoistische unabhängige* Individuum, andrerseits auf den *Staatsbürger*, auf die moralische Person. Erst wenn der wirkliche individuelle Mensch den abstrakten Staatsbürger in sich zurücknimmt, und als individueller Mensch in seinem empirischen Leben, in seiner individuellen Arbeit, in seinen individuellen Verhältnissen *Gattungswesen* geworden ist, erst wenn der Mensch seine ‚forces propres‘ als *gesellschaftliche* Kräfte erkannt und organisiert hat und daher die gesellschaftliche Kraft nicht mehr in Gestalt der *politischen* Kraft von sich trennt, erst dann ist die menschliche Emanzipation vollbracht.“[34]

Warum formuliert er nicht durchgängig so? Eine Aussage wie „Welches ist der weltliche Kultus des Juden? Der *Schacher*. Welches ist sein weltlicher

---

31 MEW I, 374.
32 MEW I, 377.
33 Nur in der 1845 verfaßten Schrift „Die heilige Familie“ finden sich analoge Formulierungen, die wohl darauf zurückzuführen sind, daß er noch einmal auf Bruno Bauer eingeht.
34 MEW I, 370.

Gott? Das *Geld*“[35], müßte korrekt bei Übernahme der von ihm sonst gebrauchten Begriffe lauten: „Welches ist der weltliche Kultus des egoistischen Menschen, des vom Menschen und vom Gemeinwesen getrennten Menschen? Der Schacher. Welches ist sein weltlicher Gott? Das Geld“.[36] Warum schreibt Marx nicht, was er meint? Warum wählt er diskriminierende Formulierungen, die nur die schon gewonnene Klarheit wieder verdunkeln und die geeignet sind, den Leser auf eine falsche Fährte zu setzen? Warum macht er dies, obwohl er unter dem ihn bestimmenden Einfluß der Kritik schreibt, die Moses Hess an dem „Geldwesen“ geleistet hatte, ohne dabei in judenfeindliche Äußerungen zu verfallen? Die Beantwortung dieser Frage ist, wie schon erwähnt, in den persönlichen Verhältnissen von Marx zu suchen.

In der jüdischen Verwandtschaft von Marx wurde die Taufe seines Vaters mißbilligt. Das mußte den Sohn, der seinen Vater sehr verehrte, kränken. Aber zum Bruch mit seinen Verwandten konnte er es nicht kommen lassen, wollte er nicht auf Erbschaften verzichten, auf die er angewiesen war. Marx mußte aus Geldrücksichten seine wahren Gefühle verbergen und heucheln. Das wirkte stärker als Vorurteile, die er in der Kindheit übernommen haben mochte.[37] In den Zeilen des Theoretikers äußert sich ein Mensch, der – im Sinne Lessings zu verstehen – seine Not mitteilt, eine Not, die bei jedem, der nicht ganz abgebrüht ist, Selbsthaß hervorrufen muß. Es ist ein ganz gewöhnlicher Selbsthaß. Die Tatsache, daß er uns in einem jüdischen Milieu begegnet, macht ihn nicht zu einer jüdischen Eigentümlichkeit. Dem hoch intelligenten, akademisch gebildeten, getauften Juden Marx, Schwager des preußischen Innenministers, waren die Türen für eine glanzvolle Karriere weit geöffnet. Daß der Wahrheitssucher das harte Brot der Opposition aß und später das Elend des Exils auf sich nahm, war seine freie Entscheidung. Sie wurde ihm nicht wegen seiner jüdischen Herkunft abgenötigt. Grund für „jüdischen Selbsthaß“ hatte Marx nicht.

Selbsthaß ist ein allgemein menschliches Phänomen. Betrachten wir zum Schluß eine Äußerung von Selbsthaß bei einem Nichtjuden, bei einem Antisemiten, bei Heinrich von Treitschke, der mit seinen Schriften den berüchtigten Berliner Antisemitismusstreit hervorrief.[38] Von ihm stammt das geflü-

---

35 MEW I, 372.
36 Siehe auch die analoge Übersetzung einer anderen Passage bei Leuschen-Seppel, S. 23 f.
37 So Edmund Silberner, S. 24.
38 Ich ziehe heran: Heinrich von Treitschke, Unsere Aussichten, in: Preußische Jahrbücher Bd. 44, 1879, die einschlägige Passage steht S. 572 ff., sowie eine Antwort auf seine Kritiker unter dem Titel „Noch einige Bemerkungen zur Judenfrage“, Bd. 45, 1880, S. 85ff.

gelte Wort, das die erste Seite des „Stürmers“ zieren sollte: „Die Juden sind unser Unglück“. Treitschke gibt vor, die Meinung von vielen wiederzugeben, nicht seine eigene Ansicht – noch ist er nicht in die „Preußische Akademie der Wissenschaften“ aufgenommen. Tatsächlich aber steht er selber hinter dieser Aussage. In vielen Äußerungen läßt er seine generelle Judenfeindschaft erkennen.

Sich der plattesten und gehässigsten Vorurteile seiner Zeit bedienend reiht er Schmähung an Schmähung.[39] Statt nüchterner, differenzierender Analyse, aufreizende und vor allem Angst machende Reden: die Juden wollen uns beherrschen. Treitschke schreibt polemisch, aber nicht ungeschickt. Wiederholt eingesprengte anerkennende Worte erwecken den Anschein, als bemühe er sich um ein objektives Urteil. Doch muß das, was so raffiniert wirkt, nicht einmal gewollt sein. Private Bemerkungen lassen darauf schließen, daß er sich der Wirkung seiner Worte nicht bewußt war. So schrieb er an seinen Verleger: „Ich will nicht reizen, sondern versöhnen.“[40] Mit deutschen Juden, die er schätzt, wie dem angesehenen Historiker Harry Breßlau, möchte er in eine ernsthafte Diskussion treten. Er versteht nicht ihre Empörung. Es mag auch nicht von Hinterhältigkeit zeugen, wenn er Überlegungen, die Emanzipation wieder einzuschränken, zurückweist; es kommt ihm offenbar nicht der Gedanke, daß er solche Überlegungen aufwertet, daß er sie indirekt propagiert, indem er ernsthaft auf sie eingeht.

Was bewegt ihn? Treitschke ist kein ausgesprochener Rassist und insofern kein Anhänger des Antisemitismus, wie er zu dieser Zeit aufkam. Seine Judenfeindlichkeit speist sich aus einer vormodernen Vorstellungswelt und erlaubt ihm, Juden als Deutsche anzuerkennen. Er nennt Namen wie Mendelssohn und Gabriel Riesser.[41] Doch im Grunde genommen wird die Zulässigkeit solcher Zugeständnisse von Treitschke verneint. In vielen Wendungen formuliert er einen sich ausschließenden Gegensatz von deutsch und jüdisch: Juden sind dem „germanischen Volksgefühl“ ein „fremdes Element“, eine Kluft besteht „zwischen abendländischem und semitischem Wesen“ usw. usf.[42] Für Treitschke speist sich „deutsche Gesittung“ aus klassischem Altertum, Christentum und Germanentum als ihren drei Quellen. In

---

Neben anderen Dokumenten wieder abgedruckt bei Walter Boehlich (Hg.), Der Berliner Antisemitismusstreit, Frankfurt/Main 1965.

39 Siehe etwa Aussichten S. 574.

40 Zit. n. Boehlich, 240.

41 Aussichten 573.

42 Aussichten 575 u. 576.

dieser Welt ist für Juden kein Platz. Zwar räumt Treitschke ein, daß durch das Christentum Jüdisches vermittelt werde, weist er insofern nur ein „neujüdisches Wesen“ strikt zurück, aber diese Unterscheidung bleibt singulär. An anderen Stellen zieht er eine deutliche Grenze zwischen Christentum und Judentum.[43]

Das Christentum, „das mit allen Fasern des deutschen Wesens verwachsen ist“, und zwar in Kunst und Wissenschaft, in allen „gesunden“ Institutionen von Staat und Gesellschaft, bildet mehr noch als das Germanische eine Scheidewand.[44] „Unsere israelitischen Mitbürger“, mahnt Treitschke, müssen die Überzeugung gewinnen, „daß wir ein christliches Volk sind und bleiben wollen“. Erst dann könne sich „das Verhältnis zwischen Juden und Christen [...] friedlich gestalten“.[45] Juden – die zunächst vorgenommene Begrenzung auf religiöse Juden wird sonst nicht gemacht, und im Folgesatz schon wieder aufgehoben – sind also nur geduldet. Ihre Aufnahme erscheint als ein Gnadenakt. „Die Juden“, schreibt Treitschke, „sind dem neuen Deutschland Dank schuldig für das Werk der Befreiung; denn die Theilnahme an der Leitung des Staats ist keineswegs ein natürliches Recht aller Einwohner, sondern jeder Staat entscheidet darüber nach seinem freien Ermessen.“[46] Die Kriterien, nach denen der Staat entscheidet, gibt, so dürfen wir wohl vermuten, Treitschke an die Hand.

Zu den Juden, die sich die Gnade, als Deutsche anerkannt zu werden, verscherzt haben, gehören Heine und Börne. Was mißfällt Treitschke an den beiden Vorkämpfern deutscher Freiheit? Eben das, als was sie eben bezeichnet werden. In den genannten Antisemitismus-Schriften äußert sich Treitschke nur moralisch. Heine ist liederlich und Börne schamlos, oberflächlich und frech.[47] Wenn wir Näheres und Politisches erfahren wollen, müssen wir sein etwas später erschienenes historisches Werk heranziehen.[48]

---

43 Siehe Bemerkungen S. 89, 92 u. 93.

44 Bemerkungen, 92.

45 Bemerkungen S. 95.

46 Bemerkungen 87. Den Zusammenhang von Emanzipation und demokratischer Selbstbestimmung einerseits, Gefährdung der Emanzipation und obrigkeitsstaatlicher Verfügungsgewalt andererseits hat Walter Grab, Der deutsche Weg der Judenemanzipation 1789-1938, München 1991, ausführlich dargelegt.

47 Aussichten 574 u. Bemerkungen 90.

48 Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Leipzig 1927. Einschlägig sind vor allem folgende Passagen: Bd. 3, S. 684 ff. u. Bd. 4, S. 409 ff. Erstveröffentlichungen 1885 bzw. 1889.

Heine und Börne sind für Treitschke – und damit hat er recht – die maßgebenden Vertreter des „Jungen Deutschland“, das mithin seinen Namen zu Unrecht führe. Vielmehr verbinde sich in ihm der vormärzliche Radikalismus mit einem radikalen Judentum zu einer „deutsch-jüdischen Zwitterliteratur“. Eine „deutsch-jüdische Mischkultur“ war eine Schreckensvision, von der Treitschke wiederholt heimgesucht wurde. Denn das Jüdische verdarb das Deutsche. Den literarischen Erfolg Börnes führt Treitschke auf einen Irrtum der Deutschen zurück: „Sie hielten arglos für deutsche Aufklärung und deutschen Freisinn, was in Wahrheit jüdischer Christenhaß und jüdisches Weltbürgertum war.“[49]

Ignoranz und Infamie paaren sich. Es mag nationale Spielarten von Aufklärung und Freisinn geben, aber die Sache selber ist international, ist weltbürgerlich, kosmopolitisch. Was bleibt den Deutschen an Aufklärung und Freisinn, wenn sie sich den „Kultus der sogenannten Ideen von 89“[50] ausreden lassen? Wieso soll sich Nationalgefühl mit Weltbürgertum nicht vereinbaren lassen, wieso soll Börnes „deutsches Nationalgefühl [...] ganz zugrunde“ gegangen sein, als er im „radikalen Weltbürgertum“ versank, und wieso soll sein Weltbürgertum „dem Landesverrate sehr nahe“ gekommen sein, als er sich gegen einen franzosenfeindlichen, deutschtümelnden Patriotismus aussprach?[51] Und schließlich: Einen „jüdischen Christenhaß“ wird man schwerlich bei getauften Juden ausmachen können, allenfalls Opportunismus.

Mit seinem Verständnis von Nationalität und Staat tritt Treitschke in Widerspruch zu Börne und Heine. Aber er setzt sich nicht mit den Auffassungen seiner Gegner auseinander, er diffamiert, schreibt von „Besudelung alles deutschen Wesens“.[52] Was ihm an ihnen nicht paßt, deklariert er als „undeutsch“. Zum Beleg dient ihm, daß Börne und Heine „Juden“ waren, und somit nicht Deutsche sein konnten. Treitschke eliminiert, aber nicht aus rassistischen, sondern aus politischen Motiven.

Treitschkes Äußerungen sind nicht einfach als politische Polemik zu verstehen. Seine Biographie läßt tiefer liegende Gründe vermuten. Treitschke stammt aus einer aristokratischen Offiziersfamilie, aber er ist in liberaler, sächsischer Umwelt aufgewachsen und seine Studienorte und die Stätten seiner Lehrtätigkeit liegen dort, wo in der 48er Revolution die liberalen und

49 Deutsche Geschichte Bd. 3, S. 688.
50 Ebd., S. 691.
51 Deutsche Geschichte Bd. 4, S. 416.
52 Deutsche Geschichte Bd. 3, S. 687.

demokratischen Bewegungen stark waren. Auch nach ihrem Scheitern übten sie weiterhin Einfluß auf das kulturelle und politische Leben. Selbst die als Radikale verfolgten und in Verruf geratenen Demokraten konnten in den 60er Jahren politisch erneut hervortreten. Erst nach der Reichsgründung erhielt Treitschke einen Ruf nach Berlin. Seine politische Sozialisation hat Treitschke also als Angehöriger eines liberalen Bildungsbürgertums erfahren, wobei man freilich in Rechnung stellen muß, daß die deutschen Lieberalen nicht mit derselben Nachdrücklichkeit und Konsequenz für politische Freiheiten eingetreten sind wie ihre Gesinnungsgenossen in Westeuropa, und Treitschke wiederum unter den deutschen Liberalen als gemäßigt einzustufen ist.

Treitschke favorisierte die kleindeutsche, preußische Lösung der deutschen Frage, wünschte aber einen liberalen Ausbau des preußischen Staates und stand im Verfassungskonflikt auf Seiten der liberalen Opposition. Wie viele seiner Gesinnungsgenossen wandelte er sich unter dem Eindruck der militärischen Erfolge Preußens zu einem Anhänger Bismarcks. Einmal auf diesen Weg geraten, ging er unbeirrt weiter. Er vollzog nach der Reichsgründung die konservative Wende mit, befürwortete den Kampf gegen die Sozialdemokratie und später die imperialistische Weltpolitik, Flottenbau und eine rücksichtslose Ausübung der Kolonialherrschaft.

Sein Weg zum „Historiographen des preußischen Staates“, so können wir feststellen, war mit Verleugnungen alter Ideale gepflastert, für die Börne und Heine standen. Beide standen aber auch insbesondere für die Demokraten, die den Liberalen vom Schlage des jungen Treitschke vorwarfen, aus Opportunismus die Revolution an die alten Gewalten verraten zu haben. In der Aussage „Die Juden sind *unser* Unglück“ steckt eine zweifach motivierte persönliche: Die Börne und Heine sind *mein* Unglück. Treitschke stellt sich seinem Unglück nicht, er sucht ihm zu entgehen. Das macht sein Agieren irrational. Mit Personen, auf die er sein politisches *alter ego* projiziert, kann er sich nicht vernünftig auseinandersetzen. Er muß sie verfremden. Er klassifiziert sie als Juden, die ihm als Deutschem fremd sind, die er von sich abzuwehren, die er zu bekämpfen hat.

Treitschke ist der Pfefferkorn des Kaiserreichs. Hinter seiner Judenfeindlichkeit verbirgt sich der Selbsthaß eines opportunistischen und schließlich gewendeten Liberalen. Der Selbsthaß ist anders begründet, als wir es von Lessing her kennen. Er resultiert nicht daraus, daß das Eigene verleugnet und das Fremde idealisiert und als Fremdes vergeblich erstrebt wird, sondern

daraus, daß die alten eigenen und insofern erreichbaren Ideale verleugnet und aus Scham verfremdet werden. Es ist bürgerlicher Selbsthaß. Die irrationalen Einflüsse machen Treitschkes Urteile so widersprüchlich, lassen immer wieder Anerkennendes in seine Gehässigkeiten einschießen. Sie bewirken, daß er seine eigenen Aussagen nicht versteht, daß er sie falsch einschätzt. Er möchte die Juden gar nicht so hassen, wie er gegen die liberalen, demokratischen Kritiker des Obrigkeitsstaates schreiben muß. Da er aber sein verdrängtes politisches *alter ego* als „jüdisch" bekämpft, kann er sich mit ihnen, mit der „Judenfrage", nicht verständig auseinandersetzen.

Die Betrachtungen haben gezeigt, daß das Schlagwort vom „jüdischen Selbsthaß" nicht so wohlfeil zur Verfügung steht, wie es zuweilen gebraucht wird. Am besten ist es bei kundigen Psychologen aufbewahrt. Theodor Lessing kommt das Verdienst zu, es in eine anspruchsvolle theoretische Fassung gebracht zu haben. Dabei hat er deutlich gemacht, daß es sich nicht um ein rein jüdisches Phänomen handelt. Er sagt aber auch, daß insbesondere Juden dem Selbsthaß ausgesetzt seien. Lessing verallgemeinert Erfahrungen, die er selber gemacht hat, – aber ist die Verallgemeinerung unzulässig? Er sucht das Deutschtum bei denen, die ihn als Juden zurückweisen, – aber mit wem hätte er als Deutscher unter Deutschen leben können?

Theodor Lessing als Student, 1894

Einleitung

Theodor Lessing ist ein Politikum. Der Philosoph, der beschrieb, wie Machthaber gezielt Mythen und Symbole einsetzen, um die Massen von ihrer Not abzulenken und die mit der Not verbundene Sprengkraft zu bannen, ist selber zu einem Symbol im politischen Richtungskampf geworden. Schon zu seinen Lebzeiten entzündeten sich an seiner Person grundlegende politische Konflikte. Besonders die extreme Rechte schoß sich auf Lessing ein, weil er es gewagt hatte, ihrem Abgott Hindenburg in einem psychologischen Aufsatz den Spiegel vorzuhalten. Die tiefsitzende Feindschaft gab sich mit Lessings Vertreibung aus seiner Heimatstadt Hannover Anfang 1933 nicht zufrieden. Zwei sudetendeutsche SA-Männer spürten Theodor Lessing in seiner Zuflucht im tschechischen Marienbad auf und erschossen ihn am 30. August 1933 durch das Fenster seines Arbeitszimmers. Lessing wurde zum „ersten Mordopfer der Nazis im Exil“[1].

Aber auch 50 Jahre nach seiner Ermordung hatte Theodor Lessing, vielmehr: das „Symbol“, zu dem er geworden war, nichts von seiner polarisierenden Kraft eingebüßt. Die 1982 von der Hannoveraner SPD vorgeschlagene Umbenennung des Universitätsvorplatzes in „Theodor-Lessing-Platz“ wurde von der CDU mit der Begründung abgelehnt, Lessing sei der „meistgehaßte Mann in Hannover“ gewesen[2]. 1983 erhielt Theodor Lessing dann doch „seinen“ Platz, allerdings nicht vor der Universität, sondern an der Volkshochschule, und nur im Gegenzug zu der von der CDU geforderten Umbenennung des östlichen Ihmeufers in „Peter-Fechter-Ufer“[3]. Noch zum Zeitpunkt des Entstehens dieser Arbeit schwelt ein Streit um die von Studierenden seit langem geforderte Umbenennung der Universität Hannover in „Theodor-Lessing-Universität“[4].

---

1 Eckart Spoo, Ein Warner vor dem demutlosen Menschen-Machtwahn, in: Frankfurter Rundschau, 09. März 1995, S. 8.

2 Vgl. Rainer Marwedel, Theodor Lessing 1872 - 1933. Eine Biographie, Darmstadt-Neuwied 1987, S. 438.

3 Vgl. ebda.

4 Vgl. Trotzdem. Zeitung der Juso-Hochschulgruppe der Theodor-Lessing Universität Hannover, Ausgabe Oktober 1995, S. 10f.

Allerdings war die politische Verortung Lessings auf der „Linken“ nicht immer so eindeutig, wie es diese Informationen nahelegen. Zwar wurde er von der Mehrheit seiner Zeitgenossen im Zuge der gegen ihn gerichteten Hetzkampagne nach der Veröffentlichung seines Hindenburg-Artikels (vgl. dazu Kapitel 2) „als linksstehender Denker und Autor wirklich voll erkannt“[5], jedoch hat sich die Wissenschaft diesem Urteil erst neuerdings angeschlossen: Hans Stern ordnet Lessing in die deutsche Arbeiterbewegung ein, in der man ihn als „beharrlich-standhaften Volksfreund“ gekannt habe[6]. Lessings Biograph Rainer Marwedel schreibt:

> „Als Redner und Publizist beteiligte Lessing sich an vielen sozialen Bewegungen, er setzte sich ein für diskriminierte Minderheiten oder benachteiligte Mehrheiten, für die Namenlosen der Geschichte: die von den imperialistischen Staaten kolonialisierten Völker in Afrika und Indien, für die Frauen und die sozialen Randgruppen der Gesellschaft; er verteidigt auch das Lebensrecht von Pflanzen und Tieren.“[7]

Angesichts solcher Eindeutigkeit ist es kaum glaublich, daß es auch völlig andere Einschätzungen von der Person und Lebensleistung Theodor Lessings gibt, die in der älteren Literatur sogar klar überwiegen. Der „Große Brockhaus“ von 1955 teilt mit, Lessing sei ein „scharfer Antisemit“ gewesen. Kurt Hiller, selbst jüdischer Emigrant, schreibt:

> „...so bleibt uns nur übrig, festzuhalten, daß dieser Professor und Litterat die Kugel gießen half, die ihn niederstreckte“[8]

und begründet dies damit, Lessings Haupthaß habe dem „Geist“ gegolten, worin er Hitler mit vorbereitet habe. „Seele“, „Blut“, „Unbewußtheit“, „Lebensrausch“ etc. seien seine Fetische gewesen[9].

Herbert Poetzl, der 1978 eine erste Dissertation über das Leben *und* Werk Theodor Lessings vorlegte (vorher waren bereits zwei Dissertationen erschienen, die sich mit unterschiedlichen Aspekten von Lessings Philosophie

---

5 Hans Stern, in: Theodor Lessing, Wortmeldungen eines Unerschrockenen. Publizistik aus drei Jahrzehnten, hrsg. und eingeleitet von Hans Stern, Leipzig-Weimar 1987, S. 39.
6 Ebda., S. 10.
7 Marwedel, Lessing, S. 319.
8 Kurt Hiller, Köpfe und Tröpfe. Profile aus einem Vierteljahrhundert, Hamburg-Stuttgart 1950, S. 305.
9 Vgl. ebda., S. 303f.

beschäftigten[10]), hält Lessing für einen „Jewish antimodernist“ und einen „völkisch Zionist“[11]. Er sieht Lessing als Bestandteil der „antimodernistischen“ Geistesströmung, die im 19. Jahrhundert ein gesamteuropäisches Phänomen gewesen, aber besonders in Deutschland auf starken Widerhall gestoßen sei. Genauso wie Poetzl versucht Hans Mayer den Denker und den Handelnden Theodor Lessing auseinanderzudividieren: Er habe Aufklärung „praktiziert“, „(i)n seinen philosophischen Reflexionen jedoch war Lessing ein Pessimist der Spätromantik: immer auf dem Heimweg nach dem bewußtlosen Sein, dem vegetativen Leben“[12]. „Theodor Lessing lebte als Denker im Bereich der Gegenaufklärung“[13]. Dieser Trennung zwischen Leben und Werk ist jedoch entgegenzuhalten, daß nach Lessings eigenen Worten sein Leben nichts anderes war, als die Ausgestaltung seiner Philosophie[14].

„There seem to have been two Theodor Lessings“, so formuliert es ein amerikanischer Autor zutreffend[15]. In der vorliegenden Arbeit soll u.a. versucht werden, Licht in das Dickicht der hier nur skizzierten divergierenden Auffassungen zu bringen.

Die Anzahl der bereits angeführten Verweise auf die Sekundärliteratur mag darüber hinwegtäuschen, daß die Wissenschaft Lessing lange Zeit „als Fußnote abgelebten Zeitgeistes“ abgehandelt hat, wie Rainer Marwedel es aus-

10 Wolf Goetze, Die Gegensätzlichkeit der Geschichtsphilosophie Oswald Spenglers und Theodor Lessings, Phil. Diss. Leipzig 1930 und Hans Dieter Hüsgen, Geschichtsphilosophie und Kulturkritik Theodor Lessings, Phil. Diss. Mainz 1961. Die erste dieser beiden Arbeiten berührt das hier interessierende Thema nur am Rande und bleibt deshalb außer Betracht.

11 Herbert Poetzl, Confrontation with Modernity. Theodor Lessing's Critique of German Culture, Phil. Diss. University of Massachusetts, Ann Arbor 1978, S. VI.

12 Hans Mayer, Der Repräsentant und der Märtyrer. Konstellationen der Literatur, Frankfurt a.M. 1971, S. 119. Genauso Poetzl, S. 9.

13 Mayer, Repräsentant, S. 118. Sein Urteil, Lessing habe genauso wie sein Jugendfreund Ludwig Klages zur „Phalanx der Gegenaufklärung“ gehört, wiederholt Mayer in seinem Buch „Außenseiter“, Frankfurt a.M. 1975, S. 419. Genauso urteilt Julius H. Schoeps, Der ungeliebte Außenseiter. Zum Leben und Werk des Philosophen und Schriftstellers Theodor Lessing, in: Walter Grab, Julius H. Schoeps (Hrsg.), Juden in der Weimarer Republik (=Studien zur Geistesgeschichte, Band 6), Stuttgart-Bonn 1986, S. 200-217. Schoeps erklärt Lessings Philosophie für weitgehend unverständlich und belegt seine Ansicht, Lessing sei ein Lebensphilosoph gewesen, mit einem Zitat, das nicht von Lessing, sondern von Ludwig Klages stammt, vgl. a.a.O., S. 205.

14 Theodor Lessing, Einmal und nie wieder, Gütersloh 1969 (1. Ausgabe Prag 1935), S. 251.

15 Lawrence Baron, Theodor Lessing: Between Jewish Self-Hatred and Zionism, in: Leo Baeck Institute Year Book 26 (1981), S. 323-340, hier S. 323.

drückte[16]. Theodor Lessing hat diese Entwicklung übrigens präzise vorhergesehen: „Ich muß auf *Angriffe*, muß zum mindesten auf *bewußtes Totgeschwiegenwerden* gefaßt sein", schrieb er 1928[17]. Erst in jüngster Zeit hat so etwas wie eine „Lessing-Renaissance" eingesetzt, und man geht wohl nicht fehl, Rainer Marwedel hierfür als Impulsgeber zu betrachten. 1983 wurde der Nachlaß Theodor Lessings in den Bestand des Hannoveraner Stadtarchivs überführt, und Marwedel wurde mit dessen Sichtung beauftragt. Ergebnis seiner Forschungen war eine Dissertation, die 1987 in überarbeiteter Form unter dem Titel „Theodor Lessing 1872-1933. Eine Biographie" erschienen ist[18]. Seither hat das wissenschaftliche Interesse an Theodor Lessing merklich zugenommen. Drei weitere Dissertationen über seine Philosophie sind mittlerweile in den Druck gelangt[19], und 1995 wurde eine auf sechs Bände angelegte Ausgabe der Werke Theodor Lessings in Angriff genommen, zu der bereits 1933 namhafte Gelehrte wie Albert Einstein und Betrand Russell aufgerufen hatten[20]. Die beiden ersten Bände dieser Werkausgabe sind zum Entstehungszeitpunkt dieser Arbeit bereits erschienen[21].

Auch wenn Theodor Lessing selbst sein vormaliges „bewußtes Totgeschwiegenwerden" vielleicht lieber gewesen wäre, als seine jetzige „Renaissance" – schrieb er doch:

---

16 Rainer Marwedel, Einleitung zu Theodor Lessing, Ich warf eine Flaschenpost ins Eismeer der Geschichte. Essays und Feuilletons, hrsg. und eingeleitet von Rainer Marwedel, Darmstadt-Neuwied 1986, S. 9-51, hier S. 9.

17 Theodor Lessing, Meine Beziehungen zu Ludwig Klages (geschrieben 1928), abgedruckt in: Lessing, Einmal, S. 413-447, hier S. 416.

18 Rainer Marwedel erhielt für seine Lessing-Biographie 1990 den mit 10000 DM dotierten Carl-von-Ossietzky-Preis der Stadt Oldenburg. Vgl. Rainer Marwedel: Theodor Lessing (1872-1933). Eine Dokumentation zum Carl-von Ossietzky-Preis 1990, Oldenburg 1990. Zur Entwicklung der Lessing-Rezeption, vgl. auch Bernward Baule, Kulturerkenntnis und Kulturbewertung bei Theodor Lessing (=Beiträge zur Historischen Bildungsforschung, Band 11), Phil. Diss Hildesheim 1991, Hildesheim 1992, S. 19-23.

19 Es handelt sich um die in der letzten Fußnote angeführte Arbeit von Baule sowie um Peter Böhm, Theodor Lessings Versuch einer erkenntnistheoretischen Grundlegung von Welt. Ein kritischer Beitrag zur Aporetik der Lebensphilosophie, Phil. Diss. Würzburg 1985, Würzburg-Amsterdam 1986 und Maja I. Siegrist, Theodor Lessing. Die entropische Philosophie. Freilegung und Rekonstruktion eines verdrängten Denkers (Phil. Diss. Zürich 1994 /95), Frankfurt a.M. 1995. Alle drei Arbeiten haben kaum Bezug zu der hier interessierenden Fragestellung.

20 Vgl. Spoo.

21 Theodor Lessing, Bildung ist Schönheit. Autobiographische Zeugnisse und Schriften zur Bildungsreform (=Theodor Lessing, Ausgewählte Schriften, Band 1), Bremen 1995 und Theodor Lessing, „Wir machen nicht mit!". Schriften gegen den Nationalismus und zur Judenfrage (=Theodor Lessing, Ausgewählte Schriften, Band 2), Bremen 1997.

> „Denn das ist nicht das schlimmste, daß sie morden durch Stillschweigen und Nichthineinsehen, nein! wie das platonische Wohlwollen, das nichts kostende Gönnertum, das sympathisch Gegenüberstehen, das scheinbare Kennen und zu nichts verpflichtende Anerkennen mordet, in guten Treuen, das ist furchtbar“[22]

– so wird hier dennoch eine weitere Arbeit über ihn vorgelegt. Im Zentrum der Untersuchung steht dabei die Frage nach Lessings Selbstverständnis als Deutscher und Jude – eine Frage, die noch in keinerlei Hinsicht ausreichend erforscht worden ist. Obwohl es zahlreiche Belege dafür gibt, daß außerordentlich vielen deutschen Juden im Kaiserreich und in der Weimarer Republik ihre „dualistische Existenz“ (Shulamit Volkov) als Deutsche *und* Juden unter Identitätsgesichtspunkten zu einem subjektiven *Problem* wurde, erscheint die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Identitätsproblem immer noch als unzureichend. Dies gilt sowohl für die deutschen Juden als Gesamtheit, als auch im Hinblick auf einzelne Individuen. Einen ersten Beleg für diese These vermag die Durchsicht des *Leo Baeck Institute Year Book* zu liefern: Diese Publikationsreihe hat seit dem Jahr ihres ersten Erscheinens (1956) einen unschätzbaren Beitrag zum Verständnis der deutsch-jüdischen Geschichte geleistet, jedoch enthält sie fast nichts, was einen expliziten Bezug zur Identitätsproblematik aufwiese.

Diese Aussage, der unten in Kapitel 1 mehr Substanz verliehen werden soll, möge aber keinesfalls darüber hinwegtäuschen, daß die beste Diskussion von *Theodor Lessings* Ringen mit dem von ihm sehr intensiv empfundenen Identitätsproblem in ebendiesem *Leo Baeck Institute Year Book* veröffentlicht worden ist. Es handelt sich um einen Aufsatz von Lawrence Baron (s.o., Anm. 15), dem der Verfasser im Hinblick auf den Aufbau des vierten Kapitels der vorliegenden Arbeit und der darin vorgenommenen Periodisierung besonders verpflichtet ist. Breiter Raum wird Lessings Haltung zum Judentum auch von Herbert Poetzl eingeräumt[23], während dieser spezielle Fragenkomplex in Marwedels Lessing-Biographie, insgesamt gesehen, unterbelichtet ist: Zwar enthält sein Buch ein Kapitel mit der Überschrift „Zwischen Kaftan und Smoking“[24], aber in diesem wird vor allem (wie übrigens in dem

22 Theodor Lessing, Dührings Haß, Hannover 1922, abgedruckt in: Lessing, Wortmeldungen, S. 94-114, hier S. 114.
23 Poetzl, Kap. V und VI, S. 174-252.
24 Vgl. Marwedel, Lessing, S. 121-145.

gesamten Buch) eine an Lessing'schen Denkmustern orientierte Gesellschaftsanalyse *Marwedels* geboten.

Konnte der Verfasser also auf Vorarbeiten anderer zurückgreifen, so stützt sich die vorliegende Arbeit dennoch in der Hauptsache auf Lessings eigene Schriften, die immer noch weit verstreut sind. Kaum ein zweiter jüdischer Deutscher hat wohl einen so reichhaltigen Fundus von Texten hinterlassen, die etwas zur Beantwortung der Frage hergeben, wie er ganz persönlich ein von ihm empfundenes Identitätsproblem verarbeitet hat. Wenn man konzediert, daß Einzelfallstudien zur Identitätsproblematik deutscher Juden ein Desiderat der Forschung sind, so dürfte deshalb einer Studie gerade über Theodor Lessings Selbstverständnis als Deutscher und Jude eine besondere, vielleicht exemplarische Bedeutung zukommen. Eine solche Untersuchung wird hiermit vorgelegt. Sie erhebt den Anspruch auf Vollständigkeit in der Analyse der relevanten Quellentexte.

Den Kern der vorliegenden Arbeit bildet das vierte Hauptkapitel. In diesem wird herausgearbeitet, daß Lessings Einstellung zu seiner jüdischen Herkunft zweimal in seinem Leben einer grundlegenden Revision unterworfen war, woraus sich die chronologische Gliederung dieses Kapitels ergibt. Inhaltlich müssen innerhalb des vierten Kapitels zwei Ebenen unterschieden werden: Mit Lessings *subjektiver* Identitätsbildung beschäftigt sich vor allem das Kapitel 4.2. Was für ihn persönlich „Jüdisch-Sein" und „Deutsch-Sein" bedeutete, warum und worin für ihn hier ein Widerspruch bestand und wie er selbst sich in diesem Spannungsfeld positionierte, dies sind Fragen, mit denen Theodor Lessing sich in dem Zeitraum zwischen seiner Bewußtwerdung und etwa 1900 intensiv auseinandersetzte. Über diesen Zeitraum, den wir in Anlehnung an Poetzl als Lessings „Entwicklungsjahre" bezeichnen[25], sind wir durch Lessings Autobiographie „Einmal und nie wieder" sehr gut unterrichtet. Diese Autobiographie blieb unvollendet. Als Lessing 1933 ermordet wurde, hatte er erst die ersten drei Bücher über seine Kindheit, Schul- und Studienzeit niedergeschrieben. Sie umfassen den Zeitraum von

25 Vgl. Poetzl, Kap. II: „Formative Years in Wilhelmian Germany", S.52-93. Kapitel 4.2 leistet somit einen Beitrag zur Erforschung der Identität jüdisch-deutscher Jugendlicher im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Diese Fragestellung wurde angeregt von Hans Dieter Hellige, Zum Sozialverhalten jüdischer Kaufmanns- und Unternehmersöhne im Deutschen Kaiserreich und der K. u. K.-Monarchie unter dem Einfluß des Antisemitismus, in: Walther Rathenau-Gesamtausgabe, Bd. 6: Walther Rathenau - Maximilian Harden, Briefwechsel 1897-1920. Mit einer einleitenden Studie hrsg. von H. D. Hellige, München-Heidelberg 1983, S. 47-76.

1872 bis etwa 1900. Es ist eine Koinzidenz, daß seine Autobiographie an einem Punkt abbricht, an dem für Lessing ein neuer Lebensabschnitt begann, der auch durch eine Veränderung seiner Einstellung zu seinem Jüdisch-Sein charakterisiert wird.

In den Kapiteln 4.3 und 4.4 geht es dann weniger um die subjektive Seite von Lessings Identitätsbildung. Sein Blick richtete sich nach der Jahrhundertwende gewissermaßen von „innen“ nach „außen“. Individuelle Aspekte traten zurück, statt dessen beschäftigte sich Lessing in seinen Schriften immer wieder mit der Judenheit insgesamt, mit ihrem Wesen, ihren Fehlern und ihren Aufgaben, wie er sie sah. Der Erste Weltkrieg bildet insofern eine Zäsur, als die *Kritik* an bestimmten „jüdischen Eigenarten“, die Lessing noch im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts wiederholt geäußert hat, nach dem Krieg in den Hintergrund tritt, und Lessing nunmehr den Juden eine Vorbildfunktion und besondere „Sendung“ zuschreibt (vgl. Kap. 4.4).

Die übrigen Kapitel dieser Arbeit sind als notwendige „Vorbemerkungen“ zum Verständnis des vierten Kapitels zu sehen. Zunächst soll die Identitätsproblematik der Juden im deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik allgemein skizziert werden. Welche Entwicklung nahm die Selbstsicht der jüdischen Minderheit in diesem Zeitraum? Diese Frage ist von Bedeutung, da sie die Folie bildet, vor der Theodor Lessings Einstellung zu seiner jüdischen Herkunft beurteilt werden muß.

Danach soll der äußere Lebensweg Theodor Lessings nachgezeichnet werden, um den Leser über den Menschen, um den es hier geht, ins Bild zu setzen. Gerade bei einem Philosophen wie Lessing muß aber ein solcher Annäherungsversuch scheitern, wenn er nicht auch die geistige Verfassung und Entwicklung des Betreffenden mit berücksichtigt. Dies soll im dritten Kapitel geschehen. Auch wenn der Verfasser Marwedels Einschätzung, die „Not der deutschen Juden“ sei Lessings philosophisches „Leitmotiv“ gewesen[26], für überpointiert hält, so ist er doch zu der Überzeugung gelangt, daß Lessings Selbstverständnis als Deutscher und Jude nur aus seiner Persönlichkeitsstruktur und Weltanschauung heraus verstanden werden kann. Auf eine ausführliche Darstellung von Lessings „Bekenntnissen“ über sich selbst, die zu seiner Philosophie überleiten, wird deshalb hier besonderer Wert gelegt.

26 Vgl. Marwedel, Lessing, S. 24 u. 249.

1 Zur Identität der jüdischen Minderheit im deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik[1]

1.1 „Eintritt“ der Juden in die deutsche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts?

An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert öffneten sich für die deutschen Juden die Ghettos; der größte Teil der gesetzlichen Beschränkungen, ihre Berufs- und Wohnsitzwahl betreffend, entfiel. Die Judenemanzipation erfolgte staatlicherseits im Zuge eines umfassenden Reformkonzepts, mit dem den gesellschaftspolitischen Modernisierungstendenzen entgegengekommen werden sollte. Säkularisierung, Urbanisierung, Nationalbewegung, Industrialisierung und soziale Reorientierung stellten auch in Deutschland die bestehende Ordnung in Frage. Aus liberal-humanistischer Sicht sollten sich die jüdische Minderheit und die deutsche Gesellschaft Hand in Hand modernisieren. Im Prozeß der Bildung eines liberalen Nationalstaates sollten jegliche Unterschiede zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Deutschen – egal ob solche nun auf kulturellem oder auf biologischem Gebiet gesehen wurden – zugunsten einer einheitlichen Nationalkultur eingeschmolzen werden. Dafür sprach sich beispielsweise Theodor Mommsen aus. Seine Antwort auf die von den nicht-jüdischen Deutschen gestellte „Judenfrage“ war mithin die Forderung nach „Assimilation“. Unter „Assimilation“ konnte man eine Spannbreite von Entwicklungsstrategien verstehen: vom gegenseitigen Geben und Nehmen im Zuge eines Modernisierungsprozesses, in dem keiner so

1 Die Literatur zur Geschichte der Juden in Deutschland ist außerordentlich umfangreich. Einen guten Überblick liefert Shulamit Volkov, Die Juden in Deutschland 1780-1918 (=Enzyklopädie deutscher Geschichte, Band 16), München 1994. In diesem Werk ist auch die wichtigste Literatur verzeichnet. Zur Weimarer Zeit vgl. z.B. Trude Maurer, Die Juden in der Weimarer Republik, in: Dirk Blasius (Hrsg.), Zerbrochene Geschichte. Leben und Selbstverständnis der Juden in Deutschland, Frankfurt a.M. 1991, S. 102-120. Die Forschung zum Identitätsproblem der deutschen Juden vor 1918 hat dagegen innerhalb dieser umfangreichen Literatur bislang noch einen untergeordneten Stellenwert, was z.B. dem Kapitel „Grundprobleme und Tendenzen der Forschung“, in: Volkov, Die Juden, S. 71-130 unschwer entnommen werden kann. Für die Weimarer Zeit vgl. hingegen: Ruth Pierson, German Jewish Identity in the Weimar Republik, Phil. Diss Yale University 1970, Ann Arbor 1971.

bleibt, wie er war, bis hin zur Anpassung der jüdischen Minderheit an die („Hoch-")Kultur der Mehrheit, die konstant gesetzt wurde; auf jeden Fall sah man als Ergebnis von „Assimilation" Konvergenz und nicht Pluralität an.

Aber nicht nur von außen traten neue Anforderungen an die deutschen Juden heran. Die Tatsache, daß die klaren Mauern zwischen jüdischer Minderheit und deutscher Gesellschaft eingerissen worden waren und den Juden das Angebot zum „Eintritt" (Jakob Toury) in diese Gesellschaft gemacht wurde, zwang die deutschen Juden selbst zu einer Reaktion. Von ihrer theoretischen Möglichkeit, das Angebot, sich zu „verbürgerlichen", auszuschlagen und ein traditionelles Gemeindeleben weiterzuführen, machten sie keinen Gebrauch. Im Gegenteil: Die Emanzipation wurde zu einem Zeitpunkt dekretiert, in dem die weitaus überwiegende Mehrheit der deutschen Juden bereits eine Annäherung an die sie umgebende Gesellschaft eingeleitet hatte. Die „Verbürgerlichung" der deutschen Juden war ein Prozeß mit mehreren Aspekten: Aufstieg in den Rang von „Staatsbürgern" mit beinahe denselben Bürgerrechten, die die nicht-jüdischen Deutschen hatten; ein sozialer Prozeß, in dessen Verlauf die Juden, welche gegen Ende des 18. Jahrhunderts noch zu zwei Dritteln zur unteren Gesellschaftsschicht gehörten, binnen zwei Generationen größtenteils ins „Bürgertum" (verstanden als soziale Mittelschicht) aufstiegen, daneben aber auch ein kultureller Prozeß, der dazu führte, daß sie „äußere und innere Werte deutscher Kultur übernahmen"[2]. Beispielsweise wurde die hochdeutsche Sprache bei ihnen gebräuchlich. Sie suchten Zugang zu deutscher Bildung und konsumierten deutsche Kulturgüter. Sie legten ihre traditionelle Kleidung ab und versuchten, ihren religiösen Ritus den ästhetischen Vorstellungen der Mehrheit anzupassen. Die Säkularisierung erfaßte auch die Juden; eine Konvertierung zum Christentum – vormals fast undenkbar – wurde angesichts der sozialen und integrativen Vorteile, die von ihr zu erwarten waren, häufiger[3].

Festzuhalten bleibt, daß für die große Mehrheit der deutschen Juden ebenso wie für weite Teile des nicht-jüdischen liberalen Bürgertums „Emanzipa-

2 Shulamit Volkov, Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, München 1990, S. 133. Vgl. zu diesem gesamten Abschnitt die Kapitel „Die Verbürgerlichung der Juden in Deutschland als Paradigma", a.a.O., S. 111-130, „Jüdische Assimilation und Eigenart im Kaiserreich", a.a.O., S. 131-145 und „Selbstgefälligkeit und Selbsthaß", a.a.O., S. 181-196 sowie Jakob Toury, Der Eintritt der Juden ins deutsche Bürgertum, in: Hans Liebeschütz, Arnold Paucker (Hrsg.), Das Judentum in der deutschen Umwelt, Tübingen 1977, S. 139-242.

3 Vgl. Volkov, Die Juden, S. 16f.

tion“ und „Assimilation“ zwei Seiten derselben Medaille waren. Die Juden strebten danach, ein integraler Bestandteil der deutschen Gesellschaft zu werden, was ihnen im Kaiserreich auch in vielen Bereichen gelang: Juden und Nicht-Juden wohnten in denselben Vierteln, besuchten dieselben Schulen, betätigten sich in denselben Vereinen und Parteien, arbeiteten in denselben Unternehmen.

Trotzdem ist der Prozeß des „Eintritts“ der jüdischen Minderheit in die deutsche Gesellschaft mit einem Fragezeichen zu versehen. Gesellschaftliche Integration konnten Juden nur als Individuen, aber nicht als Gruppe erreichen: „Es gab keine Emanzipation des Judentums als religiöser Gemeinschaft und kultureller Gesamtheit in Gleichberechtigung mit den anderen rezipierten Religionen“[4], sondern nur die Gleichberechtigung von Einzelpersonen jüdischen Glaubens als Staatsbürger. Und selbst die individuelle Gleichberechtigung blieb „Flickwerk“, weil Juden de facto aus der Staatsverwaltung, der Justiz, dem Offizierskorps und dem höheren Lehramt ausgeschlossen blieben[5]. Dies änderte sich zwar in der Weimarer Republik[6], parallel dazu verschärfte sich jedoch der Antisemitismus, der von den Rechtsextremisten massiv geschürt wurde, so daß die jüdische Minderheit in Deutschland „mehr gefährdet [war] als jemals seit Beginn der Emanzipation“[7]. Festzuhalten bleibt:

> „Akkulturierte Juden ..., die die orthodoxen Religionsgesetze nicht mehr befolgten, befanden sich in einer eigentümlichen Zwitterstellung: sie empfanden sich zwar als Deutsche jüdischer Konfession, hatten jedoch ihre Integration in die deutsche Gesellschaft nicht erreicht, weil keine der maßgebenden politisch-ideologischen Richtungen sie bedingungslos als Gleichwertige akzeptierte. Traditionsgebundene Protestanten und Katholiken fuhren fort, die Juden als Volk der Gottesmörder zu verabscheuen, während die dem Christentum entfremdeten Konservativen sie als unassimilierbaren Fremdkörper ansahen. Die Liberalen bejahten zwar ihre völlige Gleichberechtigung, forderten aber von den Juden den Verzicht ihres Kollektivbe-

4 Walter Grab, Theodor Lessings Kampf gegen den antisemitischen Nationalismus in Deutschland, in: Theodor Lessing, „Wir machen nicht mit!“. Schriften gegen den Nationalismus und zur Judenfrage (=Theodor Lessing, Ausgewählte Schriften, Band 2), Bremen 1997, S. 9-18, hier S. 10. Vgl. auch Volkov, Jüdisches Leben, S. 144.

5 Vgl. Grab, S. 11. Vgl. auch Jacob Toury, Soziale und politische Geschichte der Juden in Deutschland 1847-1871, Düsseldorf 1977, S. 352-357.

6 Vgl. Maurer, S. 110f.

7 Grab, S. 14. Vgl. dazu auch Pierson, S. 27ff.

> wußtseins und ihrer Traditionen, also die Selbstaufgabe des Judentums, um im Deutschtum aufzugehen und als gleichwertige Mitbürger gelten zu können.“[8]

Obwohl die überwiegende Mehrheit der deutschen Juden also eine individuelle Integration in die deutsche Gesellschaft anstrebte und durchaus „assimilationsbereit“ war, sind die Juden als Gruppe „nicht zu einem ununterscheidbaren Bestandteil deutscher Kultur geworden“[9]. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden der Verzicht auf eine vollständige Assimilation und die Betonung jüdischer Besonderheiten sogar zur Mehrheitsposition unter den deutschen Juden. Hierin ist (nach einer besonders von Shulamit Volkov propagierten These) nicht in erster Linie eine Trotz- oder Enttäuschungsreaktion angesichts der antisemitischen Zurückweisung, sondern die sich verbreitende Erkenntnis und Bejahung der soziokulturellen Besonderheit der jüdischen Minderheit zu sehen[10]. In diesem Zusammenhang spricht Volkov von der Herausbildung einer „intimen jüdischen Kultur“[11]. Aus dieser Sicht haben die Juden im deutschen Kaiserreich eine eigenständige Ethnie (Gruppe gleicher Kultur) gebildet, wofür im folgenden Belege angeführt werden sollen.

Obwohl der Mehrheit der deutschen Juden ihre soziokulturellen Besonderheiten (die sich uns erst durch statistische Analyse erschließen) wahrscheinlich nicht voll bewußt geworden sind, so lassen sich in der Zeit der Jahrhundertwende Tendenzen nicht übersehen, die auf die Wahrung einer „jüdischen Exklusivität“ hinausliefen. So neigten Juden dazu, in Großstädten beieinander zu wohnen. „Mischehen“ wurden vielfach abgelehnt, und einige deutschjüdische Schriftsteller berichten davon, daß Nicht-Juden kaum je ins Haus gebeten wurden, und der bewußte Umgang mit ihnen auf Verachtung stieß[12]. Hierin manifestierte sich laut Volkov das Gespür für eine sozio-kulturelle Herausgehobenheit der jüdischen Minderheit aus dem Rest der Gesellschaft.

In sozialer Hinsicht wies die jüdische Minderheit, die etwa 1% der deutschen Bevölkerung ausgemacht hat, tatsächlich einige Besonderheiten auf[13]:

---

8 Grab, S. 11f.
9 Volkov, Jüdisches Leben, S. 144.
10 Vgl. ebda., S. 184f.
11 Vgl. ebda., S. 131-145 u. S. 181-196.
12 Vgl. ebda., S. 185.
13 Vgl. zum folgenden ebda., S. 131-145.

Zunächst lebten Juden zu einem weit überdurchschnittlichen Prozentsatz in Großstädten (25% gegenüber 12% der Gesamtbevölkerung). Sie konzentrierten sich in 5% der Ortschaften, d.h., 95% aller Orte im Deutschen Reich hatten (1905) überhaupt keine jüdischen Einwohner. In Berlin und Frankfurt a.M. wohnten 20% aller deutschen Juden.

Des weiteren hatten sie eine spezifische Berufsstruktur. Der Handel beschäftigte (1895) 56% der jüdischen, aber nur 10% der gesamten Erwerbstätigen. Relativ stärker als der Rest der Bevölkerung tendierten Juden zu freien und akademischen Berufen.

Auch ihre soziale Schichtung unterschied sich von der des Restes der Bevölkerung. Sie waren durchschnittlich wohlhabender, was sich auch in ihrem Steueraufkommen widerspiegelt. 1908 machten die Juden in Berlin 15% der Steuerzahler aus, bezahlten aber 30% des Steueraufkommens. Die meisten Juden gehörten einer wohlhabenden Mittelschicht an und waren in dieser weit überrepräsentiert, was sowohl von ihnen selbst, als auch von ihren Feinden als „Ausdruck jüdischer Andersartigkeit und Einzigartigkeit“[14] interpretiert wurde. Wenn „Assimilation“ oben als Angleichung zwischen Juden und Nicht-Juden definiert wurde, so muß festgestellt werden, daß diese im Kaiserreich auf sozialem Gebiet weitgehend nicht stattgefunden hat.

Waren die Juden im Kaiserreich aber nicht nur eine sozial herausgehobene Gruppe, sondern darüber hinaus auch eine Ethnie? Dies wäre von den liberalen Zeitgenossen wohl entschieden verneint worden. Dabei muß aber berücksichtigt werden, daß „Kultur“ reduziert wurde auf „Hochkultur“; und in diesem Bereich gab es in der Tat keine deutsch-jüdischen Sonderentwicklungen. Im Gegenteil entwickelten sich die deutschen Juden zu den „Verwaltern“ des geistigen Erbes des deutschen Volkes, wie es Moritz Goldstein 1912 ausdrückte[15]. Fragt man aber mit Volkov nach der „intimen Kultur“, verstanden als eine „Reihe von persönlichen Beschlüssen, die dem kollektiven Verhalten unbewußt einen besonderen Charakter gaben“[16], so zeigen sich unterschiedliche Normen und Werte der jüdischen Minderheit z.B. in der geringeren Familiengröße und Geburtenrate bei jüdischen Familien. Auf die Ausbildung der Kinder, insb. auch der Mädchen, wurde ein wesentlich

14 Ebda., S. 137.
15 Moritz Goldstein, Deutsch-Jüdischer Parnaß, in: Der Kunstwart, Band 25 (1912), Nr. 11, S. 281-294.
16 Volkov, Jüdisches Leben, S. 185.

höherer Wert gelegt, als bei nicht-jüdischen Familien. Auch die Stellung der jüdischen Frau, bzw. das Geschlechterverhältnis, war anders als in nicht-jüdischen Familien: „Die jüdische Hausfrau hatte weniger Kinder, ging seltener als andere Frauen einer außerhäuslichen Erwerbsarbeit nach und hatte eine bessere und umfassendere Bildung genossen.“[17] Der Bildungsunterschied zwischen Mann und Frau war in der nicht-jüdischen Bevölkerung doppelt so hoch wie in der jüdischen.

Es ist allerdings noch nicht hinreichend untersucht, inwieweit diese, auf eine spezifisch jüdische Mentalität verweisenden, Fakten nicht doch nur durch die besondere soziale Schichtung der jüdischen Minderheit bedingt sind, und ob in dem Segment der nicht-jüdischen deutschen Gesellschaft, das ein ähnliches soziales Gepräge hatte, die Einstellungen zu Familie, Kindern und Bildung nicht genauso waren wie bei den Juden. Volkov ist jedenfalls dafür, einen unabhängigen „Faktor Ethnizität“ in Betracht zu ziehen[18]; dabei ist aber zu berücksichtigen, daß sich sowohl im Hinblick auf die Berufs- als auch auf die Familienstruktur in der Weimarer Republik die „Kluft“ zwischen jüdischer Minderheit und nicht-jüdischer Mehrheit zu schließen begann[19], was in der Logik des Volkov’schen Arguments die „intime jüdische Kultur“ über kurz oder lang zum Verschwinden hätte bringen müssen.

Beim „Eintritt“ der Juden in die deutsche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts handelte es sich um einen komplizierten Prozeß. Mehrheitlich legten die deutschen Juden im Verlauf des 19. Jahrhunderts Eigenarten traditioneller jüdischer Lebensweise ab und glaubten, diese durch „wahres Deutschtum“ zu ersetzen. Sie entwickelten jedoch gleichzeitig soziokulturelle Besonderheiten, die sie von der Masse der nicht-jüdischen Deutschen unterschieden und sahen sich mit einem immer aggressiver werdenden Antisemitismus konfrontiert. In diesem Spannungsfeld von Annäherung und Abstoßung, von „Normalität“ und „Herausgehobenheit“ entstand ihnen ein „Identitätsproblem“[20]: Einerseits wies im betrachteten Zeitraum „das Verhältnis der Juden zum Judentum die Merkmale einer gewissen inneren Unsicherheit“ auf,

17 Ebda., S. 143f.
18 Ebda., S. 141.
19 Vgl. ebda., S. 145; Maurer, S. 118.
20 Robert Weltsch, Die schleichende Krise der jüdischen Identität. Ein Nachwort, in: Werner Mosse (Hrsg.), Arnold Paucker (Mitarb.), Die Juden im Wilhelminischen Deutschland 1890-1914. Ein Sammelband, Tübingen 1976, S. 689-702, hier S. 689 weist darauf hin, daß „Identitätsproblem“ kein zeitgenössischer Begriff war. Er betont auch die Schwierigkeit, diesen Begriff „mit ‘wissenschaftlicher’ Exaktheit“ zu erörtern.

andererseits „blieb ein Judentum in noch so verwässerter Form ein Teil der gesellschaftlichen Realität“[21]. Anders als die sie umgebende Mehrheit sahen sich die deutschen Juden daher gezwungen, mit ihrer doppelten Existenz als Deutsche *und* Juden ins Reine zu kommen, d.h. zu einer Selbstdefinition zu gelangen, die ihr Deutsch-Sein und ihr Jüdisch-Sein in einer sie selbst befriedigenden Weise ausbalancierte. Dieses Problem beschäftigte viele deutsche Juden in außerordentlich starker Weise. Ein „Patentrezept“ gab es nicht, manche verzweifelten gar an ihrer „dualistischen Existenz“. Jedoch lassen sich drei Haupttendenzen bei der Lösung des Identitätsproblems feststellen.

1.2 Assimilation – Zionismus – Sozialismus: Varianten zur Lösung des Identitätsproblems

Im vorigen Kapitel wurde beschrieben, daß „Assimilationsbereitschaft“ der deutschen Juden und „Assimilationsforderung“ der nicht-jüdischen Deutschen – sofern sie eine liberale Position bezogen und zu einer Integration der jüdischen Minderheit in die deutsche Gesellschaft überhaupt bereit waren – den Prozeß der legalen Emanzipation von Anfang an begleiteten.

Es ist nun nötig, einen etwas genaueren Blick auf den Begriff der „Assimilation“ zu werfen. Es handelt sich dabei um einen sehr dehnbaren und unklar definierten, wenngleich wohl unverzichtbaren Begriff[22]. „Assimilation“ bezieht sich sowohl auf soziale, als auch auf kulturelle und psychische Prozesse. „Assimilation“ meint zugleich einen Prozeß und auch seine Ergebnisse. Sie meint die Integration einer Minderheit durch eine Mehrheit ebenso wie die Anpassung besagter Minderheit an die Lebensweise, Kultur, Mentalität etc. der Mehrheit. Unklar ist dabei, ob eine einseitige Anpassung oder ein beiderseitiges Aufeinanderzugehen vorliegt. Im letzteren Fall ist unklar, wer wieviel einbringt bzw. übernimmt. Im Zusammenhang der Identitätsproblematik bezeichnet „Assimilation“ des weiteren eine spezifische Sicht auf das eigene Deutsch- und Jüdisch-Sein, die bis zum Ende des 19. Jahrhunderts (und darüber hinaus) von der großen Mehrheit der deutschen Juden geteilt wurde. Alphons Silbermann, selber jüdischer Herkunft und in der

21 Vgl. Weltsch, S. 690.
22 Vgl. dazu und zum folgenden Volkov, Jüdisches Leben, S. 132f.

Weimarer Republik aufgewachsen, beschreibt „den“ assimilierten bzw. assimilationswilligen „Juden“ als Typus, den er wie folgt charakterisiert:

> „Er hält in der Vorstellung wie in der Wirklichkeit eine *Fiktion* aufrecht, bei der ihm die jüdische Gemeinschaft eine rein religiöse Gemeinschaft ist, eine Assoziation von Einzelwesen, die nur durch ein theologisches Bild miteinander verbunden sind.“[23]

Nicht die gesamte orthodox-jüdische Tradition, sondern nur „gewisse wenig Mühe und Umstände bereitende Teilaspekte rituell-formalistischer Handlungen“, wie z.B. das Fasten am Versöhnungstag, gelegentlicher Synagogenbesuch oder das Beschneidenlassen der Söhne wurden beachtet[24]. Ansonsten war das Ziel dieser Gruppe eine möglichst vollständige Anpassung an den Lebensstil der nichtjüdischen Gesellschaft, eine „perfekte Germanisierung“, wie Volkov es ausdrückt[25].

Bei dieser Charakterisierung stellt sich allerdings das Problem, daß sie implizit ein bestimmtes Bild vom „Deutschtum“ zugrundelegt. Was waren denn „Lebensstil“, „Kultur“ oder „Mentalität“ „der Deutschen“, die als vorbildlich galten? Diese Frage ist allgemein wohl nicht zu beantworten. Um die Definition der Begriffe „Deutschtum“ und „Judentum“ kreisten im Kaiserreich und in der Weimarer Republik viele Debatten[26]. Heute stellt sich die Aufgabe, in Einzelfallstudien wie der vorliegenden zu untersuchen, welches Bild vom Deutsch-Sein einzelne jüdische Deutsche hatten, und ob sie dieses Bild als Vor-Bild ansahen, an das sie sich anpassen wollten, oder nicht. (Für Theodor Lessing sollen diese Fragen in Kapitel 4 der vorliegenden Arbeit beantwortet werden.)

Die Vertreter der Assimilation waren, wie gesagt, unter den deutschen Juden in der großen Mehrheit. Sie organisierten sich 1893 im *Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (C.V.)*. Der Name war Programm.

---

23 Alphons Silbermann, Deutsche Juden oder jüdische Deutsche? Zur Identität der Juden in der Weimarer Republik, in: Walter Grab, Julius H. Schoeps (Hrsg.), Juden in der Weimarer Republik (=Studien zur Geistesgeschichte, Band 6), Stuttgart-Bonn 1986, S. 347-355, hier S. 349.

24 Ebda.

25 Volkov, Jüdisches Leben, S. 184.

26 Vgl. z.B. Der Jude, Sonderheft 3: Deutschtum und Judentum, Berlin 1927. Vgl. auch Jehuda Reinharz, Deutschtum and Judentum in the Ideology of the Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, 1893-1914, in: Jewish Social Studies, Band 36 (1974), S. 19-39.

„Die Vertreter der Assimilation betrachteten sich im nationalen und kulturellen Sinne als Deutsche“[27]; ihr Jüdisch-Sein verstanden sie als ihre Konfession, die in keinem Widerspruch zu ihrem Deutsch-Sein stand (ebensowenig wie bei protestantischen oder katholischen Deutschen). Sie lehnten die Ansicht ab, die Juden seien ein eigenständiges Volk oder gar eine Rasse, da dies die von ihnen beabsichtigte Assimilation an das „Deutschtum“ verunmöglicht hätte. Juden, die aufgrund ihres Habitus’ und / oder ihrer religiösen Praktiken noch als eigenständige Gruppe erkennbar waren, insbesondere den Ostjuden, standen die Vertreter der Assimilation ablehnend gegenüber und fühlten sich mit ihnen nicht gemein – ebensowenig übrigens mit allen anderen Juden außerhalb Deutschlands. Sie neigten dazu, „Eigenschaften, die von der nichtjüdischen Umwelt als typisch jüdisch angesehen wurden“[28], zu kritisieren und entwickelten sich u.U. zu „jüdischen Antisemiten“[29].

Allerdings ist in dieser großen Gruppe assimilationswilliger Juden spätestens in den 1890er Jahren ein Umschwung festzustellen. Ein Grund hierfür war der seit dem sog. Gründerkrach (1873) und der nachfolgenden langanhaltenden Wirtschaftskrise verstärkt öffentlichkeitswirksam werdende Antisemitismus. Durch die Anlegung eines rassenantisemitischen Paradigmas wurden alle Personen, die unter dieses Paradigma fielen, von außen „in die Situation des Juden gesetzt“, wie Sartre sagte[30]. In dieser Situation begannen viele Betroffene ihr Verhältnis zum Judentum neu zu überdenken. Wer sich selbst nur als Deutscher, aber nicht als Jude sah, mußte sich auch durch die Antisemiten nicht dazu „stempeln“ lassen. Insofern ist der Satz Klara Pomeranz Carmelys:

> „Es ist also die nicht-ignorierbare Haltung der Umwelt, die es dem Einzelnen zu Bewußtsein bringt, daß er zum Judentum gehört, und die ihn bestimmt, sich mit dieser Tatsache auseinanderzusetzen.“[31]

---

27 Klara Pomeranz Carmely, Das Identitätsproblem jüdischer Autoren im deutschen Sprachraum. Von der Jahrhundertwende bis zu Hitler (=Monographien Literaturwissenschaft, Band 50), Königstein/Ts. 1981, S. 170.

28 Ebda., S. 170f.

29 Vgl. zu diesem Absatz ebda., S. 1-73 und S. 170f. Robert Weltsch, a.a.O., S. 691f., sieht als zentralen Punkt der Strategie der deutschen Juden während des säkularen Kampfes um Emanzipation die Widerlegung der Vorstellung von der Existenz einer jüdischen Nation an und benennt diese Zielsetzung als „defensive Strategie“.

30 Vgl. Jean-Paul Sartre, Betrachtungen zur Judenfrage. Drei Essays, Frankfurt a.M.-Berlin 1964, S. 145.

31 Carmely, S. 6.

falsch. Wer von „Tatsachen“ spricht, gesteht den Rassenantisemiten Definitionsmacht darüber zu, wer Jude ist und wer nicht. Richtiger scheint das Kriterium Walter Dierks’ zu sein:

> „Offenbar ist es das Bewußtsein, dazu zu gehören, so oder so, das den Juden konstituiert. Im Sinne dieser formalen Definition wäre der Mensch ein Jude, der sich entweder zum Positiv-Jüdischen im religiösen oder kulturellen Sinn dieses Begriffes bekennt oder sich bewußt davon absetzt und gerade dadurch den Zusammenhang aufrecht erhält. Die Grenze setzt das Bewußtsein; man hört auf Jude zu sein, wenn man vergessen hat, daß man in irgendeinem Sinn einer war.“[32]

„Tatsache“ ist, daß der Antisemitismus bei einer großen Zahl von assimilationsbereiten Juden das „Bewußtsein dazuzugehören“ wieder weckte. Folge des zunehmenden Antisemitismus war das Entstehen eines neuen „jüdischen Solidaritätsgefühls“[33]. In diese Zeit fällt auch die Gründung des *Centralvereins*. Seine Gründung allein spiegelt im Prinzip schon den eingetretenen Verzicht auf eine völlige „Germanisierung“ wider. Zwar versammelte sich die Mehrheit der deutschen Juden unter einem konfessionellen Banner und wollte erscheinen als „‘Religionsgemeinschaft’, ein im liberalen Zeitalter politisch relativ belangloser Begriff“[34], jedoch war dies vordergründig. Das Judentum wurde auch im *C.V.* zunehmend nicht mehr bloß als Konfession, sondern als „Ethnie“ bzw. „soziologische Erscheinung“[35] angesehen, wie im letzten Kapitel ausgeführt wurde[36]. Hier wuchs auch die Bewunderung für jüdische Geschichte und Literatur. Die uneingeschränkte Zugehörigkeit zur deutschen „Nation“ wurde von dieser Gruppe jedoch nie in Frage gestellt. Gelegentlich wurde die Ansicht vertreten, die Juden seien ein „deutscher Stamm“, ähnlich wie beispielsweise die Bayern. Dieses von Walther Rathe-

32 Zit. nach Carmely, S. 6.
33 Ebda., S. 171.
34 Weltsch, S. 691.
35 Dies ist eine Formulierung des Direktors des *C. V.*, Ludwig Holländer, von 1932, vgl. Maurer, S. 119. Vgl. zu diesem Reorientierungsprozeß sehr ausführlich Pierson, S. 56ff. Sie nimmt den Beginn dieses Prozesses um 1912 an. Es setzte sich im *C.V.* die Wahrnehmung durch, die Juden seien nicht nur eine Religions-, sondern daneben auch eine „Abstammungsgemeinschaft“.
36 So auch Weltsch, S. 692.

nau bereits 1916 formulierte Selbstverständnis[37] wurde noch 1932 vom Direktor des *Centralvereins*, Ludwig Holländer, in die Worte gefaßt:

> „Es läßt sich nicht verwischen, daß wir jahrhundertelang ein Volk waren, und wenn wir heute kein Volk mehr sind, sondern Angehörige des deutschen Volkes, müssen wir doch so wie jeder andere deutsche Stamm auf unsere Stammesgeschichte stolz sein."[38]

Deutscher Patriotismus bis Nationalismus waren in dieser Gruppe weit verbreitet[39].

Zu dieser Mehrheitsposition des *Centralvereins* traten um die Jahrhundertwende Alternativen hinzu. Die 1896 von Theodor Herzl veröffentlichte Schrift „Der Judenstaat" wurde zur Initialzündung für die zionistische Bewegung[40]. Der Zionismus basierte nie auf einer einheitlichen Ideologie, zog aber all diejenigen an, die den Assimilationsversuch als gescheitert und angesichts des Antisemitismus auch als anbiederisch und würdelos ansahen. Wenn oben gesagt wurde, daß um 1890 in der Masse der deutschen Juden ein neues Selbstbewußtsein entstand, so ging dieses bei den Zionisten unter ihnen so weit, sich nicht mehr dem deutschen Volk oder der deutschen Nation zuzurechnen. Vielmehr definierten sie die Judenheit als ein Volk für sich, das über verschiedene Staaten verstreut lebe. Ihr Ziel war die Vereinigung aller Juden in einem säkularen Staat (in Palästina). Dies war allerdings eine eher theoretische Position, strebten doch vor 1933 nur etwa 10% der deutschen Zionisten tatsächlich eine Auswanderung nach Palästina an[41]. Für Martin Buber beispielsweise, war eine spirituelle Erneuerung der Juden wichtiger war als die Ansiedelung in Israel[42]. Jehuda Reinharz schreibt, daß „(a)uch die deutschen Zionisten ... in Deutschland ihr Vaterland" sahen und

---

37 Rathenau schrieb am 18. 8. 1916 an Wilhelm Schwaner: „Mein Volk sind die Deutschen, niemand sonst. Die Juden sind für mich ein deutscher Stamm, wie Sachsen, Bayern oder Wenden", zit. nach Maurer, S. 104.

38 Zit. nach Maurer, S. 119f.

39 Vgl. zu diesem Absatz Volkov, Jüdisches Leben, S. 134.

40 Über den Zionismus gibt es zahlreiche Arbeiten. Seine Bedeutung für die Lösung des deutsch-jüdischen Identitätsproblems betonen Carmely, S. 1-7, S. 101-169 u. S. 172f. sowie Pierson, S. 145-241.

41 Vgl. Jehuda Reinharz, Jüdische Identität in Zentraleuropa vor dem Zweiten Weltkrieg, in: Wolfgang Beck (Hrsg.), Die Juden in der europäischen Geschichte, München 1992, S. 109-135, hier S. 113f.

42 Vgl. Weltsch, S. 697f. Zu Martin Buber, dessen Zionismus übrigens vielerlei Ähnlichkeiten mit dem Theodor Lessings hatte (wie in einer weiterführenden Untersuchung gezeigt werden könnte), vgl. Pierson, S. 173-196.

„für sich das Recht beanspruchte(n), unter Wahrung der eigenen ethnischen Identität weiterhin loyale Deutsche zu sein“[43]. Ihre *kulturelle* Identität definierten die Zionisten in einem Zusammenhang mit der jüdischen Welt und nicht, wie die Vertreter der Assimilation, im Kontext der deutschen Gesellschaft[44].

Verbreitet war unter Zionisten die Kritik, die westeuropäischen Juden hätten sich an eine „unproduktive“ kapitalistische Lebensweise gewöhnt. Sie empfahlen statt dessen eine Rückbesinnung der Juden auf körperliche Arbeit, insbesondere beim Wiederaufbau des Landes Israel. Herzl intendierte den „Judenstaat“ durchaus als liberalen Nationalstaat; aber vielen Zionisten schwebte auch eine jüdische „Volksgemeinschaft“ vor, die in ihrem eigenen Boden verwurzelt sein sollte. Nicht nur in diesem Punkt, sondern auch in der unter Zionisten weit verbreiteten Ansicht, das Judentum sei eine Rasse – evtl. mit bestimmten vererbbaren „Rasseeigenschaften“ – teilten die Zionisten Stereotypen mit der antisemitischen Bewegung (allerdings unter Umkehrung der Bewertung)[45]. Diese Stereotypen waren Kennzeichen eines allgemeinen „Zeitgeistes“ mit den Elementen: Sozialdarwinismus („survival of the fittest“) und Kampf der „Rassen“ bzw. Völker ums Überleben, was sich weltweit in Nationalismus, Kolonialismus und Imperialismus äußerte.

In der Weimarer Republik gewann der Zionismus gegenüber dem assimilatorischen Ansatz an Boden, zum einen, weil der wachsende Antisemitismus das Assimilationsziel als immer widersprüchlicher erscheinen ließ, zum anderen weil mit dem Abstieg der liberalen Bewegung die sozialen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Vorteile einer ideologischen Bündnisbildung mit ihr – und als solche hat das Assimilationsstreben von Beginn an zu gelten – entfielen[46].

Für eine kleine, aber wachsende Gruppe linker deutsch-jüdischer Intellektueller bot sich der Sozialismus als Ausweg aus der Identitätsproblematik an. Sie lehnten die Rassenvorstellungen ab, da für sie nicht ererbte Anlagen, sondern das soziale Umfeld den Charakter eines Menschen prägten. Die

43 Reinharz, Jüdische Identität, S. 113f.
44 Vgl. ebda., S. 114f. So auch Pierson, S. 145ff. u. S. 324ff.
45 Vgl. Pierson, S. 231. Zur Zusammenfassung der antisemitischen Stereotypen vgl. Fritz Marburg, Der Antisemitismus in der Deutschen Republik, Wien 1931, S. 16-25. (Das in der Literatur angegebene Vorwort Theodor Lessings zu diesem Werk war in der dem Verfasser vorliegenden Ausgabe nicht vorhanden.)
46 Vgl. Reinharz, Jüdische Identität, S. 118f.

gesellschaftlichen Verhältnisse aber wollten sie einer grundsätzlichen Veränderung unterziehen. In Anlehnung an Marx sahen sie die Möglichkeit einer sozialen Revolution aber nur dann als gegeben an, wenn eine solche sich im Weltmaßstab vollzöge. In einer solchen sozialistischen Perspektive würden dann alle nationalen Unterschiede verschwinden. Ein Beispiel für diese Haltung ist Ernst Toller, der zunächst zu der Gruppe der assimilationswilligen deutschen Juden gehört hatte, dann aber durch die Erfahrung des Antisemitismus sich von der Unmöglichkeit einer Assimilation auf nationaler Basis überzeugte. Seine Option wurde die „Assimilation“ aller Menschen an eine einheitliche Weltkultur[47].

47 Vgl. dazu Carmely, S. 74-100 u. S. 171f.

Theodor Lessing mit seiner Schwester Sophie (1873-1962), 1876

2 Kurzbiographie Theodor Lessings

Geboren wurde Theodor Lessing am 8. Februar 1872 in Hannover. Beide Elternteile waren jüdischer Herkunft. Der Vater, Sigmund Lessing, entstammte einer Aufsteigerfamilie. *Sein* Vater hatte es in Hannover vom Losverkäufer zum Bankier gebracht[1]. Sigmund Lessing studierte mit Erfolg Medizin, promovierte und etablierte sich schnell als angesehener (Kur-)Arzt mit gutgehender Praxis in Hannover. Die Mutter, Adele Ahrweiler, kam ebenfalls aus einer Bankiersfamilie aus Düsseldorf.

Die Heirat der Eltern (1871) stand unter einem schlechten Stern. Sigmund, eigentlich ein Lebemann, sah sich gegen sein leichtes Naturell zur Eheschließung genötigt: Das Bankhaus seines Vaters war im Zuge des Krieges von 1866, dessen Folge die Angliederung des Königreichs Hannover an Preußen war, bankrottgegangen; Sigmunds Vater und Bruder erhielten mehrjährige Zuchthausstrafen und mußten „versorgt“ werden. Also wurde für Sigmund eine reiche Frau gesucht und in Adele Ahrweiler gefunden. Sigmund Lessing liebte weder seine Frau, noch den Sohn, der neun Monate nach der Hochzeit auf die Welt kam. Etwas höher in seiner Gunst stand allein die 1873 geborene Schwester Theodors, Sophie. Das Eheleben war von Streitereien geprägt, aber zu seinem großen Verdruß blieb Sigmund Lessing an seine Familie gebunden, denn er hatte die ansehnliche Mitgift schon kurze Zeit nach der Hochzeit verspekuliert, konnte sie seiner Frau bei einer etwaigen Scheidung also nicht auszahlen. „(W)enn die Familie zusammenhockte, dann war jeder voller Widerworte und alle mit Galle geladen“[2]. „Theo“ wurde von beiden Eltern als „schwarzes Schaf“ angesehen, gegen ihn konnten sie sich auf rätselhafte Weise verbünden. Seine Kindheit war extrem unglücklich[3].

In der Schule versagte Theodor Lessing vollständig. Obwohl er auf dem Gymnasium von Anfang an drei bis vier Stunden täglich Privatunterricht

1 Vgl. Lessing, Einmal, S. 34 u. S. 41.
2 Ebda., S. 136.
3 Vgl. zu Lessings Eltern ebda., S. 41-78. Knapp bei Marwedel, Lessing, S. 17-19. Lessings Einstellung zu seinem Jüdisch-Sein ist ohne eine ausführliche Schilderung seines Verhältnisses zu seinen Eltern und seiner Kindheits- und Jugenderlebnisse nicht nachzuvollziehen. Vgl. dazu Kap. 4.2 der vorliegenden Arbeit.

erhielt, die zu dem Vor- und Nachmittagsunterricht hinzutraten, blieb er dreimal sitzen. Sein Tagesablauf verlief quälerisch zwischen seinen beiden „Höllen“: der „Familienhölle“ und der „Gletscherhölle“ bei seinem Privatlehrer Friedrich Grahn, einem Jugendfreund des Vaters. Vor ihm hatte Theodor eine „schlotternde, bebende Angst“[4]. Die Überanstrengung trieb ihn in häufige Krankheit, mit der er sein Leben schützte, wie Lessing rückblickend schreibt[5].

Die Tertia mußte Theodor wiederholen. In der neuen Klasse lernte er einen Mitschüler kennen, der bald zu seinem engsten Freund wurde: den nachmaligen Philosophen Ludwig Klages. Obwohl die Freundschaft später von Klages aufgekündigt wurde, hat kein zweiter Mensch Theodor Lessings Leben intensiver geprägt als er. Ihre philosophischen Grundgedanken entwickelten die beiden gemeinsam in hochfliegenden Diskussionen. Auch Lessings Einstellung zu seiner jüdischen Herkunft ist ohne die Berücksichtigung der Freundschaft zu Klages nicht zu verstehen. Diesem Punkt soll deshalb im vierten Kapitel breiterer Raum gewährt werden.

Als Theodor in der Untersekunda zum zweiten Mal nicht versetzt wird, bekommt er vom Direktor seiner Schule attestiert, daß er „für geistige Betätigung lebenslänglich unfähig bleiben wird“[6]. Der Vater nimmt ihn von der Schule. Theodor soll ins Bankgeschäft seines Großvaters Ahrweiler einsteigen und später dessen Erbe werden. Aber Theodor sträubt sich gegen die Banklehre, die er im Hannoveraner Bankhaus Simon absolvieren soll, ebenso wie gegen eine Lehre in einer Gartenbauschule, die demselben Bankier gehörte. Zu Hause gibt es Tobsuchtsszenen; Lessing scheint für nichts willig und tauglich zu sein. Er selbst sieht sich als Dichter – liest und schreibt unermüdlich. Auf Vermittlung von Grete Ehrenbaum, einer eher entfernten Bekannten der Eltern, die aber für Theodor „die fanatischste Liebe“ gefaßt hatte und im häuslichen Chaos zu seiner „Lebensretterin“ wurde, weil die Eltern sie als Autorität akzeptierten, kam Lessing auf seine alte Schule zurück[7].

Seine schulischen Leistungen verbesserten sich keineswegs. Als er 1889 die Versetzung von der Unter- in die Oberprima nicht schafft, wird Lessing von

4 Lessing, Einmal, S. 141.
5 Vgl. dazu ebda., S. 135-150.
6 Ebda., S. 187.
7 Vgl. ebda., S. 188-194. Zu Grete Ehrenbaum vgl. ebda., S. 155-161. Zitate auf S. 157.

der Schule verwiesen. Grahn vermittelt ihn an ein Internat in Hameln, mit dessen Direktor er befreundet ist. Auch hier langweilt sich der Siebzehnjährige und bleibt unfähig, sich mit dem Lernstoff auseinanderzusetzen. Er will von der Schule fliehen und knüpft Kontakt zu dem Publizisten Maximilian Harden, der ihm rät, mit der Schule Schluß zu machen und freier Schriftsteller zu werden. Lessing fährt zu Harden nach Berlin. Ein Karrierestart scheitert jedoch an der Gegensätzlichkeit beider Naturen. Lessing war zu „unmodern", neigte einem „antiquierten Idealismus" und Nationalismus zu, wie er im Rückblick erkennt: „Kurz: Ich war ein kleiner Reaktionär und dazu: Deutsch allerwege!!"[8] Enttäuscht kehrt Lessing nach Hameln zurück. Hier kommt ihm nun seine nationale Einstellung zugute. Als er am Sedantag 1891 vor versammelter Schüler-, Lehrer- und Elternschaft eine deutschnationale Rede aus echtem Gefühl heraus hält, erwirbt er sich die Protektion des Direktors. „Nun war ich kein Fremdling mehr."[9] Außerdem findet er in Max Schneidewin erstmals einen Lehrer, auf den die Bezeichnung „Pädagoge" zutraf. Mit ihm blieb Lessing freundschaftlich verbunden. Schneidewin machte ihn mit der Gedankenwelt Schopenhauers bekannt, der lebenslang Lessings „Meister" bleiben sollte[10].

Fortan lief alles glatter, und auch Theodor selbst wurde anpassungsbereiter, auch aufgeschlossener dem väterlichen Wunsch gegenüber, daß er Medizin studiere. Am 10. September 1892 besteht der Zwanzigjährige das Abitur.

Möglichst weit weg von Hannover – nach Freiburg zieht es den von den Ketten der Schule Erlösten. Überwachung durch die Familie kann er nicht gebrauchen, denn er trägt sich mit einer doppelten Ambition. Zwar schreibt er sich zu Beginn des Wintersemesters 1892 für Medizin ein, doch will er zuvor sein umfangreiches dichterisches Erstlingswerk veröffentlichen, an dem er seit längerem arbeitet. 1893 geht der Roman „Comödie" unter dem Pseudonym Theodor Lensing in Druck, eine Satire über die Gründerzeit[11]. Zweifel an seiner dichterischen Begabung waren Lessing bereits während der Fertigstellung gekommen. Im Nachhinein erscheint ihm das Werk als „Monstrum"[12], als „Welterlösungsmenschheitsriesenpoem"[13]. Die cum grano

8 Ebda., S. 230.
9 Ebda., S. 242.
10 Vgl. Lessing, Meine Beziehung zu Ludwig Klages, S. 446.
11 Vgl. Ekkehard Hieronimus, Theodor Lessing, Otto Meyerhof, Leonard Nelson. Bedeutende Juden in Niedersachsen, Hannover 1964, S. 16.
12 Lessing, Einmal, S. 247.

salis ausbleibende Reaktion auf das Buch, dessen Druckkosten Lessing zum Teil selbst tragen mußte und von dem er „überzeugt war, es werde die Welt verändern“[14], bestimmte ihn dazu, sich auf sein Medizinstudium zu konzentrieren[15].

Allerdings nicht in Freiburg, wo er doch die meisten Vorlesungen „geschwänzt“ hatte:

> „Es fehlte mir jegliche Anleitung zum fruchtbaren Studium der Medizin. Mein Wissensdrang war grenzenlos. Grenzenlos aber auch die Verworrenheit meines Kopfes.“[16]

Philosophie, Theater, Musik – das waren die neuen Einflüsse, die seine Kindheitsideale der „Redlichkeit und Schlichtheit“[17] ins Wanken brachten. Als er sich wegen einer grotesken Bagatelle die Freiburger Verbindung „Rhenania“ zum Feind macht – er hatte es gewagt, in Anwesenheit mehrerer medizinstudierender „Rhenanen“ höheren Semesters, einer Dame ärztlichen Beistand anzubieten – und in der Folge Pöbeleien ausgesetzt ist, reift in Lessing der Entschluß anderswo einen neuen Anfang zu machen. Er wechselt an die Universität Bonn.

In Bonn wirft Lessing sich ganz auf sein Studium. Er hört u.a. Physik, Chemie und Physiologie und arbeitet so konzentriert wie nie zuvor und auch niemals später in seinem Leben. Die exakte Naturwissenschaft ist sein neuer Traum, die Dichtung ersetzend. Einen Förderer findet er in dem Anatomieprofessor Freiherr La Valette von St. George, der ihn zu seinem Vorlesungsassistenten macht und ihn umstandslos durchs Examen bugsiert. Nach nur einem Jahr in Bonn besteht Lessing im Frühjahr 1894 sein Physikum „summa cum laude“. Die staatliche Approbation erwirbt er allerdings nicht[18].

Nach dem erfolgreichen Examen fällt eine Zentnerlast von Lessings Schultern. Der ehemalige „Träumer und Versager“ hat es allen gezeigt. Selbst der

---

13 Theodor Lessing, Gerichtstag über mich selbst (geschrieben 1925), abgedruckt in: Lessing, Einmal, S. 389-411, hier S. 395.
14 Lessing, Einmal, S. 247.
15 Vgl. dazu ebda., S. 246f., S. 271f.; Marwedel, Lessing, S. 30f.
16 Lessing, Einmal, S. 262.
17 Ebda., S. 261.
18 Vgl. Lessing, Gerichtstag, S. 401. Poetzl schreibt fälschlich, Lessing habe das medizinische Staatsexamen abgelegt, a.a.O. S. 69. Zu Lessings Zeit in Freiburg und Bonn, vgl. ebda., S. 69-77, Hieronimus, S. 16f. und Lessing, Einmal, S. 255-282.

strenge Vater ist zufrieden und entläßt den überstrapazierten Sohn in einen langen Urlaub in die Alpen. Herbst und Winter 1894 verbringt Lessing in Partenkirchen. Hier entspannt er, der sein Leben lang unter Druck gestanden hatte, sich zum erstenmal richtig und fängt auch wieder zu dichten an. Er plant, zusammen mit Klages nach München zu gehen und dort über die Funktion der Schilddrüse zu promovieren. Anfang 1895 siedelt er dorthin über.

Lessing nimmt sich ein Zimmer in Schwabing. Das sinnenfrohe Leben der Bohème zieht den in vielerlei Hinsicht noch unerfahrenen jungen Mann sofort in seinen Bann. Zwar betreibt er sein klinisches Studium weiter, doch sucht er gleichzeitig die Nähe von Dichtern und schreibt selbst. Durch eine übers Knie gebrochene Verteidigungsschrift, die Lessing für den wegen Blasphemie angeklagten Schriftsteller Oskar Panizza verfaßt und wegen der sogar seine Wohnung von der Polizei durchsucht wird, erhält er Anschluß an die Literaturschickeria. Er „schwamm ... plötzlich im frischen Wasser der Literatur. Ade Studium und Medizin !“[19]. Fortan wurden vor allem Buch- und Theaterkritiken sein Metier. Allerdings lockerte sich seine Freundschaft zu Ludwig Klages, der sich, anders als Lessing, dem Kreis um Stefan George anschloß[20].

Die drei Jahre von 1895 bis 1898 fließen in Lessings Erinnerung ineinander. Seine Schaffensantriebe erlahmten. Anfang 1896 stirbt sein Vater an einem Herzleiden. Lessing erhält eine großzügige Appanage von seinem Großvater Ahrweiler und das Versprechen, als Erbe eingesetzt zu werden. Erstmals stand er frei und finanziell unabhängig. Es schien, als müßte er niemals im Leben arbeiten. Diese Aussicht verstärkte seinen Hang zur Untätigkeit. Er wußte absolut nicht, was er anfangen sollte. Sein Promotionsstudium hatte er endgültig aufgegeben, und zur Dichtung fühlte er sich nach den Erfahrungen und Bekanntschaften, die er in München gemacht hatte, auch nicht mehr berufen. Was wollte er?

> „Es war wohl etwas wie Wahrheit und Klarheit über das Leben. Es war wohl etwas wie Gerechtigkeit und sittliches Wachstum. ... Im Grunde suchte ich etwas Großes...“[21]

19 Lessing, Einmal, S. 294f.
20 Vgl. dazu ebda., S. 287-329.
21 Ebda., S. 354f.

Die beiden Jahre, die sich an den Tod des Vaters anschlossen, bezeichnet Lessing im Rückblick als die unerfülltesten und traurigsten seines Lebens[22]. Er verbrachte während dieser Zeit nach eigenen Angaben nicht einen Abend zu Hause, reiste viel und lebte wie ein Playboy mit Hang zum Kulturellen. Er geriet in eine (auch sexuell) ausschweifende Gesellschaft, in der Rausch und Dekadenz kultiviert wurden, fühlte sich hier aber stets fremd. Lessing lebte wie ein „Faun“[23], hatte aber „in Wahrheit ein immer schlechtes Gewissen“[24], weil er im Grunde seines Herzens ein Moralist war und blieb[25].

Das Jahr 1897 verbrachte Lessing mit einem neuen Freund, Omar al Rashid Bey, und einigen anderen in Südtirol. Rashid Bey, eigentlich Friedrich Arndt-Kürnberg, war ein in Rußland aufgewachsener deutscher Jude, der zum Islam übergetreten war. Die gemeinsame Zeit im Städtchen Klausen war für Lessing nicht verschwendet, führte al Rashid ihn doch an die Philosophie Asiens heran, die für Lessing zeitlebens bedeutsam blieb. Schließlich entzog er sich dem „kleine(n) Kreis überfeinerter Wesen“[26] aber durch Flucht. Nach seinem Willen sollte sein Leben endlich eine andere Richtung nehmen:

> „Ich fühlte die Notwendigkeit eines Wendepunktes, spürte die Gefahr der Selbstauflösung, in zwecklosem Träumen und passiven Dahinvegetieren und ewigem Beschäftigen mit dem eigenen Ich. Mich verlangte nach Aufgabe und Tat.“[27]

In dieser Situation erreichte ihn am 10. Februar 1898 ein Brief. Abgeschickt von einer ihm Unbekannten: Maria Stach von Goltzheim, einer Frau aus preußischem Adel, entfernt mit dem Haus Hohenzollern verwandt. Sie hatte alles gelesen, was von Lessing veröffentlicht worden war, auch die kürzlich erschienene Broschüre „Weiber. 301 Stoßseufzer über das schönere Geschlecht“, eine Sammlung von Spottepigrammen über die Frauen. Maria schrieb aus Sorge, um einen Menschen, dessen Gedanken sie schätzte, zu ermahnen, nicht die falsche Richtung zu nehmen.

---

22 Ebda., S. 355.
23 Ebda., S. 357
24 Ebda., S. 343.
25 Vgl. zu Lessings Schwabinger Zeit auch Marwedel, Lessing, S. 42-49 und Poetzl, S. 77-90.
26 Lessing, Einmal, S. 366.
27 Ebda., S. 368.

> „Der Brief traf mich ins Mark. Zunächst deswegen, weil er mir zum ersten Male bewußt machte, daß ich gar nicht so verlassen war wie ich glaubte, daß es unbekannte Freunde gab, die sich um meinen Weg kümmerten, denen meine Bücher etwas bedeuteten und deren Glauben und Vertrauen ich verpflichtet sei, weil sie in mir einen Führer und Lehrer in den Wirren des Lebens und der Zeit sahen. Aber noch wichtiger war, daß die leise Anklage dieses vornehmen Briefes die Sprache meines eigenen Gewissens redete, welches mich gerade jetzt aufgerufen hatte zu einer Neuordnung des Lebens."[28]

Einige Briefe wechseln hin und her, die beiden verwandten Seelen lernen sich kennen und lieben:

> „Unter Marias Gestalt trat zum erstenmal die Liebe und das will sagen der Tod in meinen Weg ... Hier aber endete die Geschichte einer Jugend."[29]

Daß Liebe und Tod untrennbar zusammengehören, ist ein Gedanke, der in der romantischen Literatur weit verbreitet ist[30]. Lessing spricht von einem „tiefe(n) metaphysische(n) Zusammenhang, der zwischen Liebe und Tod besteht"[31]. Für ihn hat dieser „Zusammenhang" sehr konkrete Formen angenommen: Zwar lernte er im Zusammenleben mit Maria (sie heiraten im Januar 1900) die Erfüllung der Liebe und der Vaterschaft kennen (1901 und 1902 werden die Töchter Judith und Miriam geboren; zu letzterer hatte Lessing eine besonders tiefe Beziehung), jedoch trafen ihn in der Folge eine Reihe schwerer Schicksalsschläge. 1899 stirbt völlig unerwartet sein Großvater und hinterläßt ihm *nichts*. Lessing steht völlig mittellos und ohne abgeschlossene Ausbildung da, genau in dem Moment, wo er sich zur Gründung einer Familie entschlossen hat:

---

28 Ebda.

29 Ebda., S. 369.

30 Auch an anderen Stellen von Lessings Autobiographie finden sich Stereotypen aus der Gedankenwelt der Romantik wieder. So überschreibt er beispielsweise deren drittes Buch mit „Suchen und Sehnen" und nennt die Zeit zwischen 1896 und 1908 seine „Wanderjahre" (s.u.). „Sehnsucht" und „Wanderschaft" sind aber Kernelemente der Romantik.

31 Theodor Lessing, Schopenhauer, Wagner, Nietzsche. Einführung in die moderne deutsche Philosophie, München 1906, S. 207.

> „Und von da ab: Mittelpunkt des ganzen ferneren Lebensweges: der tägliche Kampf um das tägliche Brot.“[32]

Außerdem zerbricht die Freundschaft zu Ludwig Klages. Eine Entfremdung war schon während der gemeinsamen Münchener Jahre eingetreten; Maria und Klages können sich nicht leiden. Klages bricht die Beziehung ab, weist Lessing schroff die Tür. Obwohl Lessing später mehrfach versucht, den Kontakt wieder aufzunehmen, sieht er den Jugendfreund nie wieder.

Auch die Ehe mit Maria scheitert. Sie betrügt ihn mit einem seiner Schüler. 1904 trennen sie sich, 1907 wird die Ehe geschieden. Aber der schwerste Schicksalsschlag war der Tod der gemeinsamen Tochter Miriam (1912). Erst als „Marias ... Zauberbild im Grabe Miriams“[33] versinkt, zieht Lessing den endgültigen Schlußstrich unter die große Liebe seines Lebens.

In seiner Autobiographie teilt Lessing sein Leben in drei Phasen ein. Die erste Phase reichte bis 1898, die zweite von 1898 bis 1912 und die dritte von 1912 bis zum Zeitpunkt der Niederschrift (*Einmal und nie wieder* entstand zwischen 1928 und 1933[34]):

> „Dieser Jugend Geschichte war die Geschichte einer Freundschaft. Des Mannes Geschichte wurde die einer Liebe. Und der Rest: Bau des Grabsteins für Miriam, mein Kind.“[35]
>
> „Freund und Frau nahmen alles, was ich zu geben hatte. Der Rest des Lebens war der anständige Kampf eines, der jung zum Krüppel geschlagen ward.-“[36]
>
> „Ich habe das ganze Leben hindurch mit meinen Toten, mit Ludwig Klages und mit Maria weiter gelebt. Es gab keinen Tag, an dem ich nicht in hundert Dialogen mich mit ihnen auseinandergesetzt hätte.“[37]
>
> „Warum nur, warum haben wir auf dieser freudenarmen Erde einander nicht die Treue gehalten ?“[38]

---

32 Lessing, Einmal, S. 371.
33 Ebda., S. 370.
34 Vgl. Marwedel, Lessing, S. 339f. u. S. 446.
35 Lessing, Einmal, S. 369. Mit dem „Bau des Grabsteins für Miriam“ ist Lessings philosophisches Werk gemeint. Ihr widmete er sein „bisher reifstes Werk“ (vgl. Lessing, Gerichtstag, S. 402) *Europa und Asien.*
36 Ebda., S. 204.
37 Ebda., S. 384.

Doch zurück zu Lessings äußerem Lebensweg. Er muß sich beeilen, seine Ausbildung zu beenden und hat Glück: In Erlangen läßt man seine medizinischen Vorstudien für philosophische gelten und promoviert ihn 1899 mit einer nach Lessings eigenem Bekunden „wirklich schlechte(n) Arbeit“ über den Philosophen Afrikan Spir zum Dr. phil.[39]. Trotzdem macht Lessing in Gießen einen letzten Versuch, sein medizinisches Staatsexamen zu erlangen – ohne Erfolg[40]. Theodor Lipps, bei dem Lessing in München Psychologie studiert hatte, verschafft ihm ein Stipendium zu weiteren Studien in diesem Fach, doch bricht er diese bald ab, da ihm eine „Brotstelle“ angeboten wird: 1901 geht Lessing als Lehrer an ein Landerziehungsheim nach Haubinda in Sachsen.

Die von Hermann Lietz initiierte Landschulheimbewegung war ihrem Anspruch nach ein Teil der schul- und lebensreformerischen Bestrebungen, die seit der Jahrhundertwende stärker wurden. Allerdings war ein Teil dieser Bewegung, u.a. Lietz selber, offen für völkisches und antisemitisches Gedankengut. Hierüber kam es zum Bruch zwischen Lietz und Lessing. Obwohl in Haubinda auch etliche jüdische Kinder lernten, lag das antisemitische Magazin „Der Hammer“ aus. Lessing organisierte einen Protestzug der jüdischen Schüler zu Lietz' Zimmer und forderte, „Der Hammer“ müßte abbestellt werden. Nicht nur, daß er mit diesem Ansinnen keinen Erfolg hatte, kurze Zeit später erteilte Lietz die Anweisung, daß in seinen Landschulheimen keine neuen jüdischen Schüler mehr aufgenommen werden sollten.

> „Da erklärte ich, daß ich dann auch nicht als Lehrer bleiben könne und wähnte sicher zu sein, daß ich die gesamte jüdische Elternschaft hinter mir hätte. Es war eine der tragikomischsten Enttäuschungen in meinem Leben, daß die sämtlichen jüdischen Eltern mit der neuen Maßregel sich abfanden, und daß ich der einzige blieb, der, in seinem Stolze beleidigt, die Brotstelle verlor.“[41]

Gleichzeitig verließ ihn Maria mit einem seiner Schüler, dem späteren Schriftsteller Bruno Frank. 1904 stand Lessing vor dem Nichts:

---

38 Ebda., S. 372 u. 373. Diese Formulierung wendet Lessing nacheinander auf Maria und auf Ludwig Klages an. Zu dem einschneidenden Umbruch in seinem Leben in den Jahren 1898 /99 vgl. *Einmal und nie wieder*, S. 368-388. Damit endet das Buch.

39 Vgl. Lessing, Gerichtstag, S. 401.

40 Vgl. Marwedel, Lessing, S. 50.

41 Lessing, Gerichtstag, S. 401. Zu Lessings Zeit in Haubinda und der Landschulheimbewegung, vgl. Marwedel, Lessing, S. 60-62, S. 69- 76 und Poetzl, S. 94-104.

> „Ich mußte meinen Weg allein gehn; auf Weib und Kinder verzichtend. Damals ward ich vollkommen niedergeworfen. Daß ich noch wieder auferstehn würde, war unwahrscheinlich. Bis ich auf einsamem Weg der Überwinder wurde, das hat lange gedauert.-“[42]

Er suchte und fand eine neue Lehrerstelle im Landschulheim Laubegast bei Dresden, wo er aber nur vorübergehend tätig war. Sein Gehalt besserte er mit ersten philosophischen Vorträgen in den Sälen des Dresdener Hauptbahnhofes auf. Themen waren: *Schopenhauer, Wagner, Nietzsche*. (Aus diesen Vorträgen entstand Lessings erste philosophische Veröffentlichung, die 1906 unter demselben Titel erschien.)

> „Zugleich stürzte ich mich auf Jahre in soziale Arbeit; gründete die ersten Unterrichtskurse für das Proletariat, schloß mich der Sozialdemokratie an und arbeitete mit den Gewerkschaften; kämpfte für Gleichstellung der Frauen, für Beseitigung der reglementierten Prostitution, für Enthaltsamkeit vom Alkohol, für friedliche Völkerverständigung, für Reform der Kleidung, – nie später habe ich so viele »Kongresse«, »Sitzungen«, »Mandate«, »Resolutionen« mitgemacht, wie in diesen meinen elendsten Jahren. Mein geheimes Ziel aber war: Habilitation an einer deutschen Hochschule. In Dresden wurde ich als »Sozialdemokrat« abgewiesen. Ich ging nach Göttingen, mit Empfehlungen meines Lehrers Lipps, um mich bei Edmund Husserl zu habilitieren. Der wieder empfahl mich, um zu verhindern, daß ein »Konkurrent« nach Göttingen komme, an die Technische Hochschule in Hannover. Und so landete ich 1908 in der Stadt, wo auf jedem Pflasterstein eine Träne und ein Seufzer meiner Jugend lag. Enttäuschter ist nie ein Kind in die Heimat zurückgekehrt.“[43]

Am 19. November 1908 hielt Lessing seine Probevorlesung über „Das Prinzip des kleinsten Kraftaufwandes in der Philosophie“; noch am gleichen Tag beschloß das Abteilungskollegium seine Habilitation als Privatdozent für Pädagogik und Philosophie. Als Habilitationsschrift wurde seine Abhand-

---

42 Lessing, Gerichtstag, S. 401f.

43 Lessing, Gerichtstag, S. 402. In Göttingen verbrachte Lessing ein Jahr (1906/07) und beschäftigte sich neben dem Besuch von Husserls Seminaren und Vorlesungen vor allem mit dem Theater. Er schrieb Theaterkritiken für die *Göttinger Zeitung* und theater-ästhetische Schriften. Vgl. dazu Theodor Lessing, Ein Buchhändler (1931), abgedruckt in: Lessing, Flaschenpost, S. 394-398. Über die hier nur kurz angerissenen Jahre 1904-1908 vgl. Marwedel, Lessing, S. 76-97.

lung „Der Bruch in der Ethik Kants“ angenommen. Im Dezember 1908 hielt Lessing seine Antrittsvorlesung „Philosophie als Tat“[44].
Seine „Wanderjahre“, wie er die Zeit seit seines Vaters Tod bezeichnet hat[45], hatten also ihr Ende gefunden. Der Mittdreißiger ließ sich in Hannover nieder und konnte seine Töchter zu sich nehmen. Bald darauf lernte er Adele (Ada) Grothe-Abbenthern kennen. Er heiratet sie 1912, im selben Jahr, als seine geliebte Tochter Miriam stirbt, ein Verlust, den Lessing nie ganz verwindet.
Die Beziehung zu Ada hatte eine andere Qualität als die zu Maria. Lessing bezeichnet sie als seinen „Kameraden“[46], die ein Jahr nach der Hochzeit geborene Tochter Ruth als sein „Kamerädchen“[47]. Ada sei die Seele gewesen, „der ich Klärung und Frieden danke“[48].

Philosophie hatte an der Technischen Hochschule Hannover den Status eines gerade geduldeten Orchideenfachs. Lessings Einkünfte als Privatdozent reichten zum Unterhalt der Familie nicht aus. Er war auf Nebeneinkünfte angewiesen, gab Privatstunden und schrieb. „Erst mit dem Jahre 1908 beginnt meine philosophische Schriftstellerei.“[49] Nebenbei gründete Lessing 1908 einen Verein gegen unnötigen Lärm und gab als alleiniger Redakteur das Vereinsorgan „Der Antirüpel. Recht auf Stille. Monatsblätter zum Kampf gegen Unkultur im deutschen Wirtschafts-, Handels- und Verkehrsleben“ heraus. Der Verein wurde in weiten Teilen der Öffentlichkeit belächelt, hatte aber auch Zulauf. 1910 besaß er reichsweit über tausend Mitglieder. 1911 zog sich Lessing aus der aktiven Vereinsarbeit zurück, die nicht mehr nebenbei zu bewältigen war. Andererseits wollte seine philosophischen Arbeiten nicht vernachlässigen. Der Weltkrieg machte der internationalen „Antilärmbewegung“ ein Ende[50].

Obwohl Lessing überzeugt war, seit 1914 ein „geschlossenes System“ zu besitzen[51], hat er seine Gedanken nie zu einem echten philosophischen Hauptwerk zusammenführen können. 1914 hatte er zwar die konzeptionellen Vorarbeiten zu seiner „Philosophie der Not“ abgeschlossen und auch schon

44 Vgl. Stern, in: Lessing, Wortmeldungen, S. 19.
45 Vgl. Lessing, Gerichtstag, S. 400 u. S. 403.
46 Ebda., S. 402.
47 Vgl. Stern, in: Lessing, Wortmeldungen, S. 20.
48 Lessing, Einmal, S. 369.
49 Lessing, Gerichtstag, S. 402f.
50 Vgl. dazu ebda., S. 405; Marwedel, Lessing, S. 104-107; Poetzl, S. 112-123.
51 Vgl. Lessing, Gerichtstag, S. 403f.

einen Verleger für das auf vier Bücher angelegte Werk gefunden, doch warf der Ausbruch des Weltkrieges alle Planungen über den Haufen. Später hinderte ihn der stete Zwang des Zuverdienstes daran, sich ganz auf ein Werk zu konzentrieren. Statt dessen publizierte er seine Gedanken häppchenweise in schätzungsweise 2000 Essays und Feuilletons, die er für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften schrieb. Seine bevorzugten Blätter waren die liberalen und demokratischen Tageszeitungen *Prager Tagblatt* und *Dortmunder Generalanzeiger*[52].

> „Gut ! Ich habe also das Weltsystem in hundert Feuilletons zerschnitten. Davon kann ich immerhin Brot kaufen.“[53]

Dem Weltkrieg stand Lessing von Anfang an ablehnend, ja angewidert gegenüber. Er wollte das Seine tun, um das Gemetzel noch zu verhindern, wollte die führenden Intellektuellen aller europäischen Länder dazu bewegen, einen Aufruf gegen den Krieg zu unterstützen und als Organ Maximilian Hardens „Zukunft“ benutzen. Doch Harden lehnte ab. Ihn hatte – ebenso wie viele andere Intellektuelle – die allgemeine Kriegsbegeisterung angesteckt. Die Haltung zum Krieg wurde für Lessing zur Meßlatte, die er an seine Freunde und Bekannten anlegte: Wer sich begeisterte, mit dem brach er.

> „An die Tage des August 1914 werde ich bis zum Tode nie anders zurückdenken, als an die klarste Offenbarung, die mir je zuteil ward über die schönen menschheitlichen Wahnideen. Ideale sind Krücken. Fortschritt ist nur ein Trug. Geschichte: Lüge.“[54]

Lessing verarbeitet seine Desillusion schreibend. Sein Buch „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen“ entsteht. Es handelt davon, wie den völlig zufälligen und unzusammenhängenden Verbrechen, aus denen nach Lessings Ansicht die „Weltgeschichte“ besteht, zu allen Zeiten von der Historikerkaste ein „Sinn“ einbeschrieben wurde, indem sie dem Unzusammenhängenden in rechtfertigender Absicht Kausalität „eingelogen“ haben und so „Geschichte“ konstruierten. „Europa und Asien“, welches sich ebenfalls

---

52 Vgl. dazu Marwedel, in: Lessing, Flaschenpost, S. 13-20; Poetzl, S. 123-133; Stern, in: Lessing, Wortmeldungen, S. 29.

53 Theodor Lessing, Die armen Tierchen (1928), in: Lessing, Flaschenpost, S. 202-205, hier, S. 203.

54 Theodor Lessing, Der jüdische Selbsthaß, München (Berlin), 1984 (1930), S. 192f.

lesen läßt als Anklage gegen die aus Lessings Sicht weltvernichtende „westliche“ Lebens- und Produktionsweise (vgl. dazu Kapitel 3), wurde zunächst von der Militärzensur verboten, dann aber 1916 wieder freigegeben und 1918 (noch im Krieg) veröffentlicht[55].

Lessings größter Horror war, an die Front zu müssen. In seinem Essay „Das Lazarett“ beschreibt er mit großer Offenheit die ihn beherrschende Mischung aus pazifistischer Einstellung, Abneigung, andere zu verletzen, Selbsterhaltungstrieb und Unwillen, ein Leben zu führen, das „in der Baracke tagein, tagaus nur von der eigensten Notdurft erfüllt wird“[56].

> „Ich hatte Glück. Zunächst gelang es, von den Waffenübungen befreit zu werden. Richtiger gesagt: es gelang, mich zu drücken. Durch vier Kriegsjahre mußte ich alle drei Monate zur Ausmusterung. Die Ausmusterungen wurden immer strenger. Ich verwendete immer neue Listen, um der Front zu entgehen.“[57]

Lessing schrieb z.B. ihm bekannte Ärzte an und ließ sich Gutachten über seine Untauglichkeit ausstellen. (In der Tat hatte er von einem Schlag seines Vaters eine irreparabele Rückenverletzung behalten, die es ihm unmöglich machte, schmerzfrei aufrecht zu gehen.) Dies alles hätte aber vermutlich nicht ausgereicht, wenn nicht irrtümlicherweise in seinem Militärpaß („er war damals das allein entscheidende Dokument“[58]) als Berufsbezeichnung *Dr. med.* gestanden hätte. (Tatsächlich hatte Lessing keinen medizinischen Doktorgrad und auch keine Approbation.) Es herrschte Ärztemangel. Lessing überwand seine Skrupel, vielleicht nicht geeignet zu sein, und ließ sich bei einem ambulanten Lazarett in Hannover als Hilfsarzt anstellen. In insgesamt vier Lazaretten tat Lessing während der Kriegsjahre Dienst. Nebenbei verdingte er sich noch als Hilfslehrer. „(S)o konnte ich mich in dieser oder in jener Stelle, und wenn möglich in beiden »unabkömmlich« machen und wurde von zwei Seiten »reklamiert«. Diese Voraussicht erwies sich nachmals als richtig.“[59] Denn als im Herbst 1918 die Revolution kam

55 Vgl. Marwedel, Lessing, S. 146. *Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen* erschien in der ersten Auflage im Jahr 1919, vgl. dazu Baule, S. 228f.
56 Theodor Lessing, Das Lazarett (1929), in: Lessing, Flaschenpost, S. 354-386, hier S. 374.
57 Ebda.
58 Ebda.
59 Ebda., S. 378.

– „um fünf Jahre zu spät“, wie Lessing schreibt[60] – da hatte er das Morden überlebt.

> „Das Land war entkräftet, das Heer zerstört, der Kaiser entflohen, der Bismarckische Staat zertrümmert, alle Könige und Fürsten davongejagt. Nie war ein Volk so desorientiert. Nie so willig, neu zu lernen und neu zu bauen.“[61]

So schrieb Lessing 1930. Zweifellos hat er in die neuen Verhältnisse große Hoffnungen gesetzt, jedoch zerstoben diese bald. Schnell erkannte er, daß die Novemberrevolution von 1918 im Ansatz steckenblieb, daß die politische, soziale, ökonomische und kulturelle Reaktion umgehend wieder obenauf war. Die Schuld daran gab Lessing nicht zuletzt den mehrheitssozialdemokratischen „Realpolitikern“, deren „Burgfriedenspolitik“ im Krieg er bereits als Verrat an ihren internationalistischen Idealen empfunden hatte[62]. „So sieht Lessing in der deutschen Revolution von 1918 die schönsten Menschheitsutopien und Ideale zum formalen Erkennungszeichen insgeheim entgegengesetzter Ziele und Absichten werden.“[63]
Dennoch scheint die Ansicht Hans Sterns realistisch, die Nachkriegszeit sei für Theodor Lessing „vielleicht die beste Zeit seines Lebens“[64] gewesen. In Hannover bildete sich so etwas wie eine intellektuelle Bohème, die in Lessing ihren „geheime(n) Patron“[65] erkannte. Andererseits gab es in Hannover, dem Wohnort Hindenburgs, aber auch starke reaktionäre Kräfte, besonders unter der Studentenschaft und dem Lehrkörper der Technischen Hochschule, an der Lessing nun seine Vorlesungstätigkeit wieder aufnahm. Und zwar mit wachsendem Zulauf. Sein Ansehen stieg. Dies konnte auch die Hochschule nicht mehr ignorieren. Am 6. Februar 1922 wurde Lessing auf Antrag seiner Hochschulabteilung zum außerordentlichen Professor ernannt, erhielt ein kleines Forschungsstipendium und 1923 einen Lehrauftrag für Philosophie der Naturwissenschaften[66].

60 Lessing, Selbsthaß, S. 195.
61 Ebda.
62 Vgl. dazu ebda., S. 191-199 sowie Marwedel, Lessing, S. 184-207.
63 Marwedel, Lessing, S. 186.
64 Stern, in: Lessing, Wortmeldungen, S. 27.
65 Marwedel, Lessing, S. 212.
66 Vgl. dazu Stern, in: Lessing, Wortmeldungen, S. 25-27.

Auch Lessings philosophische Bücher, und hier besonders „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen“ und „Europa und Asien“ stießen auf Interesse und erlebten während der Weimarer Republik mehrere Neuauflagen[67].
Aber nicht nur das Bildungsbürgertum wollte Lessing ansprechen. Immer war es sein Ziel, auch die „bildungsfernen“ Schichten zu erreichen. Daß er seine Philosophie über die Zeitung „unters Volk“ brachte gehört hierher, ebenso seine umfangreiche Vortragstätigkeit. Daneben machte er sich auch für die Arbeiterbildung stark. 1918 war Lessing Mitbegründer der Volkshochschule Hannover-Linden, einer der ersten in Deutschland. Seine Frau Ada blieb bis 1933 ihre Geschäftsführerin[68].

Lessings „beste Zeit“ endete 1924. In diesem Jahr begann aus nichtigen Anlässen heraus eine Kampagne gegen ihn, die sich immer mehr selbst verstärkte, auf ihrem Höhepunkt zu einem regelrechten Kesseltreiben wurde, danach trotz ihres relativen Abflauens von der extremen Rechten nie vergessen wurde und schließlich in Theodor Lessings Ermordung mündete. Hans Mayer schreibt:

> „Schlagzeilen ... machten während der Weimarer Epoche nur drei Bewohner von Hannover: der Knabenmörder Fritz Haarmann; der pensionierte Generalfeldmarschall Paul von Beneckendorf und von Hindenburg; der Privatdozent und Titularprofessor Dr. phil. Theodor Lessing. ... Für Theodor Lessing ist die Konstellation des Weltinteresses an jenen drei Hannoveranern tödlich gewesen. Es ist buchstäblich wahr, wenn man konstatiert: er sei an der Nachbarschaft mit Haarmann und Hindenburg ... zugrunde gegangen.“[69]

Erster Akt, 16. Dezember 1924: Am elften Verhandlungstag im Prozeß gegen den Knabenmörder Fritz Haarmann wird Theodor Lessing, der dem Verfahren als Zeitungskorrespondent beiwohnt, von der Verhandlung ausgeschlossen. Als Aufhänger dienten marginale Irrtümer in seiner Bericht-

---

67 *Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen* erschien in vier Auflagen, von denen die vierte (1927) komplett überarbeitet wurde. *Europa und Asien. Untergang der Erde am Geist* wurde fünfmal aufgelegt. Hier überarbeitete Lessing jede Auflage neu. Sogar der Titel wechselte von Auflage zu Auflage: Lessing vertauschte sukzessive den Ober- mit dem Untertitel. Dem Verfasser lagen vor: Untergang der Erde am Geist (Europa und Asien), 3. Auflage, Hannover 1924 und Europa und Asien (Untergang der Erde am Geist), 5. Auflage, Leipzig 1930.

68 Vgl. dazu Stern, in: Lessing, Wortmeldungen, S. 27-29; Poetzl, S. 104-112; Hieronimus, S. 29.

69 Mayer, S. 98f.

erstattung. Das Gericht beschied ihn, er könne der Verhandlung nicht folgen. Tatsächlich empfanden die Richter seine Artikel als Einmischung. Nicht nur, daß er den Finger in eine Wunde legte, die Polizei, Staatsanwaltschaft und wohl auch das Gericht am liebsten vertuscht hätten: die langjährige Spitzeltätigkeit Haarmanns für die hannoversche Bahnpolizei (seit 1918). Nein, Lessing ging so weit, der gesamten Gesellschaft eine Mitschuld an den geschehenen Morden zu geben. Ihn interessierte der Zusammenhang zwischen individueller Psychopathologie und den gesellschaftlichen Bedingungen. Er sah in Haarmann ein Symptom der „wölfischen" Zeiten in einer Gesellschaft, die noch kurze Zeit zuvor – im Weltkrieg – ein Verhalten, das dem Haarmanns vergleichbar gewesen sei, als Heldentat ausgezeichnet hat[70]; einer Gesellschaft, in der die jungen Männer in den Freikorps töten gehen, „nicht anders wie sie zum Sportfest gehen"[71]. Gegenüber einem Bekannten (Erich Frey), der das Gespräch aufgezeichnet hat, äußerte Lessing:

> „Heute ist diese Menschheit entsetzt über Haarmann. Dieselbe Menschheit, die nach den Materialschlachten mit fünfhunderttausend Toten ihre Feldherrn mit Orden schmückte, ist über einen Mann entsetzt, der vielleicht zwanzig, vielleich dreißig Menschen umgebracht hat ... Sehen Sie, das meine ich mit unserer Schuld, von der in diesem Prozeß gesprochen werden muß. Denn sonst ... sonst wird man sich bald über Massenmörder nicht mehr so aufregen wie heute. Sonst bricht vielleicht eine Zeit an, in der man Leute wie Haarmann als mindere Stümper belächelt ..."[72]

„Wir können im Gerichtssaal keinen Herren dulden, der Psychologie treibt", mit diesen Worten schloß der Vorsitzende Richter Lessing vom Prozeß aus. In der sozialpsychologischen Studie „Haarmann – Die Geschichte eines Werwolfs", die noch vor Haarmanns Hinrichtung 1925 erschien, hat Lessing seine Ergebnisse zusammengefaßt[73].

---

70 In seinem Essay *Das Lazarett* berichtet Lessing von einem Massenmörder der seine Mitpatienten vergiftete und schreibt dann: „Dieser frischfröhliche unwissende Junge tat, was die Kriegsjahre mit allen taten. Er operierte am Menschenmaterial...", a.a.O., S. 371.

71 Theodor Lessing, Irrende Helden (1930), abgedruckt in: Lessing, Flaschenpost, S. 82-87, hier S. 85.

72 Zit. nach Hieronimus, S. 34.

73 Vgl. zum Fall Haarmann: Marwedel, Lessing, S. 218-243; Hieronimus, S. 30-34; Mayer, Repräsentant, S. 102-106.

Mit seinem Verhalten im Umkreis des Haarmann-Prozesses machte sich Lessing bei der politischen Rechten unbeliebt. „Man brandmarkte ihn von seiten der nationalistischen Presse und Parteien als einen Mann, der sich erdreistet habe, das Triebleben einer verabscheuungswürdigen Bestie verstehen und wissenschaftlich erklären zu wollen."[74] Indem er der Gesellschaft eine Mitschuld an den Taten gab, habe er das Ansehen Hannovers beschmutzt. Sein Benehmen im Gerichtssaal sei eine Beleidigung des Richterstandes gewesen. „Die Rechtspresse drängte auf ein Disziplinarverfahren gegen Lessing, und die Hochschule schloß sich diesem Verlangen am 17. Februar 1925 an. Das zuständige preußische Kultusministerium reagierte hinhaltend ..."[75]

Eigentliche Schubkraft erhielt die gegen Lessing gerichtete Kampagne aber erst im Mai 1925. Am 25. April, einen Tag vor der Reichspräsidentschaftswahl, veröffentlichte Lessing im deutschsprachigen *Prager Tagblatt* sein psychologisches Portrait „Hindenburg"[76]. Dieses wurde am 8. Mai im rechten *Hannoverschen Kurier* auszugsweise nachgedruckt, und im Nu hatte sich der „Fall Lessing" von einem lokalen zu einem nationalen Skandal ausgeweitet[77].

Worum ging es eigentlich? Lessings Absicht war es gewesen, Hindenburgs Charakter offenzulegen, so wie er ihn bei verschiedenen Gelegenheiten in Hannover selbst kennengelernt hatte. Das Ergebnis fiel für Hindenburg nicht unbedingt schlecht aus. Franz Pfemfert kündigte Lessing sogar öffentlich die Freundschaft auf, weil er meinte, dieser habe sich in den Kreis der Hindenburg-Apologeten begeben. Der Tenor des Artikels war der folgende: Hindenburg sei ein einfacher und beschränkter, aber treuer, gradliniger und durchaus wohlwollend-dienstbarer Mann, der allerdings äußerst lenkbar sei, „im Kerne unverantwortlich"[78], und deshalb für das Amt des Reichspräsidenten ungeeignet. Die nationale Rechte konnte es Lessing aber keinesfalls verzeihen, daß er ihren Mythos, den „Helden von Tannenberg", als einen „Bernhardiner" bezeichnet hatte „doch nur gerade so lange, als ein kluger Mensch da ist, der ihn in seine Dienste spannt und apportieren lehrt; in Frei-

74 Marwedel, Lessing, S. 239.
75 Stern, in: Lessing, Wortmeldungen, S. 32.
76 Abgedruckt in Lessing, Flaschenpost, S. 65-69.
77 Vgl. dazu und zum folgenden Marwedel, Lessing, S. 253-308; Stern, in: Lessing, Wortmeldungen, S. 32-40; Mayer, Repräsentant, S. 106-116; Hieronimus, S. 34-39.
78 Lessing, Hindenburg, S. 66.

heit würde aus ihm ein führungsloser Wolf“[79]. Ebenso unverzeihlich waren die hellsichtigen letzten Sätze des Essays:

> „Nach Plato sollen die Philosophen Führer der Völker sein. Ein Philosoph würde mit Hindenburg nun eben nicht den Thronstuhl besteigen. Nur ein repräsentatives Symbol, ein Fragezeichen, ein Zero. Man kann sagen: »Besser ein Zero als ein Nero«. Leider zeigt die Geschichte, daß hinter einem Zero immer ein künftiger Nero verborgen steht.“[80]

Am 10. Mai 1925 bilden ca. 400 Studenten und 7 Professoren einen „Kampfausschuß gegen Lessing“. Sein Ziel ist es zu erreichen, daß Lessing, der, wie es in einer Resolution heißt, seine Fähigkeiten eingesetzt habe, „um dem Deutschtum schweren Schaden zuzufügen und einen Mann zu schmähen, dem das ganze deutsche Volk zu Dank verpflichtet sei und zu dem die Studentenschaft in unbegrenzter Ehrfurcht aufblicke“[81], die Lehrbefugnis zu entziehen. Ab Mitte Mai beginnen (hauptsächlich korporierte) Studenten damit, Lessings Hörsaal zu blockieren. Der Rektor der TH setzt, unter Übertretung seiner Befugnisse, Lessings Vorlesung ab. Jedoch regt sich auch Unterstützung: Carl von Ossietzky ergreift in einem mit „Majestätsbeleidigung?“ überschriebenen Artikel öffentlich für Lessing Partei, ebenso der sozialdemokratische *Volkswille*. Und auch Gustav Noske, als Oberpräsident der Provinz Hannover Aufsichtsbeamter der Hochschule, warnt in einem Schreiben an Kultusminister Carl Heinrich Becker davor, den Studenten nachzugeben. Am 4. Juni nehmen ca. 3000 Menschen an einer Unterstützungskundgebung für Lessing teil.

Indes setzt sich die „Lessinghetze“ fort. Am 8. Juni belagern mehrere hundert johlende, z.T. bewaffnete Studenten Lessings Vorlesungsraum, rennen gegen die Tür an, dringen aber nicht durch. Am 13. Juni beantragen Rektor und Senat der TH beim Kultusministerium zum zweiten Mal ein Disziplinarverfahren gegen Lessing mit dem Ziel der Entfernung aus dem Lehramt. Das preußische Kultusministerium, nachdem es beide Seiten angehört hat, entscheidet am 24. Juni: Lessings Lehrbefugnis wird nicht entzogen, der „Kampfausschuß“ müsse aufgelöst werden, die Störungen von Lessings Vorlesungen müßten aufhören, ansonsten werde die Hochschule geschlossen.

79 Ebda., S. 68.
80 Ebda., S. 69.
81 Marwedel, Lessing, S. 258.

Nun knickt die Hochschulleitung ein und solidarisiert sich nach außen hin mit Lessing, der seinerseits zur allgemeinen Beruhigung vorläufig seine Vorlesungstätigkeit freiwillig suspendiert. Das Sommersemester neigte sich ohnehin dem Ende zu.

Die Kampagne flaute nun für eine Weile ab, was daran lag, daß Lessing sich auf Anraten von Kultusminister Becker für das Wintersemester beurlauben ließ[82]. „Dies war die erste Kraftprobe des kommenden Deutschland“[83], schreibt Lessing zu dieser Zeit in seiner weitsichtigen Weise; aber die Kraftprobe war noch nicht zuende. Die Aggressionen flammten erneut auf, kaum daß Lessing am 3. Mai 1926 seine Arbeit an der Hochschule wieder aufnehmen wollte. Hundertzwanzig Studenten besetzten seinen Hörsaal und brüllten ihn nieder. Auf dem Heimweg wurde er von mit Knüppeln bewaffneten völkischen Studenten verfolgt und bedrängt, dann auf der Terrasse des Cafés „Georgengarten“ eingekesselt und aufs übelste beschimpft. Ähnliche Vorfälle wiederholten sich an Lessings Vorlesungstag während der folgenden Wochen. Bis zu 700 korporierte Studenten beteiligten sich daran. Die Hochschulleitung läßt schließlich die Studentenausweise der an den Krawallen beteiligten Studenten einsammeln. Gegen elf von ihnen werden Relegationsverfahren eingeleitet. Die Studenten rufen einen achttägigen Streik aus, um ihrer Forderung nach „Entfernung“ Lessings Nachdruck zu verleihen. Am 8. Juni treffen sich ca. 1500 Studenten auf dem Hannoveraner Bahnhof. Sie haben einen Sonderzug gemietet und fahren nach Braunschweig. Sie drohen damit, sich kollektiv an der Braunschweiger Technischen Hochschule zu immatrikulieren, was von der dortigen Hochschulleitung unterstützt wird. Manches deutet darauf hin, daß Alfred Hugenberg diese Aktion aus dem Hintergrund finanziert hat. Die symbolische Tat verfehlt ihre Wirkung nicht. Die Industrie- und Handelskammer und einige andere Verbände befürchten „schwere wirtschaftliche und kulturelle Schäden“ für den Fall des Auszuges der Studenten. Der Rektor der TH legt Lessing nahe, zurückzutreten; und die Dozentenschaft erklärt förmlich ihr Verständnis für die „innere Einstellung“ der Studenten und fordert vom Kultusminister, Lessing die Lehrbefugnis zu

82 Vgl. Jörg Wollenberg, „Juden raus! Lessing raus!“ Der Fall Lessing in den Akten des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, in: Theodor Lessing, Ausgewählte Schriften, Band 2, S. 247-274, hier S. 254.

83 Theodor Lessing, Massenwahn (1925), abgedruckt in: Lessing, Wortmeldungen, S. 326-342, hier S. 341.

entziehen. Auch Oberbürgermeister Menge versucht (ohne Erfolg), ihm eine Verzichtserklärung abzunötigen.

Einen Rückhalt behält Lessing in der preußischen Landesregierung. Kultusminister Becker erklärt am 13. Juni, die Vorgänge in Hannover seien „nackter Terror“. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Kampagne aber ihren Klimax bereits überschritten. Lessings Vorlesungen konnten wieder ohne größere Zwischenfälle stattfinden, ein von den burschenschaftlichen Studenten ausgerufener reichsweiter Generalstreik an den Hochschulen scheiterte kläglich. Um so merkwürdiger, daß Lessing sich jetzt zu einem zweifelhaften Kompromiß herbeiläßt, den mehrere Berliner Professoren zwischen ihm, der Hannoveraner Hochschule und dem Kultusministerium vermittelt haben. Dieser bestand darin, daß Lessing zwar seine Lehrbefugnis behielt, aber auf die Abhaltung weiterer Vorlesungen verzichtete. Sein Lehrauftrag wurde in einen zeitlich unbegrenzten Forschungsauftrag umgewandelt.

Die politische Rechte und ihre Presse feierte diesen Ausgang der über ein Jahr geführten Kampagne als Sieg. Keiner der an den Ausschreitungen beteiligten Studenten wurde von der Hochschule relegiert, geschweige denn von der Staatsanwaltschaft zur Verantwortung gezogen.

Zwischen 1926 und 1933 zog sich Lessing stärker als zuvor ins Privatleben zurück[84]. Er schrieb ungemein viel. Seine Bücher arbeitete er von Auflage zu Auflage um. Bei den Zeitungen, die auf seiner Seite standen, wurde er zu einem der begehrtesten Autoren. Auch deshalb, weil die gegen ihn gerichtete Kampagne seine Bekanntheit enorm gesteigert hatte. Das Gros seiner Feuilletons, darunter nicht nur politische, sondern auch satirische, autobiographische und „charakterologische“ (s.u.), enstand in dieser Zeit, nicht zuletzt des Zuverdienstes wegen, denn seine Bezüge seitens des Kultusministeriums waren nicht üppig. Daneben entfaltete er eine umfangreiche Vortragstätigkeit, die ihn fast alle größeren Städte Deutschlands bereisen ließ.

Politisch orientierte sich Lessing mehr nach links, setzte sich beispielsweise für eine Verständigung zwischen seiner Partei, den Sozialdemokraten[85], und

84 Vgl. zu diesem Abschnitt Marwedel, Lessing, S. 309-340; Stern, in: Lessing, Wortmeldungen, S. 41-43.

85 Lessing war seit 1905 Mitglied der SPD und des sozialdemokratischen Intellektuellenbundes. In den 20er Jahren kritisierte er an der SPD vor allem, daß sie ihre revolutionären Ideale zugunsten ideologischer Zerklüftung und eines Tagespragmatismus an der Seite der bürgerlichen Parteien aufgegeben habe, blieb aber trotzdem Mitglied, vgl. z.B. seine Artikel: Konservative Tendenzen in der Sozialdemokratie? (1930), abgedruckt in: Lessing, Fla-

den Kommunisten ein. Seine Vorträge, die ihm gleichwohl oft „widerlich“ waren, da der Prophet nichts im eigenen Land gelte[86], stellte er in den Dienst der Friedensbewegung. Auch gegen den Imperialismus setzte er sich ein, reiste 1927 als Mitglied der deutschen Delegation zum ersten Kongreß gegen koloniale Unterdrückung und Imperialismus nach Brüssel. Er antizipierte die Gefahren der atomaren Bedrohung, der Umweltzerstörung und globaler Elendsmigrationen. Früh beunruhigte ihn die heraufziehende Gefahr des Faschismus, was sich darin zeigt, daß er 1927 in das Redaktionskollegium der Zeitschrift „Der Fascismus. Blätter zum Studium des Fascismus“ eintrat. Früher als viele andere rechnete er auch mit einem möglichen Sieg der Nazis und schrieb unermüdlich dagegen an. Lessing „wollte beitragen zur Erhaltung der republikanischen und demokratischen Freiheiten und Grundrechte, wollte warnen vor dem kampflosen Preisgeben der politischen, sozialen und kulturellen Errungenschaften dieser halbherzigen, unbefestigten Republik. Die apathische Bewegungslosigkeit, das Sichschicken ins Unvermeidliche, das schaurigschöne Fühlen herannahender End- und Eiszeiten attackierte er mit der ganzen Wucht seiner sprachlichen Ausdruckskraft.“[87]

Zwei Zitate Theodor Lessings aus dem Jahr 1925:

> „Es ist möglich, daß solch ein fanatischer Querkopf mich niederschlägt, wie sie Rathenau und Harden niedergeschlagen haben. ... Und auch damit rechne ich, daß ich aus der Heimat fort muß und wieder neu beginnen.“[88]
>
> „Diese nationalistische Woge ist jetzt obenauf. Und wenn sie der proletarischen Jugend obsiegt (woran ich nicht zweifle), dann wird die junge Republik dem Tode ausgeliefert sein.“[89]

In beidem sollte Lessing recht behalten. Am 31. Januar 1933 wird Hitler die Macht übertragen. In der Nacht zum 2. März 1933 reist Theodor Lessing mit seiner Tochter Ruth per Zug nach Prag aus. (Seine Frau Ada bleibt zunächst in Hannover und folgt im Juli nach.) In derselben Nacht wird von der SA ein Stinkbombenattentat auf sein Haus unternommen.

---

schenpost, S. 96-102 und: Was hat die Sozialdemokratie der Jugend zu bieten? (1930), ebda, S. 102-105.

86 Vgl. Marwedel, Lessing, S. 319.

87 Marwedel, in: Lessing, Flaschenpost, S. 12.

88 Lessing, Gerichtstag, S. 411.

89 Theodor Lessing, Die deutsche Studentenschaft um 1925 (1925), in: Ders., Flaschenpost, S. 75-82, hier S. 78.

Lessing läßt sich in Marienbad nieder. Die Familie findet Aufnahme in einer Villa etwas außerhalb der Stadt. Hier plant Lessing, gemeinsam mit seiner Frau im Herbst ein Landerziehungsheim zu eröffnen, das hauptsächlich Kinder von ebenfalls emigrierten deutschen Juden aufnehmen soll. Trotz seiner exponierten Stellung versteckt er sich nicht. Im März hält er mehrere Vorträge über die Lage der Juden in Deutschland und schreibt weiterhin NS-kritische Artikel für das *Prager Tagblatt*. Als im Juni Gerüchte kursieren, die deutsche Regierung habe auf ihn eine Fangprämie von 80000 RM ausgesetzt, reagiert Lessing mit dem sarkastischen Feuilleton „Mein Kopf“[90]. Angebote von Freunden und Verwandten, bei der Ausreise aus der Tschechoslowakei behilflich zu sein, lehnt er ab.

Am 25. August 1933 wird Theodor Lessing aus Deutschland ausgebürgert. Auch *seine* Bücher waren am 10. Mai verbrannt worden.

In der Nacht des 30. August 1933 wird Lessing von zwei Mitgliedern der sudetendeutschen Nazi-Partei, die höchstwahrscheinlich Hintermänner in Deutschland haben, durch das Fenster seines Arbeitszimmers erschossen. Er ist nicht sofort tot, stirbt aber wenige Stunden später im Krankenhaus.

Die tschechische Polizei löst eine beispiellose Großfahndung aus; alle Grenzübergänge nach Deutschland werden geschlossen. Am nächsten Tag kommt es zu Kundgebungen gegen den Anschlag. Die Identität der Mörder wird relativ schnell festgestellt, doch können sie nach Deutschland entkommen und werden von der SA mit einer neuen Identität ausgestattet.

Einer der Mörder kehrte 1941 nach Marienbad zurück, wurde erkannt und 1946 zu 18 Jahren Haft verurteilt. 1959 wurde er in die Bundesrepublik abgeschoben. Der andere lebte bis zu seinem Tode unbehelligt in der DDR.

Am 2. September 1933 wird Theodor Lessing auf dem jüdischen Friedhof von Marienbad beerdigt[91].

90 Auszugsweise abgedruckt in Theodor Lessing, Ausgewählte Schriften, Band 1, S. 69-71.
91 Zur Ermordung Lessings und deren Vorgeschichte vgl. Marwedel, Lessing, S. 341-371.

3 Theodor Lessings Persönlichkeit und Philosophie

3.1 „Aber eigentlich war ich immer, was ich in der Jugend war: »Nur Narr, nur Dichter«“

> – Meine weitaus schönsten Stunden waren die Spiele mit meinen Kindern und unsere Gespräche. Das schönste Buch, das ich gelesen habe, sind die Studien von Adalbert Stifter. ... Fachphilosophisches hat mich immer enttäuscht und abgestoßen. Dagegen verging wohl kein Jahr, ohne daß ich wieder und wieder in Schopenhauer las, dem Menschen, zu dem ich am tiefsten Wesensverwandtschaft fühle. Ich liebe über alles die Wolken. ... Frage ich nun zum Schluß: Was war denn nun der *Kern* dieses Lebens? so muß ich eingestehen: Wolke, Wind, Welle und Flut! – Da war nichts als rastlos wogende Bildkraft, die heute nur noch fortlebt in einem ganz unfaßlichen Traumleben.“[1]

Theodor Lessing war ein Mensch mit einem intensiven Innenleben. Er selber stellte seine inneren Sensationen, sein Er-Lebtes, weit über die Stationen seines äußeren Lebensganges und auch über seine intellektuellen Einsichten. Mit einigen Zitaten Theodor Lessings soll hier zunächst versucht werden, Licht auf seinen „eigentlichen Wesenskern“ zu werfen, wie er selbst ihn uns in seinen Lebenserinnerungen präsentiert. Im folgenden wird dann herauszuarbeiten sein, daß und warum Lessing nicht so bleiben oder werden konnte, wie er „eigentlich“ veranlagt war, sondern auf einen anderen Weg gedrängt wurde. Seine philosophische Grundkonzeption, die er schon als Siebzehnjähriger gewann[2] und die sich als intellektuelle Reaktion auf sein selbsterkanntes Schicksal des So-Seins, aber nicht Sein-Könnens lesen läßt, soll im Anschluß daran dargestellt werden.

> „Wenn es mir nun gestattet sein mag, einiges über Wesen und Person zu äußern, so möchte ich mit dem Bekenntnis beginnen, welches jedem Fernen unwahr erscheinen muß und jedem Nahen selbstverständlich. Gerade das bin ich nicht, als was die Öffentlichkeit mich

1 Lessing, Gerichtstag, S. 408.
2 Vgl. Lessing, Einmal, S. 248.

beurteilt: Kämpfernatur, Polemiker, Praktiker, Aktivist. Immer lag es mir nahe, das ganze menschliche Ameisendasein und auch das eigene nie so ganz ernst und nur mit Humor zu nehmen. Jede Art Schauen und Wissen klang meinem Wesen vertrauter entgegen als Praktik, Politik, Dialektik, Pathos oder Polemik."[3]

„Denn ich war kein Mensch der Tat, sondern der Betrachtung, kein Weltverbesserer, sondern ein Dichter."[4]

„Ich will bekennen! Wolke, Blume, Tier, Kind, Volk, Verbrecher, Hure, alles erscheint mir lebensnäher als Kultur und Stil, als Gespräch mit Kulturgranden und Intellektuellen. Sie haben mir nichts gegeben. Im steten Zusammenleben mit Tieren und Landschaften, unter einfachen Menschen, im Spiel mit meinen Kindern habe ich viel gelernt. Die Kultur hat mir nichts gegeben. ... Offenbarungen brachten Nächte, die der Weingott segnete. Spieler, Abenteurer, Landstreicher, Tramps, Entgleiste, Irrsinnige, alle waren mir verwandt, aber nicht die Professoren und nicht die Literaten."[5]

„Es ist mein Wunsch, schmucklos die einfachen Tatbestände meines Lebensganges aufzuzeichnen. Duft, Schimmer und Schmelz der lebendigen Blüten, wie ließen sie sich wohl bewahren im Herbarium der toten Erinnerungen? Wenn ich nur einen Tag, eine Stunde nur der Vergangenheit im Wort wiedererobern könnte, dann lebten auch Farben, Klänge, Gerüche und die ganze Plastik wirklichen Lebens. Aber alle Berichte von ehemals Gewesenem (jeder Geschichtsschreiber fühlt es), sind tot und kahl. Sie sind für niemanden etwas wert als für einen kleinen Kreis von Freunden. Was kann denn in unsre Sprache eingehen von den unermeßlichen Traurigkeiten und Seligkeiten wirklichen Lebens? Etwa von jener Nacht auf dem Rasen unter den Sternen, wo die unbegrenzte Seligkeit ewigen Seins mich überflutete, dergleichen nie wiederkam. Was ist geblieben von dem Hochgefühl, als ich nach zweitägiger Kletterei ohne Führer und in ungenagelten Schuhen, den Gipfel der Zugspitze erreichte? ... Die Abendschwermut. Die Morgenschauer. Die vielen leuchtenden Sonnenuntergänge. Lebensgipfel, die noch dunkel matt nachglimmen, wenn Verse aus jenen Tagen durch die Erinnerung wehn."[6]

„All meine Erinnerungen aus der frühen Kindheit sind solche Sekundenbilder, schwebend, unbegrifflich. Es ist unmöglich, sie in Worten

3 Lessing, Gerichtstag, S. 405f.
4 Lessing, Einmal, S. 95.
5 Ebda., S. 296.
6 Ebda., S. 247.

> wiederzugeben. Und doch weiß ich, daß solche Sekundenblitze wahrscheinlich das ganze Leben vorgestaltet haben. Ist es mir doch, als ob ich nur von wenigen unfaßlichen Augenblicken der Kindheit gezehrt habe; alles spätere war unwichtig. Nur ganz selten kommen Augenblicke, wo das verlorene Vorweltparadies plötzlich leuchtend aufersteht. Sie quellen unerwartet aus einer allzu hart verfestigten Nachwelt. Ich gehe, alltäglichen Gedanken nachhängend, auf belebten Straßen der Stadt, und plötzlich bannt den Blick im Schaufenster eines Gärtners eine Blumenknospe. Und für ein Nu, zum Greifen deutlich, kommt Erinnerung hervor aus der ersten Kindheit, das Gefühl: »Moosrose«. Es war nichts Gegenständliches, nichts Dingliches, nicht zählbar und erzählbar. Es war Versunkenheit, Geborgenheit in einer Knospe aus wolligem Grün mit klebrigem Seim, verlorenes Wiegen auf windbewegtem Stengel; zarte Zierlichkeit, glückhafte Anmut. Worte können nur verwischen, denn hinter dem Kindergefühl liegt das Erfassen jenseits des Benennens. Wissend müssen wir entwerden, was wir sind."[7]

Was für ein Mensch blickt uns aus diesen Worten entgegen? Es ist ein Mensch, der von Sinneseindrücken und Gefühlen seine tiefsten und lebenslang wirksamen Prägungen erfahren hat. Ein Mensch, der gestelzten Intellektualismus ablehnt. Ein Mensch, der das „fraglose Sein" (so eine Kapitelüberschrift aus Lessings Aufsatz *Die Unlösbarkeit der Judenfrage*[8]) dem Machen, der „Praktik" vorzieht[9]; für den das „eigentliche Leben" ein unmittelbares, d.h. nicht durch das Bewußtsein hindurch vermitteltes, nicht auf einen „Begriff" gebrachtes Er-Leben ist, welches er in der frühesten Kindheit hatte und welches er lebenslang ersehnte. Ein Romantiker, denn die „Sehnsucht" nach einem „verlorenen Paradies" ist das Hauptelement des Romantizismus[10]. Ein Mensch schließlich, der in seiner Weltanschauung einen Gegensatz aufbaut zwischen „Leben" und „Geist", wobei er seiner „eigent-

---

7 Ebda., S. 83.

8 Abgedruckt in: Lessing, Flaschenpost, S. 415-425, hier S. 420.

9 Auf die Jahre, in denen er selbst politisch überaus tätig war, blickt Lessing mit Selbstironie und Wehmut zurück, vgl. das oben in Kap. 2 angeführte Zitat.

10 Vgl. Poetzl, S. 22f. Poetzl bezeichnet Lessing als „frustrated late-Romantic" (a.a.O., S. VI), und andernorts schreibt er: „Lessing's critique of science revealed him as a late-romantic who set his own ideal of purpose-free observation of nature in all its immediacy against the scientific reduction of natural happenings into abstract formulations" (a.a.O., S. 149). Er kommt damit der Wahrheit wesentlich näher als Marwedel, für den solche Ansichten „alte Phrasen" bzw. „unhaltbare wissenschaftliche und politische Vorwürfe" sind, vgl. Ders., Lessing, S. 424f.

lichen“ Natur nach dazu neigt, sich einem unreflektierten, un-“geistigen“ Lebens-Rausch, der „rastlos wogenden Bildkraft“, hinzugeben. Hierzu noch einige Zitate. Gegen die zeitgenössischen Theologen etwa schreibt Lessing:

> „Ja wahrhaftig! Es leuchtet ein! Es leuchtet ein, daß Ihr „die Welt“ und den naiven Realismus Eures ebenso plumpen wie selbstgerechten *Geistes* mit dem Elemente des Lebens und mit dem Lebendigen verwechselt, daß Ihr weder Wahrheit von Bewußtseinswirklichkeit noch Wirklichkeit von Lebensschwungkraft zu *unterscheiden* vermögt, kurz daß der christliche Theologe ebensowenig wie der jüdische noch weiß, *was Religion ist*. Ehrfurcht vor der Pflanze, Anbetung des Tieres, Dienst der Sonne, Dienst der Gestirne, Dienst des Geschlechts, Dionysien, Eleusinische Mysterien, Rausch der Laubhütten – das ist auch einmal Religion gewesen. Ahnt Ihr im Hochmut Eures lebenszerfressenden Geistes gar nichts mehr davon? ... Ihr verwechselt Ethos und Logos mit Religion.“[11]

Folgende Einschätzung seiner Person durch seinen Freund Ludwig Klages (aus der Zeit ihrer Entfremdung):

> „Wer die Lebenstrunkenheit nicht kennt, wird Dich nie kennen. Die Überwelt Deiner Ziele ist keine philosophische Meinung, die Du mit einer anderen vertauschen könntest. Sie ist nur der Faden, welcher den die Kerze umflatternden Schmetterling grade noch vor dem Verzehrtwerden bewahrt...“

führt Lessing mit dem Hinweis an, sie habe durchaus sein Wesen getroffen[12]: „Ich lebte weltzugewandt-heidnisch, aber philosophierte ethisch-buddhistisch.“[13] Schließlich noch ein Satz Theodor Lessings über die Rezeption seiner Philosophie:

> „Daß man aber solches aufs Ursprüngliche zurücktastendes Lebensgefühl weltfremd und lebensfern nennt, das war mir das Wunderlichste, da ich allen Ernstes glaube, daß ich die Welt besser kenne als sie sich selber kennt, und da ja der Einblick in die Lebensferne unserer sogenannten »Wirklichkeit« (in die mechanische Natur selbst der

11 Lessing, Selbsthaß, S. 233, Anm. 3.
12 Lessing, Einmal, S. 377f.
13 Ebda., S. 380.

> Biologie und der Geschichte) meine eigentliche Kernentdeckung war.“[14]

Es war seine Parteinahme für das „Leben“ gegen den „Geist“, die Theodor Lessing den Ruf eingebracht hat, ein „Hymniker des Rausches“ zu sein[15], dem „blonden Fetisch“ der „Schau“ und des „Lebensrausches“ verfallen zu sein und damit Ludwig Klages und andere mit dem Rüstzeug ausgestattet zu haben, das sie für die Formulierung ihrer rassistischen Metaphysik nötig hatten, die zur ideologischen Grundlage des „Dritten Reiches“ werden sollte[16]. Wer jedoch so urteilt, verkennt, daß Lessing an diesem Punkt nicht stehengeblieben ist.

3.2 „Flucht in den Geist“

> „Fragte ich nun zum Schluß: Was war denn nun der *Kern* dieses Lebens? so muß ich eingestehen: Wolke, Wind, Welle und Flut! - Da war nichts als rastlos wogende Bildkraft, die heute nur noch fortlebt in einem ganz unfaßlichen Traumleben. Sie hätte aus mir nur einen Angstgequälten gemacht, wenn nicht zwangsmäßig das eingetreten wäre, was ich doch nur als »sekundäres Leben« empfinden kann: die Flucht in den Geist und in den logisch-ethischen *Charakter*, worin durchaus mein Reifen, aber auch wohl mein Absterben und allmähliches Flauwerden lag.“[17]

> „Nur die ewige Gehetztheit, die unablässigen Defensive, die Abgedrängtheit von Heimat und Scholle prügelte mich in den Geist hinein. Von Natur war ich ein Träumer, ganz auf das Ästhetische gestellt, auf Spiel und Abenteuer, schlichte Gesundheit, Einfalt und Schönheit. Jedes unreflektierte Leben klang mir vertraut.“[18]

---

14 Lessing, Gerichtstag, S. 410.

15 Hüsgen, S. 34. Diese Aussage wird von Hüsgen auf S. 64 seiner Dissertationsschrift allerdings relativiert. Dort schreibt er, Lessing habe „der Verherrlichung des Rausches eine Absage erteilt“. Daß diese beiden Aussagen einander scheinbar widersprechen, erklärt sich dadurch, daß Hüsgen in Lessings Werk richtigerweise eine „dialektische Spannung“ (a.a.O., S. 38) erkennt, vgl. dazu Kap. 3.4 der vorliegenden Arbeit. Marwedels Besprechung von Hüsgens Arbeit in seiner „kommentierten Bibliographie“, a.a.O., S. 425f. ist höchst verzerrend.

16 So ist es bspw. nachzulesen bei Kurt Hiller und Hans Mayer, Außenseiter, S. 417-420.

17 Lessing, Gerichtstag, S. 408.

18 Lessing, Einmal, S. 203.

Diese Sätze verweisen unmittelbar auf den Kerngedanken von Theodor Lessings *Philosophie der Not*, nämlich den Zusammenhang von „Not“ und „Bewußtsein“, von „Leiden“ und „Geist“. In einem seiner Feuilletons drückt er diesen Zusammenhang besonders pointiert aus:

> „Hört etwas Philosophisches. Daß der Gegensatz Links und Rechts auf letzte notwendige Pole deutet, das lehrte schon die Romantik. In der Politik aber liegt die Sache einfach. Da ist Links die Bezeichnung für Schlechtweggekommensein im Fleische. Und Rechts für Schlechtweggekommensein im Geiste. Links heißt: »Wir wollen etwas haben.« Rechts heißt: »Wir möchten etwas behalten.« Links findet man immer die schlechten Manieren und die richtige Logik. Rechts: die stramme Form und das geistige Manko. Wie kommt das? Denken ist Funktion der Not. Davon sagt die Bibel: »Der Geist wird nur in den Schwachen mächtig.« Das einzige Mittel also, um der Menschheit das Denken abzugewöhnen, wäre: Ihre Leiden beseitigen. Da aber in Europa die Not immer größer werden wird, so wird das Denken immer siegreicher werden und somit die *radikale Linke* immer mächtiger. Was kann die »Reaktion« dagegen tun? Sie muß, sie *wird* alle Mächte fördern, die das Nachdenken entweder hemmen oder betäuben. Rausch des Blutes und Fahnen der Volkheit; Glockenlieder des Glaubens und Orgien der Romantik. Man muß dem Volk Brot und Spiele geben. Kann man ihm aber kein Brot geben? Dann um so mehr Schauspiel! Ja, wir können zur Not ein Volk sich totwählen lassen. Es wird so lange gewählt und reformiert, bis diejenige Partei übrig bleibt, die die Propaganda bezahlen kann. Wir können mit der Parole »Deutschland erwache« das Volk einschläfern. Nie wird so viel getrommelt als dann, wenn man die Ruhe des *Friedhofs* will. August 1914 wurde ein Volk in den Tod getrommelt. Lautsein ist kein Beweis für Leben. Eines aber kann niemand: Die kommende Organisation aller Notleidenden der Erde hemmen. *Das siegende Licht der Vernunft*.“[19]

Auf einige Aspekte dieses Zitats soll erst weiter unten eingegangen werden. Was hier zunächst in bezug auf Lessings Persönlichkeitsstruktur interessiert, ist sein Verständnis vom Denken als „Funktion der Not“. In seinen Lebenserinnerungen beschreibt Lessing eindringlich, wie seine eigenen schweren Leiden in der Kindheit ihn von der in ihm liegenden Lebensursprünglichkeit

19 Theodor Lessing, Wie es kommen wird (1932), abgedruckt in: Lessing, Flaschenpost, S. 108-111, hier S. 110f.

weggezogen haben und ihn – gegen seinen Willen und zu seinem eigenen Unglück – „bewußt“ gemacht haben, d.h. vom „Leben“ mehr und mehr hin zum „Geist“ ihn sich entwickeln ließen. Wie bereits oben erwähnt wurde, sieht Theodor Lessing sich selbst als einen Menschen an, der sich durch äußere Umstände, genauer gesagt, äußere Not-Stände nicht in die Richtung entwickeln konnte, die „eigentlich“ in ihm lag. Mit diesem Schicksal hat er lebenslang gehadert. Auch im Alter finden sich noch Ausfälle von ihm gegen den „lebenszerfressenden Geist“ (s.o.). Andererseits war er auch in der Lage, sein „Reifen und Flauwerden“ mit einer stoischen Gelassenheit zu sehen (wie es in dem o.a. Zitat deutlich wird). Mit einigen weiteren Zitaten Lessings soll versucht werden, seine Einstellung zu „Leben“ und „Geist“ zu beleuchten:

> „Großes Weh überschattete die Kindheit. Auf allen Dingen lag Traurigkeit. ... Es wurde viel geschimpft und geschlagen.“[20]
>
> „Etwa im sechsten Lebensjahr begann das Licht des Wissens in die Schreckenshölle zu dringen.“[21]
>
> „Ich wollte durchaus zum Geiste hin. Aus dem Sumpfe herauszukommen, die chaotische Umwelt zu überblicken, in dieser Urwirre von Leidenschaft, Schwäche, Schuld und Subjektivismen die Klarheit, Wahrheit, Sachlichkeit herauszufinden, Licht, Licht, Licht zu erlangen, das erforderte so viele Kraft und war so schwer, daß kein Ehrgeiz übrigblieb für Schulzwecke und Arbeitszwecke...“[22]
>
> „Aber das geschah doch nur darum, weil ich in anderer Hinsicht, nämlich in sittlicher Hinsicht, maßlos angespannt und in der Jugend fast hysterisch ehrgeizig war. Ich war beständig moralisch entrüstet, beständig im Kampf mit »Verrottung der Welt«, beständig sittlich überspannt. Ich war in meinen Entwicklungsjahren gar nichts anderes als ein fanatischer Moralist. Ich war es wider meine eigenste Wesensart. Denn ich war kein Mensch der Tat, sondern der Betrachtung, kein Weltverbesserer, sondern ein Dichter. Aber ich mußte zum Kämpfer werden aus der Not meiner Lage heraus.“[23]
>
> „Das Denkenmüssen, das Auswertensollen, das Wahrseinwollen nagte immer an mir wie der Krebs am Leben.“[24]

20 Lessing, Einmal, S. 84.
21 Ebda., S. 93.
22 Ebda., S. 95f.
23 Ebda., S. 95.
24 Ebda., S. 87.

> „Eigentlich sind alle meine Schriften der fortgesetzte Versuch, mir Atemluft und Duldung zu verschaffen; sie sind Lebensspur und Lebensausdruck einer ursprünglich heiteren und gesunden Natur, die in sich hineingetrieben und abstrakt-bewußt gemacht, gleichsam an Reflexion erkrankte. Alle tragen das Ethos der Stunde.-“[25]
>
> „Und damit begann die zweite entscheidendere Richtung meines Lebens, die zur Selbstbehauptung notwendige: die Richtung auf Logos und Ethos. Zu Sinn und Wert. Und doch war immer mein letztes Ergebnis der tiefste Widerwille gegen den im Menschen schaffenden Geistgott. Aus diesen beiden Polen, aus Lebenselement und Geistwelt ist der Mensch gemischt. Es war mein Schicksal, nicht meine Wahl, daß ich vom ursprünglichen Brahma hinweg zum Buddha gezogen wurde, obwohl ich die Götter der Haine und Quellen viel tiefer geliebt habe als je »Gott und Menschensohn«.-“[26]

Daß Lessing „Logos und Ethos“ zur „Selbstbehauptung“ nötig gehabt habe, ist unter zweierlei Gesichtspunkten zu sehen: Erstens mußte er „bewußt“ werden, um das Chaos seiner frühkindlichen Umgebung überschauen zu lernen, andererseits aber auch darum, weil ein vorbehaltloses Eintauchen in das „Lebenselement“ für ein Kind der Zivilisation zu große psychische und physische Gefahren birgt. Dies hätte aus ihm einen „Angstgequälten“ gemacht, schreibt Lessing (s.o.), und an anderer Stelle:

> „Aber alle Bindung an das Außermenschliche und die oft bis zur Verzückung seliger Selbstvergessenheit gesteigerte Naturverbundenheit mit Landschaften und Jahreszeiten, Elementen, Urgewalten, Winden und Wolken, dem Baum, der Pflanzenseele und zuletzt den Tieren, konnten doch nie in mir die tiefste Unterstimme übertönen: »Nirvana«. Denn Mordhölle ist der Wald, Mordhölle das Meer, Mordhölle der Dschungel, Unterholz, Moor. Alles Leben – unbegreifliches Grauen.“[27]

In seinen Lebenserinnerungen schreibt Theodor Lessing, daß der „Ringkampf“ zwischen „Geist“ und „Seele“ alle seine philosophischen Schriften

---

25 Lessing, Gerichtstag, S. 406f. Der Zusammenhang von „Geist“ und „Krankheit“ im Denken Lessings wird weiter unten thematisiert.

26 Lessing, Einmal, S. 134. Der Hinduismus ist für Lessing eine „Lebens- oder Naturreligion“, während es sich bei Buddhismus und Christentum um „Wert- oder Geistesreligionen“ handelt, vgl. Theodor Lessing, Europa und Asien (Untergang der Erde am Geist), 5. Aufl., Leipzig 1930, S. 192f.

27 Lessing, Einmal, S. 151f.

zwischen 1904 und 1914 inspiriert habe[28]. In seiner „Philosophie der Not“ hat er dieses Problem später einer – allerdings nicht immer stabilen – Lösung zugeführt, indem der „Geist“ eine Aufwertung erfuhr. Auch für sich persönlich hat es Lessing vermocht, seinen „Widerwillen gegen den Geistgott“ wenn nicht zu überwinden, so doch mittels der Vernunft (und wohl auch eines Glaubens an die überzeitliche Einheit aller Dinge) in den Griff zu bekommen:

> „Alle Klage gegen dies Schicksal geschwundener Exstase und Illusion kommt doch zuletzt nur hinaus auf Klagelieder über das eigene *Ich*. Und die geziemen sich nicht der Seele guter Kämpfer.“[29]
>
> „Denn kein Zustand schien und scheint mir eines Menschen so unwürdig, als des Denkens Weheschrei über das Denken. Wir können doch unmöglich dazu Geisteswesen sein, daß wir die Episode Menschheit ausfüllen mit der Trauer über den Verlust des vom Geist noch freien Naturlebens. Stein und Pflanze, Nacht und Erde zu sein, dazu hatten und haben wir alle Ewigkeit. Das Nichtmenschliche bleibt uns ewig unbenommen. Jetzt aber bin ich nun mal ein Mensch. Und so laßt mich versuchen, ein rechter Mensch zu sein. Dazu aber verhilft mir keine kosmische Metaphysik, dazu bedarf es Werthaltungen und Werte.“[30]

3.3 Drei-Sphären-Lehre[31]

> „Denn meine Philosophie war *meine* Philosophie. Ich mußte, um sie schaffen zu können, geboren werden und lebend ersterben.“[32]

In diesem und den folgenden Kapiteln soll dargestellt werden, wie Theodor Lessing seine ganz persönlichen Lebenserfahrungen philosophisch verarbeitet hat. Eines dürfte bis hierher bereits deutlich geworden sein: Theodor Lessings Weltbild war ein eminent dualistisches[33]. In seiner Jugend entwickelte er dieses gemeinsam mit Ludwig Klages:

---

28 Ebda., S. 337.
29 Lessing, Gerichtstag, S. 408.
30 Lessing, Einmal, S. 328.
31 Vgl. zu diesem Kapitel Hüsgen, S. 2-4; Baule, S. 85-103.
32 Lessing, Einmal, S. 87.
33 Vgl. auch Baule, S. 42-49.

> „Ungemein früh kamen wir darauf, den Unterschied unserer beiden Artungen feststellen zu wollen; dieser Gesprächsgegenstand ... blieb unausschöpflich, auch noch in reiferen Jahren. Wir hatten uns bestimmte Formeln zurechtgemacht, auf deren Erfindung wir sehr stolz waren. Es war zum Beispiel Glaubensartikel, daß Klages feurig sei, Lessing aber leidenschaftlich. Daß Klages sanguinisch sei, Lessing aber cholerisch; Klages ein Blutmensch, Lessing ein Nervenmensch; Klages eine fliegende Seele habe und Lessing eine brütende. ... In Prima einigten wir uns dahin, daß Klages ethisch-kosmisch-chtonisch-anarchistischer Pathetiker sei, Lessing ein individualistisch-sozialistisch-kosmischer sozialer Pathetiker.- Keiner, außer uns beiden, verstand diesen Geheimjargon.“[34]
>
> „Immer freilich blieben auch in Klages noch lebendig die großen Rätselfragen unserer Jugend und die Gegensätze, die uns damals beschäftigten: Logos und Eros, Seele und Geist, Leben und Wahrheit. Diese uralten Gegensätze beschäftigten lebenslang sowohl ihn wie mich.“[35]

Dieses dualistische Denken war im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert weit verbreitet und knüpft an das von Nietzsche in „Die Geburt der Tragödie“ (1872) aufgestellte Gegensatzpaar: dionysisch-apollinisch an. (Friedrich Nietzsche bezeichnet Lessing im Vorwort von *Einmal und nie wieder* neben Schopenhauer als seinen zweiten „Meister“[36].)

Der zentrale Gegensatz im Denken Lessings ist der zwischen „Leben“ („Natur“, „Seele“, „Eros“, „Chaos“, „Element“, „vitalité“, „Asien“) und „Geist“ („Kultur“, „Idee“, „Logos“, „Ethos“, „Norm“, „Wert“, „Wahrheit“, „Vernunft“, „Kosmos“, „vérité“, „Europa“).

Der Kerngedanke seiner Philosophie, den Lessing selbst als „schwierig“[37], Poetzl dagegen als „a rather mystical conception“ bezeichnet[38], und von dem Schoeps meint, er „erschließ(e) sich dem Nachfragenden nur bedingt“[39], ist die Drei-Sphären-Lehre. Um so schwieriger verständlich ist diese Lehre, als Lessing sie in seinem philosophischen Hauptwerk *Europa und Asien. Untergang der Erde am Geist* nur in ganz knappen Worten (in der dritten Auflage beispielsweise auf nur drei Seiten) umreißt, und sich das Buch ansonsten als

34 Lessing, Einmal, S. 182f.
35 Lessing, Klages, S. 422.
36 Lessing, Einmal, S. 11.
37 Lessing, Untergang, S. 377.
38 Poetzl, S. 144.
39 Schoeps, S. 205.

Verarbeitung seiner Analekten liest: als eine immense Ansammlung von Beispielen aus den verschiedensten Lebens- und Kulturbereichen, mit denen er seine Anschauung stützen will. Zur Rekonstruktion von Lessings philosophischer Grundlage sah sich der Verfasser daher auf die Sekundärliteratur angewiesen[40].

1. Das erste Postulat der Dreisphärentheorie ist das von der ursprünglichen Einheit aller Dinge. Der „Geist" schlummerte im „Lebenselement" („vitalité").

2. Irgendwann aber, so das zweite Postulat, „erwachte" der „Geist" und brach hervor, in das menschliche Bewußtsein (Denken) hinein. Lessing weist darauf hin, daß nicht nur die jüdische, sondern auch die indische Überlieferung das Bild eines säkularen „Sündenfalles", nämlich des Naschens vom Baum der Erkenntnis kennt[41]. Die ursprüngliche Einheit des „zeitlose(n) wandellose(n) Lebendige(n)"[42] war damit zerstört. Eine Konsequenz daraus war, daß die Geschichte begann, nämlich die Konstruktion einer „vermeintlichen Fortschrittslinie"[43] durch den bewußt gewordenen Menschen. Lessing terminiert diesen Vorgang zwischen 800 und 600 v.Chr.

3. Das Bewußtsein, so Lessings drittes Postulat, sei in erster Linie Selbst-Bewußtsein, woraus die Subjekt-Objekt Trennung erwuchs. Diese Trennung wurde für das menschliche Erkenntnisvermögen, insbesondere wie es von der Wissenschaft kultiviert wurde und wird, immer wichtiger. Die Wissenschaft faßt die Dinge als „Gegen-Stände" (denen man gegenüber steht), also als Objekte für Subjekte auf. Demgegenüber versucht Lessing in seiner „Ahmungslehre" und „Charakterologie" (Ausdruckswissenschaft), zweier weiterer Elemente seiner Philosophie, die Möglichkeit eines naturunmittelbaren Er-Lebens zu begründen, nämlich des Erfassens des Eins-Seins von allem, das im Urzustand vorlag. In Ahmung und Charakterologie geht es darum, alles als Symbol, Ausdruck des Lebendi-

40 Zu den Problemen der Rekonstruktion von Lessings Philosophie, vgl. auch das Vorwort von Hüsgen, a.a.O., S. 1.
41 Vgl. dazu (kryptisch) Lessing, Untergang, S. 131-135; Ders., Europa, S. 121-125. Zur Dreisphärentheorie vgl. (kurz und ebenso kryptisch) Lessing, Untergang, S. 355-377; Ders., Europa, S. 3-18 und Poetzl, S. 144-151.
42 Lessing, Untergang, S. 135.
43 Lessing, Europa, S. 123.

gen aufzufassen, zu er-leben[44]. In diesen Bereichen seiner Philosophie droht Lessing in Mystizismus abzugleiten, was er auch selber einräumt. „Ahmung“ definiert er bspw. als „jenes Wissen um das Lebendige vor aller Subjekt-Objekt-Relation, unser Mitschwingen im kosmischen Fluidum“ und als „magisch-mystische Befähigung“[45]. Mit der Charakterologie wollte Lessing eine universale Symbolik als Wissenschaft etablieren, die von der Gestalt von Menschen, Tieren, Pflanzen, Landschaften und unbelebten Dingen auf deren „Charakter“ schließen kann. Auch hierin begibt er sich in den Bereich der Mystik: „Es grenzt freilich an Mystik (und doch glaube ich damit auf neue Wahrheiten zu deuten), daß die Wandlung der erdgebundenen »Lebergeschöpfe« in das erdbefreite Lungentier zusammenhängt mit der Erlösung der stummen Erde zu Sprache, Wort, Stimme und Musik ..., wie denn wohl alle Musikalität mit der Vergeistigung des Stoffes zusammenhängt und das Merkmal der männlichen, nie der weiblichen Seele ist“[46]. Oder: „Es dürfte sogar möglich sein, aus Wachstumsgesetzen der Pflanze die Gesetze der Weltgeschichte abzulesen“[47].

4. Das Bewußtsein als Selbstbewußtsein ist sowohl unterschieden vom Bereich der lebendigen Dinge (Natur, vitalité) als auch vom Reich der Ideen (Geist, vérité). Die vitalité kann nicht bewußt erfaßt werden, ist aber der Ahmung zugänglich[48]. Die vérité als Reich der logischen und moralischen Normen hat ebenfalls keinen Anteil an der Realität. Beide existieren außerhalb von Raum und Zeit.

5. Das Bewußtsein zerspaltete also die ursprüngliche Einheit. Allerdings resultierte daraus aus Lessings Sicht ein psychologischer Not-Stand, der den Menschen dazu zwingt, die künstlich gespaltenen Sphären bewußt (mechanisch) zu einer dritten wieder zusammenzubauen, zu einer inneren („psychologischen“) und äußeren („physikalischen“) Wirklichkeit (réalité). Hier wird das Bewußtsein tätig, das Resultat sind Tat-Sachen,

---

44 Vgl. zu Ahmung und Charakterologie: Lessing, Klages, S. 440-442; Marwedel, in: Lessing, Flaschenpost, S. 36-40; Hüsgen, S. 8-11, Hieronimus, S. 46-50; Baule, S. 120-136.

45 Vgl. Lessing, Einmal, S. 110.

46 Theodor Lessing, Würmer und Insekten (1932), abgedruckt in: Lessing, Flaschenpost, S. 271-275, hier S. 273.

47 Theodor Lessing, Gesichter der Blumen (1928), abgedruckt in: Lessing, Flaschenpost, S. 278-284, hier S. 282

48 Vgl. Hieronimus, S. 46.

m.a.W.: Die Wirklichkeit ist konstruiert („Werklichkeit“). Die Realität ist weder wahr noch lebendig.

6. Wie geschieht die Wirklichkeitskonstruktion? – Das Vor-Bewußtsein fängt durch Ahmung das Lebenselement ein[49]. Die absoluten Normen, werden aus der aktuellen Lebensführung abstrahiert[50]. Das Bewußtsein folgt bei dieser Tat dem Diktat eines blinden, instinktiven Willens, der die Normen zur Sinngebung bestimmter Kausalketten benutzt, wodurch ihnen erst Realität zukommt. D.h., auch in der Realität wirksame ethische und logische Normen sind willentlich determiniert. „All knowing thus depended on willing; or, said in another way, everything presumed to be logical was in reality teleological. According to Lessing's voluntarist psychology, there has never been, nor can ever be, a science of reality independent of the will.“[51]
   Dieser irrationale Wille als nicht-hintergehbare Kraft steht dem ebenso nicht weiter begründbaren „Geist“ feindlich gegenüber, wiewohl ohne den „Ausbruch des Geistes“ auch der Wille (als Wille zur Selbstbehauptung) nicht zur Autonomie gelangt wäre[52]. Mit dieser Sicht auf den Willen als blinde Kraft folgt Lessing Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung“, an die auch Nietzsche anknüpfte, aber für Lessing ist der Wille nicht der Urgrund, das „Ding an sich“. Jene Rolle spielt bei ihm das „Lebenselement“ (vitalité)[53].

3.4 Philosophie der Not[54]

Zum Verständnis von Lessings Philosophie der Not müssen wir noch einmal zurückkommen auf die Frage, wie sich das Bewußtsein als selbständiges Element aus der ursprünglichen Einheit allen Seins heraus konstituiert hat. Diese Frage bezeichnet Poetzl als „the most problematical of Lessing's philosophical conceptions“[55], und auch Lessing selbst scheint daran lange labo-

49 Vgl. Baule, S. 120-125.
50 Vgl. ebda., S. 119f.
51 Poetzl, S. 148. Vgl. dazu auch Hüsgen, S. 6-8.
52 Vgl. Hüsgen, S. 46.
53 In *Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen*, 2. Aufl., S. 122f., Fußnote 2 schreibt Lessing: „Schopenhauers ‘Willen’ entspricht bei mir der viel blassere Ausdruck: Leben, Lebenselement, Urlebendiges ...“
54 Vgl. zu diesem Kapitel Hüsgen, S. 4-6, S. 11-15 u. S. 38-43; Baule, S. 33-42 u. S. 144ff.
55 Poetzl, S. 146.

riert zu haben. Oben wurde dieser Prozeß als nicht weiter hinterfragbarer „Ausbruch des Geistes“ geschildert, und genauso überschreibt Lessing auch das diesbezügliche 16. Kapitel in der dritten Auflage seines Hauptwerkes[56]. In der fünften Auflage heißt es dann allerdings (bei weitgehender Identität des Textes) „Die Geburt des Bewußtseins aus der Not“[57].

Dahinter steht folgender Gedanke: Das Bewußtsein selbst ist notgeboren, angesichts der Bedrohung des Menschen durch das Chaos des Lebenselements. Es stellt somit ein not-wendiges Ordnungsprinzip für das menschliche Leben dar. Diese Sichtweise eröffnet Ansatzpunkte für eine positive Beurteilung des Bewußtseins und des hinter ihm stehenden „Geistes“ durch Lessing (vgl. dazu oben, Kap. 3.2). Allerdings betonte er auch folgenden Umstand: Als der Mensch erst einmal damit begonnen hatte, seine Probleme mittels des Bewußtseins und nicht mehr mit seinem Instinkt zu lösen, konnte er nicht mehr zurück. Immer mehr wurde der Mensch zu einem „Geist-Wesen“, und zwar auf Kosten einer zunehmenden Entfremdung vom „Lebenselement“, bis hin zur Feindlichkeit der „Natur“ gegenüber. Lessing wurde, trotz mitunter klarer Parteinahme für den „Geist“, nicht müde, die „Kosten“ dieses Entfremdungsprozesses mit genauso klaren Worten zu betonen.

Diese doppelte Betonung macht es schwierig, Lessings definitive Position zu dem Problem „Leben“ versus „Geist“ zu bestimmen. Auf keinen Fall stand er der „Kultur“ enthusiastisch gegenüber, sondern er sah sich in der Tradition der europäischen Kulturkritik, die mit Jean Jacques Rousseau anhebt. Dieser hatte 1750 einen Beitrag auf eine Ausschreibung der Universität Dijon eingereicht zu folgendem Thema: „Es solle untersucht werden der Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die Entwicklung des Menschengeschlechtes“. Rousseaus Beitrag auf „Die Frage von Dijon“ (so Lessings Überschrift des 15. Kapitels von *Untergang der Erde am Geist*) erhielt den Preis. Rousseau behauptet darin, Wissenschaft und Künste hätten den Menschen von der Natur und der Authentizität seines eigenen Selbst entfremdet. Im „Ursprungszustand“ sei der Mensch glücklich gewesen, im „kultivierten“ unglücklich. Rousseau benutzt ein Bild, welches auch zur Illustration von Lessings Einstellung dienen kann:

> „Geist ist eingedrungen in die Natur, wie das Messer dringt in eines Baumes Mark. Nunmehr freilich kann die toddrohende Schneide nicht

56 Vgl. Lessing, Untergang, S. 131.
57 Vgl. Lessing, Europa, S. 121.

> aus dem Stamme herausgezogen werden, denn der Baum würde dabei verbluten. Aber niemand darf behaupten, dass ein Schwert im Herzen der Weltesche das Merkmal sei für ihre Gesundheit.“[58]

Bereits oben wurde darauf hingewiesen, daß Lessing den „Geist“ als Krankheit ansah, als „Krebs am Leben“, den die Menschheit allerdings nicht mehr loswerden könne, ohne dabei zugrunde zu gehen. Sowohl sich selber fühlte er am „widerliche(n) Fieber des Geistes“[59] erkrankt, als auch die ganze Menschheit. Diese „Krankheit“ ist nicht mehr rückgängig zu machen, die Schneide kann aus dem Baumstamm nicht herausgezogen werden. Im Gegenteil: Der „Geist“ wird immer dominanter und „übermächtigt“ das „Leben“ immer mehr:

> „Durch die fortschreitende Kontrolle des Geistes wird die Sphäre der Wirklichkeit immer lebensfremder, sie wird langsam zum toten Mechanismus. Diese Veränderung vollzieht sich unter Verbrauch des Lebenselementes: so wie eine Flamme aus der Kerze durch Verbrennung Kraft bezieht, so verbrennt der Geist das Leben zu Asche, die Welt geht am Geist zugrunde.“[60]

Diese Sicht auf den „Untergang der Erde am Geist“ ist eine philosophische und innerhalb des Konzepts der Drei-Sphären-Theorie gedacht. Daneben findet sich in Lessings Schriften oft eine konkrete Zuspitzung dieses Gedankens. „Untergang der Erde am Geist“ bedeutet dann: Zerstörung der Natur durch die westliche technisierte Zivilisation:

> „Es war die Wissenschaft, welche die blühende Erdenjugend verwüstet, ihre Wälder hinwegrasiert, ihre Flüsse einreguliert, ihre Naturkinder abmetzgert und das europäisch-amerikanische Menschengesindel in hundert Jahren verdoppelt hat.“[61]

Darunter kann auch die „Mechanisierung“ der sozialen Beziehungen fallen. Lessing traf in Anlehnung an Ferdinand Tönnies, der für ihn der „klarste

58 Lessing, Untergang, S. 127.
59 Lessing, Einmal, S. 134.
60 Hieronimus, S. 48.
61 Lessing, Einmal, S. 282.

marxistische Soziologe“ war[62], eine Unterscheidung von „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ und idealisierte erstere. Unter „Gemeinschaft“ hat man sich eine „große Familie“ vorzustellen. Obwohl die einzelnen Mitglieder nicht miteinander verwandt sind, verhalten sie sich so „als ob“. Jeder „liebt seinen Nächsten, wie sich selbst“ und „Blut ist nicht dicker als Wasser“. In der „Gesellschaft“ hingegen seien die Einzelnen vereinzelt und egoistisch. Ein intimer, „organischer“ Zusammenhalt zwischen den Menschen existiere nicht, bestenfalls eine Kooperation, die über „Mechanismen“ (wie z.B. den Markt) hergestellt werde. Lessing erlag – wie viele andere, gerade auch jüdische Deutsche – dem „Zauber“, der während der Weimarer Zeit von dem Begriff „Gemeinschaft“ ausging[63]. Im Überwiegen von „Gemeinschaft“ gegenüber „Gesellschaft“ sieht er den großen Vorteil Asiens gegenüber Europa-Amerika. „Europäische Gesellschaft“ bedeutet für Lessing folgendes:

> „Die Herauslösung des Geistes aus der Natur ist hier besonders weit fortgeschritten und der Übermächtigungs- und Geltungsdrang, sowie das Ichbewußtsein sind dadurch ungewöhnlich stark entwickelt. Mittel dieser Strebungen sind die in Europa entfalteten Naturwissenschaften und ihre Anwendung in der Technik. Die Leitbilder dieser Gesellschaft autonomer Individuen sind Erfolg, Nützlichkeit, Leistung. Diese Kultur bietet als ein Zerrbild menschlichen Daseins den Anblick hastender, ihren Phantomen nachjagender, vom Ehrgeiz und Leistungsdrang besessener und sich bekämpfender Individuen.“[64]

Für die „asiatische Gemeinschaft“ hingegen gilt:

> „Lessing steht hier vor einer Kultur voll vielfältiger religiöser und sozialer Formen, die nicht den Stempel europäischer Vereinheitlichung tragen, vor einer Welt voller Farbe und Ursprünglichkeit, die nicht unter der Diktatur eines Lebensstiles und einer Sittenlehre steht, die aus dem Menschen täglich Leistungen herauspreßt und sein Verhalten normiert. Er erkennt hier menschliche Haltungen, die nicht die

62 Vgl. Theodor Lessing, Suggestion (1933), in: Ausgewählte Schriften, Band 1, S. 72-74, hier S. 72. Lessing bezieht sich auf Tönnies’ Werk „Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie“, dessen erste Auflage 1887 erschienen war.

63 Zu den verschiedenen „Gemeinschaften“, die die deutschen Juden zu dieser Zeit zu bilden vermeinten (Religions- oder Glaubensgemeinschaft, Abstammungsgemeinschaft, Schicksalsgemeinschaft), vgl. Pierson, S. 43ff. Von ihr (S. 100) übernehmen wir die Formulierung: „the spell cast in Weimar Germany by the word ‘community’“.

64 Hüsgen, S. 31.

> Natur in nützliche Formeln einzufangen bestrebt sind, sondern die symbolisch zu schauen vermögen und in jedem einzelnen Wesen ein Sinnbild der Schöpfung sehen wollen.“[65]

„Weltuntergang“ befürchtet Lessing also als Folge einer zunehmenden „Europäisierung“ der Welt mit den beiden Aspekten: 1.) Naturvernichtung durch die technische Zivilisation, 2.) „Individualisierung“ von Menschen und der Schaffung dementsprechender sozialer Organisationsformen – nämlich Staaten –, wobei alle voreinander Angst hätten und nach Dominanz strebten[66]. Poetzl kommt zu folgendem Schluß: „The main task of Lessing's cultural criticism, then, was to unmask the life-destroying charakter of Western civilisation in all its forms ...“[67] Auch Lessings Kampf gegen den Imperialismus sei aus seinem Kulturpessimismus heraus zu verstehen[68].

In Lessings Spätwerk finden sich dann aber vermehrt Ansätze, den Dualismus „Leben“ versus „Geist“ zugunsten des „Geistes“ aufzuheben. Man könnte dies eine dialektische Wendung in seinem Denken nennen, auch wenn Lessing den Begriff „Dialektik“ stets abgelehnt hat[69].

Im 19. Kapitel seiner Lebenserinnerungen, überschrieben mit „Philosophie“, beschreibt Lessing, wie der „Urgedanke“ seiner Philosophie, die oben beschriebene Drei-Sphären-Theorie, blitzartig in ihm aufschoß, als er siebzehn war. Ebenso früh machte er seine „älteste philosophische Erfahrung“: „Bewußtsein ist die Stauung im Lebensstrom.“ „Ich gebrauchte seither beständig die Formel: »Bewußtsein ist nur der Schwärpunkt.« Wobei ich an das Schwären einer Wunde dachte. Dies war meine quälende Zentralidee, mit der ich zunächst nicht fertig wurde.“[70] Klarheit sei ihm dann plötzlich

---

65 Ebda., S. 35.

66 Vgl. Lessing, Untergang, S. 363ff.; Hieronimus, S. 50f.

67 Poetzl, S. 158. Zu Lessings Kritik an der „europäischen Kultur“ und seinem Kulturideal „Asien“, vgl. ebda., S. 151-165; Hüsgen, S. 30-38 und Baule, S. 144ff.

68 Vgl. auch Stern, in: Lessing, Wortmeldungen, S. 41.

69 Am Konzept der Dialektik störte Lessing der immanente Entwicklungsgedanke. Widersprüche lassen sich für ihn nicht dialektisch „entwickeln“, sondern nur „lebendig“ ausbalancieren: „Wenn nun aber eine Seele alle diese »Widersprüche« in sich überwand und aussöhnte, so ist das keineswegs, wie das ekle, der Mechanik entlehnte Modewort wähnt: »eine Synthese«. Unsinn! Es ist die schlichte Wahrhaftigkeit und Klarheit des Lebens, seine Reinheit und Einheit. Wir lösen »Widersprüche« (und wären es noch so viele) immer nur dadurch, daß wir *sind*. ... Alles echte Menschenleben ist ein traumhaft sicheres, kindersicheres Dahinschreiten an Abgründen.“ Theodor Lessing, Die Unlösbarkeit der Judenfrage (1932), in: Lessing, Flaschenpost, S. 415-425, hier S. 421.

70 Alle Zitate Lessing, Einmal, S. 249. Vgl. zum folgenden ebda., S. 246-252.

während seines Studiums in einem Physiologieseminar über die Atmung zuteil geworden. Um zu leben, muß der Körper einen Verbrennungsprozeß am Laufen halten. Dabei entsteht Kohlendioxyd. Dieses würde den Körper vergiften. Jedoch übt die entstehende Kohlensäure selbst einen Druck aus, der dafür sorgt, daß das venöse Blut aus den Lungen herausgepreßt wird und sich erneuern kann. Vergleichbar sei das Verhältnis von „Leben“ und „Geist“: Das „Leben“ „strömt“, doch entstehen fortwährend „Stauungen im Lebensstrom“, m.a.W. Probleme bzw. „Not“, die abgewendet werden muß. In diesem Fall tritt das „Bewußtsein“ auf den Plan; Denken ist eine Funktion der Not (s.o.). Der Einsatz des Bewußtseins ist aber auf ein Abstellen des Notstandes und damit auf eine Wiederherstellung der Lebensunmittelbarkeit gerichtet.

> „Was ging in diesem Augenblick in mir vor? Jahrelang hatte ich mit Widerstreitigkeiten gerungen in der unvermeidlichen Antithetik der menschlichen Sprache. Hie Tod – hie Leben! Hie Krankheit – hie Gesundheit! Hie das Rationale – hie das Irrationale! Jetzt plötzlich überkam mich eine Sicherheit, völlig jenseits menschlicher Sprache. ... Ich erlangte überall passenden Schlüssel. Leben und Tod, Menschheit, Welt und alle Problematik, immer war es dasselbe wie bei der Atmung: *Der sich selbst ausheilende Notstand.* ... Gleichgültig also, ob wir (wie Klages das näher lag) im Geiste und seinen Ehren eine gegenlebige, lebenspolare Gewalt erblicken, den metaphysischen *Widerpart*, den *Gegenwert* der Seele. Oder ob wir (wie es mein Los wurde) – denn Klages hatte es leichter, das Chaos lieben zu *können* – unsere Zuflucht, unsere »Erlösung« finden im Geiste. Sinnlose Worte! Da ja der Notstand die Maschine treibt. Da ja ohne den Widersacher des Lebens es auch kein Leben mehr gäbe. ... Da ja all unsere substantivischen Bezeichnungen: Subjekt, Objekt, Seele, Geist, Welt, Natur, Leben, Kosmos – nichts anderes sind als naive Vokabeln für die sich selbst wahrende Identität eines transzendentalen *Ich* und jede Durchbrechung dieser Identität, also jede Kausalität und Folge, nur hinauskommt auf die Notwendigkeit, die »Wende der Not«. Diese Einblicke wurden die Wurzeln meiner Philosophie der Not.“[71]

Es gibt nur die Identität eines tranzendentalen Ich. Eine Durchbrechung dieser Identität ist ein Notstand, der „gewendet“ wird durch Kausalität und

71 Ebda., S. 250f.

Folge, also durch Einsatz des Bewußtseins. Kausalität ist etwas anderes als Identität, dient aber ihrer Wiederherstellung. Antithesen wie Subjekt - Objekt, Seele - Geist, sind deshalb vordergründig.

„Gesunde“ Menschen (wie Klages) können den „Geist“ verachten. Menschen mit Problemen (wie Lessing) können es nicht. Vielmehr können sie „Erlösung“ durch den „Geist“ finden. Was heißt das?

> „Der Mensch, das Bewusstseinstier, zwischen Beidem [vitalité und vérité] in der Mitte, hatte und hat eine ihm als Menschen allein eigentümliche Aufgabe: die heillos auseinandergespaltenen beiden Hälften des brâma innerhalb seines Bewusstseins künstlich (synthetisch) wieder zusammen zu bringen. Zu einer 'Bewusstseinswirklichkeit in Raum und Zeit', welche Wirklichkeitswelt (réalité) schliesslich ja doch nichts anderes ist, als die blosse Wiederauferbauung und Wiederverwirklichung der dem Leben entrissenen bildhaften (logomathischen) Sphäre an der lebenselementaren Sphäre durch den Menschen! womit am Ende aller Enden nichts zu erreichen ist als das wiedererlangte (synthetisch zusammengedachte, mechanische, wirklichwerkliche) Spiegelbild des ohnehin Beides vereinenden im Menschheits-Ich ... lediglich gebrochenen, gespiegelten Wandellosen. ... Was vollzieht sich in Wahrheit? Nun? – Was wohl? Untergang der Erde am Geist! Erlösung des Wandellosen von Mensch und Menschheitsgeschichte!“[72]

Hier wird deutlich, daß Lessing mit „Untergang der Erde am Geist“ nunmehr etwas anderes meint als oben, nämlich einen Prozeß der „Erlösung“, unter dem er eine Rekonstruktion des „Wandellosen“ (ursprünglich-Einen) durch den „Geist“ versteht[73].

Je klarer ihm selbst dieses Verständnis wurde, desto deutlicher betonte Lessing die positive Rolle des „Geistes“ für die Rettung von Mensch und „Natur“.

---

72 Lessing, Untergang, S. 134.

73 „Vielleicht würde diese Darlegung weniger Anstoß erregen, wenn ich statt des Buchtitels: 'Untergang der Erde am Geist' eine dem Leser genehmere F o r m e l gewählt hätte, etwa in der Art der folgenden: 'Die Vollendung des Lebens im Lichte der Wahrheit'; 'Der Eingang in die Welt des Paranirvana'; 'Die Wiedergeburt der Seele in Christo'; 'Der Weg der Menschheit zu Gott'“, Lessing, Europa, S. 319. Vgl. dazu auch Baule, S. 49-52 u. S. 203-221.

„Die Menschen, vor allen anderen die Deutschen, *hassen* den Geist. Sie fühlen, daß er durchaus nur ist: Notausgang einer Hemmung oder Schwächung ihres Lebens. Eines aber wissen sie nicht: »Geist allein kann, wie Achilleus Lanze, die Wunde, die er verursacht, schließen und heilen.« ... So bin ich Vorkämpfer für die Genien der Menschheit, weil ich die Dämonen liebe. Die Menschheit wird in Urtiefen, religiöse und völkische, elend versinken, wird wechselweis einander zerfleischen, wenn nicht der alles bindende und schützende Bau übernationalen Geistes sie vor sich selber rettet. Die Ordnung der Natur ist gestört. Sie kann nur noch gerettet werden durch die »Ordnung Gottes«. Seele nur durch Geist. Kommunist bin ich und Rationalist geworden kraft des Individualismus. Dank anarchischer und liberaler Zielbilder: Diktator der Vernunft. Es hat eine dichterische Begabung mich zum Logiker, romantische Stimmung zum Sozialisten gemacht. Und ein tiefes Wissen um Politik und Geschichte hat mich mit der Gewißheit erfüllt, daß eben nur Politik von Politik, nur die Geschichte von Geschichte, das heißt von aller Willkür und Zufälligkeit des Nur-Persönlichen, uns erlöst. Ich habe der Meduse furchtlos in die Augen geblickt, der Grauen erregenden Mutter der Dämonen, welcher Theseus, der Geistgott, das Haupt vom Rumpfe schlug, damit aus ihrem dunklen Blute das helle Flügelpferd Pegasus entspränge.“[74]

„Dies sollte als prinzipiellste aller Erkenntnisse jedem Kinde eingehämmert werden: Alles Nichtseinsollende ist das Mittel des Lebens zur Überwindung eben dieses Nichtseinsollenden. Sinn unsrer Arbeit kann immer nur sein: Überwindung jener Not, die uns hat werden lassen. Letzter Imperativ aller Ethik ist der schlichte Satz: 'Mindere das Leiden.' ... In jedem Fall Anwalt des Lebens sein (nicht im blossen Mitleiden, sondern kampftätig und kampffähig ...), in jedem Falle also zu fragen, nicht wie der gemeine Mensch: 'Was tut mir not?' sondern: 'Wer hat mich nötig?', das ist der S i n n eines Menschenlebens, ein Sinn, den man am besten in die Formel von der 'Diktatur des Proletariats' bringt...“[75]

74 Lessing, Einmal, S. 14-16.

75 Lessing, Untergang, S. 455f. Ganz ähnlich äußert sich Lessing im Vorwort zur vierten Auflage von *Europa und Asien*, welches in der fünften Auflage mit abgedruckt ist, vgl. a.a.O., S. 357f., sowie in seinem Feuilleton Der Liberalismus (1932), abgedruckt in: Lessing, Flaschenpost, S. 87-91. Wie er sich diese „Vernunftdiktatur“ des Proletariats konkret vorgestellt hat, darüber gibt es kaum Äußerungen von ihm. Gelegentlich fordert er (wie schon Marx und Engels im *Kommunistischen Manifest*) die Vergemeinschaftung der Produktionsstätten und die Auflösung der bürgerlichen Familie, vgl. Hüsgen, S. 40f.

> „Ich bin nicht Metaphysiker gewesen, sondern Revolutionär. Und der letzte Bescheid meiner Weisheit lautet: »Mindere die Not!« Damit schloß sich der Ring. Denn in meiner Jugend erkannte ich, daß die Not die Triebfeder des Lebens ist. In meinem Alter, daß es unsere Aufgabe ist, die Not aufzuheben."[76]

Hat sich Lessing also im Widerstreit zwischen „Leben" und „Geist" schließlich auf die Seite des „Geistes" geschlagen? War er ein „Diktator der Vernunft", kein „Hymniker des Rausches", und zwar aufgrund seiner Philosophie der Not? Lessings Biograph Rainer Marwedel bejaht diese Fragen. Nur durch den „Geist" könne Not buchstäblich abgewendet werden. Und als jemand, der gar nicht anders konnte, als Solidarität mit den Notleidenden zu empfinden (Mit-Leid ist übrigens eine zentrale Kategorie Schopenhauers und für ihn die Grundlage der Moral), habe Lessing folgerichtig Partei für den „Geist" und für die Linke und gegen die sogenannte Lebensphilosophie ergriffen, die eng mit dem Namen seines Jugendfreundes Ludwig Klages verbunden ist.[77]

Für den Verfasser der vorliegenden Arbeit liegt die Sache etwas komplizierter. Unzweifelhaft ist, daß Lessing einen ethisch motivierten Beschluß gefaßt hat, sich nicht auf eine philosophische Sanktionierung dessen einzulassen, was doch seinem eigenen „Wesenskern" am meisten entsprach. Bewußt entschied er sich gegen die „Lebensphilosophie". Jedoch finden sich auch in seinem Spätwerk noch Äußerungen wie diese:

> „Wo immer das eigentliche Wunder des Lebens und seine Erfahrung *mangeln* ..., da wird die Notstandsforschung einer teleologischen Denkart zur verräterischen Symptomatik der biotisch bereits niedergehenden und sich selber zweifelhaft gewordenen Rasse. Wo ein Volk blüht, wo die Natur schöpferisch sich erfüllt und sich nicht im Geiste gegen sich selber kehrt ..., da ist das Wunder – das *Natürliche*. ... Wo nun aber die Naturverbundenheit locker, die Substanz schwach, das Lebensgefühl in sich selber abgedrängt wird, da gewinnen alle Wunder des Lebens den Charakter des Ableitbaren und Erklärungsbedürftigen. ... Es ist die im Kerne unfruchtbare, entlebendigte und vernüchterte Seele, die in diesem Erklärertume schwelgt und nun die freilich völlig unbestreitbare Nützlichkeit und Verwend-

76 Lessing, Einmal, S. 252.

77 Vgl. dazu auch Rainer Marwedel, Logik der Not. Theodor Lessings Kampf gegen die Lebensphilosophie und Nationalmetaphysik, in: Frankfurter Hefte 6 (1984), S. 48-56.

> barkeit ihrer übrigens erlernbaren Methode gewürdigt sehen will als Beweis für die Wahrheit und Richtigkeit aller Notstandserkenntnis. ... Gehen wir aber diesem Problem nach, dann finden wir, daß wo die Lebenskraft einer Rasse erschöpft ist, Religion sich *immer* umwandelt in Ethik. ... Und daß eine ungeheure Verödung der lebendigen Seele sich kundtut in freigeistigen Theoremen, welche Mythos und Eros und alle außermenschlichen und außerwachen Wirklichkeiten 'zurückführen' auf die eine menschliche Not und Notwendigkeit, welche für unser zweckerfülltes Wachen und Handeln freilich ausschließlich treibend und aufschlußreich ist. Eine Seelenkunde also, deren Kernpunkt es ist: jede positive Bewährung des Lebens aus einem 'wunden Fleck' begreiflich zu machen oder umgekehrt in jedem wunden Fleck den Ausgangs- und Quellpunkt für Ausgleiche oder Überbauungen zu studieren, eine solche Psychologie deutet hin auf ein selber verwundetes oder doch verwundbar gewordenes Menschentum. Auf die Pathonomik der vital geschwächten, an sich selber irre gewordenen Volkheit.“[78]

Auf den ersten Blick scheint es, als würde Lessing hier seine eigene Philosophie der Not für ein Anzeichen von „rassischer Degeneration“ erklären (zu Lessings Rassekonzeption vgl. Kapitel 4.1). Ganz so ist es nicht. Im Bereich des „zweckerfüllten Wachens und Handelns“ ist der zu entwirkende Notstand tatsächlich die treibende Kraft. Aber daneben gibt es auch einen Bereich des „gesunden“, freien, unverbildeten Lebens. Völker, die so ein Leben führen können sind schön, stark und glücklich.Was sie tun, ist „Ausdruck lebendigen Wohlgelingens“[79] und nicht irgendeine „Notstandsreaktion“. Sie, die Freieren und Glücklicheren beneidete Lessing. Er selber wäre auch gern so gewesen und fühlte, daß er die Anlagen dazu gehabt hätte. Aber er wurde von früh auf unter Druck gesetzt und so in den Geist „hineingetrieben“. Er selber wurde zum „Ethiker“, und das ist ein Symptom für „erschöpfte Lebenskraft“. „Alle Werte erschienen mir als Notausgänge oder Ausgleiche der ermatteten Lebensglut.“[80] Gelegentlich machte ihn dies sehr unglücklich:

> „Bei solchen Gelegenheiten [ausschweifenden Dionysien in München, d.Verf.] fühlte ich zutiefst meine Fremdheit, die Fremdheit des

78 Lessing, Selbsthaß, S. 64-67.
79 Ebda., S. 65.
80 Lessing, Einmal, S. 332.

> Geistes unter den Weltkindern. Und doch hätte ich alles tiefere Wissen gern hingegeben, um so froh und schön zu sein ...“[81]

In anderen Momenten konnte er gut damit leben (s.o.). Und so erklärt sich sein Oszillieren zwischen Bejahung und Verneinung des „Geistes“ – und diese Verneinung ist mehr als eine bloße Kritik am Instrumentalismus[82] – wohl aus dem Umstand, daß, wie er selber schreibt, alle seine Werke nur „Lebensspur“ und dem Augenblick verpflichtet sind, in dem sie entstanden[83].

Daß Lessing irgendwann das Problem „Leben“ versus „Geist“, das für ihn sowohl ein philosophisches als auch ein persönliches war, endgültig gelöst hat, etwa durch eine eindeutige Positionierung auf der Seite des „Geistes“, wie Rainer Marwedel meint, kann der Autor der vorliegenden Arbeit angesichts Lessings eigener Äußerungen nicht finden. Zwar hat er sich nie auf die Seite der Lebensphilosophie geschlagen, weil es „Werthaltungen und Werte“[84] bedürfe, aber indem er dies anerkannte, fand er es „bejammernswert“[85]. Zutreffend scheint die Einschätzung Poetzls zu sein:

> „Lessing confronted a major dilemma in his evaluation of spirit: sometimes he affirmed the necessity of regulating our lives through the force of the spirit despite the loss of natural immediacy; at other times he feared its overwhelming power to annihilate nature. ... The paradoxical view of spirit as a disease for which it is its own cure informs all Lessing's works, only the emphases change. In *Untergang der Erde am Geist* und *Die verfluchte Kultur* (1921) Lessing viewed the spirit from the perspective of the life-element and judged it to be a

81 Ebda., S. 359.

82 Die Ansicht, Lessings „Feindschaft“ gegen den „Geist“ sei nur gegen die Technik und ihre Anwendung zur Zerstörung der Natur und zur Ausrottung der Menschheit gerichtet gewesen, wird gelegentlich in der Literatur vertreten, vgl. z.B. Schoeps, S. 206 und Martin Rethmeier in der Debatte über Schoeps' Referat, vgl. a.a.O., S. 363f. Auch Günter Kunert, Theodor Lessing - Der Prophet. Vortrag gehalten am 26. Januar 1995 in der Volkshochschule Hannover zu Eröffnung der Ausstellung „Wissen ist Macht ... Bildung ist Schönheit! Ada & Theodor Lessing und die Volkshochschule Hannover“, Bremen 1995 rückt diesen Aspekt in den Vordergrund. Generell ist es für die Gesamtbeurteilung der Lessing'schen Position hinderlich, daß er denselben Begriff, wie z.B. „Untergang der Erde am Geist“, oft verschieden besetzt, dagegen mit den unterschiedlichsten Begriffen dasselbe meint. Angesichts des oben Herausgearbeiteten erscheint die Reduzierung von Lessings Kritik am „Geist“ auf Technik- bzw. Instrumentalismuskritik als verkürzt.

83 Vgl. Lessing, Gerichtstag, S. 406f.

84 Vgl. Lessing, Einmal und nie wieder, S. 328.

85 Lessing, Der Liberalismus, S. 90.

'sickening' of life. In *Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen*, by contrast, he regarded spirit as a 'heroic overcoming' of necessity and considered it to be a sign of health. This dualistic attitude toward spirit (is) a contradiction that Lessing never satisfactorily resolved."[86]

3.5 Geschichtsphilosophie

Lessings Philosophie der Geschichte soll hier nur kurz behandelt werden, weil sie weniger Anknüpfungspunkte zu seiner Identitätsbildung hat, als die bisher besprochenen Elemente seiner Philosophie.

Grundsätzlich gilt, daß Lessing in allen Wissenschaften den „Willen" am Werk sieht, der ethische und logische Normen in seinen Dienst zwingt. In der Geschichtswissenschaft sei dieser Willenseinfluß aber besonders stark.

Die größte Angriffsfläche bietet Lessing dabei das Paradigma des Historismus, Geschichte so rekonstruieren zu wollen, wie sie „wirklich" war. Dies sei schlichtweg unmöglich, so Lessing, denn die historischen „Fakten" existierten außerhalb von Raum und Zeit, also in der Sphäre der vérité und nicht in der Wirklichkeitssphäre (réalité) und könnten deshalb gar nicht gewußt werden, wie sie „wirklich" waren. „Geschichte" besteht für Lessing aus Texten, deren Inhalte mehr *er*funden als *ge*funden werden. Alle Geschichtskonstruktion enthalte eine geschichtsphilosophische Komponente, da das „Warum?" etwas passiert ist nie aus der Geschichte selbst heraus beantwortet werden kann, sondern immer vom Historiker in seinen Text hineingeschrieben wird. Die reale Weltgeschichte ist für Lessing (in Anknüpfung an den Schopenhauer'schen Pessimismus) nichts als ein „Totentanz der Machtwechselzufälle", ein „Ozean von Blut, Galle, Schweiß und Tränen"[87].

Das „historische Bewußtsein" und der hinter ihm stehende „Wille" werden auf unterschiedlichen Ebenen aktiv, um diesem an sich „Sinnlosen" einen „Sinn" einzubeschreiben. Einerseits wird das menschliche Orientierungsbedürfnis dadurch befriedigt, daß das „historische Bewußtsein" aus dem glo-

86 Poetzl, S. 147. Die Titel der Bücher Lessings sind vom Verfasser rückübersetzt worden. Vgl. dazu auch ebda., S. 2-8. Auch Baule kommt zu dem Ergebnis, Lessing habe gleichzeitig zwei letztlich nicht miteinander zu vereinbarende „Standpunkte" vertreten, den „kosmischen" und den „menschlichen": „Mal spricht er der einen Seite das Wort, mal der anderen", a.a.O., S. 167. Vgl. auch ebda., S. 28-32.

87 Lessing, Einmal, S. 11.

balen Strom der Ereignisse räumliche und zeitliche Kategorien ausgrenzt und diese wieder künstlich zusammenfügt. Kausalität ist das Mittel, mit dem das Bewußtsein die Vielheit des Seins in eine lineare Folge von angeblich „notwendig“ sich auseinander entwickelnden Ereignissen preßt und uns so einen „Ariadnefaden“ in die Hand gibt, mit dem wir uns durch das Labyrinth des irrationalen Lebens finden. Ohne diesen würde der Mensch sich verlieren, mithin ist das Erfinden von Kausalität und Folge Ausdruck des Selbsterhaltungswillens. Nota bene: Für Lessing gibt es keine Kausalität. Er spricht vom „Kausalitätswahnsinn“[88]. Alles könnte als Ursache und Folge von etwas ganz anderem oder auch von nichts gelten.

Zum zweiten tritt der Willenseinfluß in der Art und Weise zutage, wie „Notwendigkeit“ konstruiert wird. Hier kommen die Historiker subtileren Bedürfnissen entgegen, insbesondere den gerade vorherrschenden Macht- und Ideologieverhältnissen. Zwei typische Schemata der „Sinngebung des Sinnlosen“ im Nachhinein („logificatio post festum“) sind: Verklären des Erfolges und Zurückführen des Mißerfolges auf „Schuld“.

Nach Lessings Ansicht sollte die Geschichtsschreibung anders aussehen: „Lessings ideal historian was thus a poet, the creator of a new mythos for a moral purpose“[89]. Er solle eine moralische Illusion von Gerechtigkeit und Wahrheit willentlich in die Geschichte „hineinlügen“, „so that modern man ... might once again feel at home in the world“[90].

Lessing lehnte jegliches Entwicklungsdenken in bezug auf die Geschichte scharf ab:

> „Alle Gedanken jener Tage [in Lessings Jugend, d. Verf.] ... gründeten auf dem Entwicklungs- und Aufstiegsglauben, welche in den Naturwissenschaften Charles Darwin, in den Geschichtswissenschaften Friedrich Wilhelm Hegel, in den Wirtschaftswissenschaften Karl Marx zum Dogma erhoben hatten. Es war der wichtigste Umschwung in meinem Denken, daß dieser Glaube meiner Jugend schließlich in

88 Theodor Lessing, Alles wäre anders gekommen (1928), abgedruckt in: Lessing, Flaschenpost, S. 341-345, hier S. 344.

89 Poetzl, S. 172.

90 Ebda., S. 172f. Vgl. zu Lessings Geschichtsphilosophie ebda., S. 165-173; Hüsgen, S. 21-30; Hieronimus, S. 52-54; Marwedel, in: Lessing, Flaschenpost, S. 26-36; Franz Wiedmann, Anstößige Denker. Die Wirklichkeit als Natur und Geschichte in der Sicht von Außenseitern, Würzburg 1988, S. 159-172 sowie Lessings eigene Schriften: Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen, 2. Aufl., München 1921; Was ist Geschichte? (1925), abgedruckt in: Lessing, Wortmeldungen, S. 229-248.

> Trümmer fiel und daß jene drei einflußreichsten Geister des neunzehnten Jahrhunderts, die drei schlimmsten Truggeister, schließlich von mir überwunden wurden.“[91]

Umso verwunderlicher ist, daß er trotzdem gelegentlich von „Gesetzen der Weltgeschichte“ spricht (vgl. ein in Kap. 3.3 angeführtes Zitat). Das zentrale „Gesetz“ der Geschichte aus seiner Sicht ist der stete Kampf von „Macht“ gegen „Not“.

> „Macht, brutale Macht, das ist die einzige Triebgewalt der Geschichte. Sie verkleidet sich als völkisches Wachstum, als Seele, Blut und Landschaft einer Kultur. Die Menschheit selber schafft sich diesen Ozean von Galle und Träne, Blut und Schweiß.“[92]
>
> „Und so bleibt es, bis die Menschheit von der Geschichte selber befreit ist, das will sagen von aller Willkür und Selbstsucht des Nur-Persönlichen. Die Vernunft aber, der Geist, Wahrheit und Gerechtigkeit, sind geknüpft an die Not oder das ewige Leid. Nur die Not keltert aus dem Narrentanz der Geschichte den ordnenden Geist hervor, welcher die objektiven, von Person und Schicksal, Religion und Nation unabhängigen Institutionen schafft. Und die Leidenden, die Unbekannten, die Zertretenen sind die Träger des Geistes. – So gestaltete sich früh mein Weltbild.“[93]

Die Mächtigen sichern ihre Herrschaft über die Notleidenden mit allerlei Tricks ab: mit Propaganda, Erlügen von historischem „Sinn“, Suggestion, Symbolen und Idolen (wie dem greisen Hindenburg). Sie benutzen die Mittel des Theaters, und Lessing, der die Psychologie des Theaters studiert hatte, bezeichnete die Weltgeschichte als „Welttheater“. Die Notleidenden haben in ihrem Arsenal die immense Kraft des „Geistes“, der aus der Not emporwächst. In dieses Ringen zwischen „Macht“ und „Geist“ wollte sich Lessing – hier seine große Differenz zu Schopenhauer – „kampftätig und kampffähig“ (s.o.) einmischen, und zwar auf der Seite der Not[94]. Nie hat Lessing

---

91 Lessing, Einmal, S. 202.
92 Ebda., S. 208.
93 Ebda., S. 207.
94 „Ich werde also immer mit der Not, nie mit der Macht im Bunde sein“, Lessing, Gerichtstag, S. 407. Vgl. dazu auch Marwedel, in: Lessing, Flaschenpost, S. 20-26; Marwedel, Logik, passim; Marwedel, Lessing, insb. S. 311-319. Man geht wohl nicht fehl in der Behauptung, daß Marwedel auf diesen Aspekt von Lessings Philosophie sein Hauptaugenmerk gelegt hat. Die Dissertation, aus der seine Lessing-Biographie hervorgegangen ist, heißt: „Rekonstruktion eines Philosophenlebens: Theodor Lessing (1872-1933). Zur Not

den welthistorischen Kampf deutlicher beschrieben, als in seinem Aufsatz *Wie es kommen wird*. Das betreffende Zitat wurde bereits angeführt (vgl. oben, Kap. 3.2).

Wie wird es kommen? Wird das „Licht der Vernunft“ siegen, wie es Lessing in diesem Artikel voraussieht? Vieles deutet darauf hin, daß Lessing am Ende der Geschichte eine „Erlösung von Geschichte“ sah, nämlich die internationale „Vernunftdiktatur“ in der Gesellschaftsform der „Diktatur des Proletariats“ (vgl. die im letzten Kapitel angeführten Zitate), er also doch, ähnlich wie Marx und trotz gegenteiliger Äußerungen, eine Höherentwicklung im historischen Prozeß hin zu einem Abschluß konstruierte!

Andererseits finden sich aber genauso gut Aussagen von ihm, aus denen ein tiefer Fatalismus und Pessimismus spricht. „Das Trauma der Vergeblichkeit allen Denkens und Aufklärens wurde ihm schon zu Lebzeiten zum Lebens-Symbol seiner philosophischen Wirkung“, schreibt Rainer Marwedel[95]. Und Lessing:

> „Aber Mißwohlwollen, Dummheit, Blindheit, Neid und Haß kann man ja doch nicht versöhnen; man mag tun, was man will. ... Am Leben gehangen, das habe ich nie. Und auf den Tod freue ich mich als auf die beseligende Heimatheimkehr. Dann werde ich das sein, was jetzt mein Kind ist und was wir alle Millionen Jahre schon waren und Millionen Gezeiten wieder sein werden. ... Ich aber bin im Bunde mit Mächten, die ihr nicht versteht, darum, weil sie nicht eure Sprache haben: die Wolken, der See, der Wind, die Berge, die Wälder, ihre Blumen, ihre Tiere und die Geschöpfe da drunten und all die Einfach-Starken und die Kinder, – alle und alles ist mit mir im Bunde. ... Aber gerade darum will ich noch eine Zeitlang kämpfen, daß auf Erden das Leiden der Menschen ende und Gerechtigkeit und Wahrheit werde.“[96]

---

und Symbolstruktur der deutschen Geschichte. Eine politische Biographie“, vgl. Rainer Marwedel: Theodor Lessing (1872 - 1933). Eine Dokumentation zum Carl-von Ossietzky-Preis 1990, S. 25f.

95 Marwedel, in: Lessing, Flaschenpost, S. 9.

96 Lessing, Gerichtstag, S. 411.

Ludwig Klages
(1872-1956), um 1892

4 Theodor Lessings Selbstverständnis als Deutscher und Jude

4.1 Lessings Konzeption vom Judentum als Rasse

Im ersten Kapitel dieser Arbeit wurde dargestellt, daß es verschiedene Auffassungen dazu gab (und gibt), was das „Judentum“ überhaupt sei. Diese Auffassungen differieren i.d.R. nach den politischen Interessen und psychologischen Bedürfnissen desjenigen, welcher sich eine Meinung zu dieser Frage bildet. So ist das „Judentum“ definiert worden als Religionsgemeinschaft, Volk, Ethnie, „deutscher Stamm“ oder Rasse.

Für Theodor Lessing bilden die Juden eine „Blutsgemeinschaft“ oder Rasse.

Aus heutiger Sicht erscheint diese Position als diskreditiert; aber in der vorliegenden Arbeit geht es um die Frage, welche Einstellung Theodor Lessing zu seiner „jüdischen Herkunft“ hatte, die er selbst – und dies allein zählt hier – als ein Erbe des „Blutes“ verstand, von welchem keine Distanzierung möglich ist. „Aus der Rasse kann man nicht austreten“, sagte der „arische Rassentheoretiker“ Lanz von Liebenfels[1]; und Theodor Lessing:

> „Kein Mensch hat sich je von dem Zwang seines Blutes befreit. Kein kategorischer Imperativ hat je die Stimme des Blutes überwuchert.“[2]

Welche Ausmaße das Rassendenken bei ihm annahm, dazu einige weitere Beispiele:

> „(E)s dürfte kein Zufall sein, daß die Listen der vaterländischen Parteien eines jeden Landes immer viele Namen aufweisen, denen die Zuwanderung, die außervölkische Abkunft, das untermischte Blut

1 Zit. nach Carmely, S. 6.

2 Lessing, Selbsthaß, S. 91. Hans Mayer, dem man ansonsten viele Fehleinschätzungen in bezug auf Lessing vorwerfen kann, vgl. Marwedel, Lessing, S. 427f., hat deshalb wohl Recht, wenn er schreibt, Lessing habe (wie O. Weininger, H. St. Chamberlain und L. Klages) „neo-darwinistischen Rassenkonzepten“ angehangen, vgl. Außenseiter, S. 419f. Auch Poetzl, S. 209, schreibt: „Lessing vigorously championed Judaism on irrational, metaconservative, indeed, on racial grounds“. Man muß immer bedenken, daß Lessing hierin ein Kind seiner Zeit war (s.o., Kap. 1), worauf auch Kunert, S. 6, hinweist.

leicht zu entnehmen ist. Nicht daß ich die Liebe zur deutschen Heimat, nicht daß ich den Glauben an deutsche Seele hier einen 'Wahn' nennen wollte. Auch der Jude kann an diesem Glauben und an dieser Liebe Anteil haben, ja er kann völlig in ihnen aufgehen. ... (S)o hat man auch häufig beobachtet, daß die Wunder einer jeden Volkheit am tiefsten gefühlt, am sichtbarsten verkörpert werden von solchen, die den Wert und die Besonderheit des Wertes noch frisch und beginnlich zu erspüren vermögen. Man mag dabei an das bekannte Gesetz der Biologie denken, welches fügt, daß Kleinlebewesen, welche in einem Organismus, der an sie gewöhnt ist, vollkommen wirkungslos und gar nicht bemerkbar sind, sofort aufleben und wieder zu spüren sind, sobald ein blutfremdes und artneues Gewebe dazwischenkommt. ... Ausdrücklich aber möge gesagt sein, ... daß auch innerhalb der Volkheiten und Volksseelen keineswegs die *Inzucht des Blutes* entscheidend sein dürfte, wünschenswert aber nur gerade so lange, als eine noch unverfestigte primitive Lebenseinheit verfestigt, festgelegt, vor den Gefahren der *Allvermischung* (Panmixie) bewahrt werden muß. Ist aber durch Geschichte und Sitte eine starke und gute Rasse gezüchtet, dann ist die Untermischung der Blutarten und ihrer Eigenschaften schlechthin Forderung der Wohlgeburt."[3]

„Eines der wenigen sicheren Gesetze der Rassenaufzucht ist das folgende: Für eine noch schwankende und unverfestigte Art muss vor allem die Allvermischung (Panmixie) verhindert werden. Denn starke Rassen entstehen durch Inzucht. ... Man darf Adel immer nur mit Adel mischen. Es ist eine falsche Vorstellung, zu glauben, dass alter Blutadel durch 'Blut aus dem Volke' aufgefrischt werden kann. Eine Mischung der Juden mit beliebigen 'arischen' Menschen, würde keineswegs die arischen Personen, auf das Rassealter der Juden bringen, sondern lediglich die erworbenen Rassenwerte der Juden verschwinden lassen. Die wahllose Mischehe würde also eine Missheirat sein; aber nicht für die Deutschen, sondern für die Juden.-"[4]

„'National', 'Völkisch' – das ist die Überlieferung des Blutes. Die Landschaft, darin ein Mensch wächst. Sein Schicksal. Seine natürliche Gemeinschaft! Und der deutsche Kanzler [Hitler, d. Verf.] hat

3 Lessing, Selbsthaß, S. 104f. Ähnlich bereits in Schopenhauer, Wagner, Nietzsche, S. 244f.

4 Theodor Lessing, Deutschland und seine Juden, Prag 1933, S. 17f. Dies ist Lessings letzte Schrift, die aus Vorträgen hervorging, die er in seinem tschechischen Exil hielt. An anderer Stelle betont er, daß besonders die Juden das „Bestreben, an ihrer völkischen Besonderheit zähe festzuhalten" zeigten, vgl. Lessing, Europa, S. 178. „Genau wie Parsismus und Konfutianismus hat auch das Judentum dafür gesorgt, dass sein Bannkreis nur mühsam durchbrochen werden könne...", Lessing, Untergang, S. 270.

> Recht: 'Es ist nicht möglich, dass ein Mensch allein ist. Er ist immer Ausdruck einer Gemeinschaft, daraus er kommt.'“[5]
>
> „Man verkündet der Welt die bekannten Lehren von Volksertüchtigung und Aufzucht einer edleren Rasse. Es sind meine eigenen Lehren. Ich habe sie in vielen Schriften immer neu niedergelegt. Und so brauche ich nicht erst zu sagen, dass Reinheit und Erbgesundheit des Leibes, Schönheit und Zucht ein ebenso hohes Glück ist, wie Ueberlieferung des Geistes und der Kultur.“[6]
>
> „Kein Mensch kann dagegen sein, dass das deutsche Volk sich ertüchtigt und vollendet, durch bewusste Aufzucht, Geburtenkontrolle und Ausscheidung erbkranker Personen.“[7]
>
> „Aber wie man heute in Deutschland die Blut- und Rassenfragen löst, das ist ebenso stümperhaft wie dumm, ebenso selbstüberheblich wie niederträchtig.“[8]

Alle diese Zitate sind Schriften entnommen, die Lessing gegen Ende seines Lebens veröffentlichte. Es gehört zu den frappierenden Widersprüchen in Lessings Denken (auf die im dritten Kapitel bereits hingewiesen wurde), wenn er andernorts „seine eigenen Lehren“ energisch bekämpft. So beschreibt er etwa in *Der jüdische Selbsthaß* den jüdischen Antisemiten Arthur Trebitsch, der meinte, er habe „reines Germanenblut“ und „das typische Germanenhirn“ und kommt zu dem Schluß: „So hatte der die Menschheit vergiftende Rassenunsinn diesen bedeutenden Menschen *verrückt* gemacht.-“[9] In seinem Aufsatz *Jüdisches Schickal* widerlegt Lessing besonders scharfsinnig seine ansonsten vertretenen Ansichten:

> „Erstens: Der Begriff des 'Kollektivindividuums' wird von denen, die solche Alternativen stellen, hingenommen, als verstände sich von selbst der große Unsinn unserer Tage: der Wahn, daß Völker oder gar Staaten vergleichbar seien mit Organismen und daß generelle Typen so 'gegeben' seien, wie die Linde vor dem Fenster und die Drossel auf der Linde. ... Zweitens: Bevor wir Worte in den Mund nehmen, wie Jude, Germane, Arier, Semit usw. müssen wir klar sein über das Verhältnis des Sozio- und Biologischen auf der einen Seite und des Biotischen auf der anderen Seite. Der Begriff Deutsch fällt bei vielen

5 Lessing, Deutschland, S. 6.
6 Ebda., S. 17.
7 Ebda., S. 18.
8 Ebda., S. 17.
9 Lessing, Selbsthaß, S. 129.

> zusammen mit der Vorstellung: 'Vorherrschaft der ritterlichen oder militärischen Klasse'. Oder mit der Vorstellung: 'Agrarische Lebensbedingung.' Der Begriff Jude leitet sich bei vielen ab von der Vorstellung: 'Vorherrschaft der priesterlichen oder rabbinischen Kaste.' Oder von der Vorstellung: 'Händlerische Kultur im Ghetto.' Diese Soziologik hat nichts zu tun mit Völkerrasse. Drittens: Die Worte: Deutscher, Jude usw. sind wertbelastet. Man kann sie so wenig unbefangen brauchen wie etwa die Worte: Bolschewik, Jakobiner, Pharisäer, Intellektueller. Immer klingt Gallefarbenes an."[10]

1933, im selben Jahr, als *Deutschland und seine Juden* entstand (!), schreibt Lessing sogar: „Was »Rasse« ist, weiß ich nicht. Auch nicht, was »arisch« ist."[11]

Solche Äußerungen bleiben aber die Ausnahme. Aus den bisher angeführten Zitaten dürfte deutlich geworden sein, daß Lessing nicht nur die Begriffe „Jude", „Arier" etc. unbefangen benutzt, sondern mit ihnen auch bestimmte vererbbare Kollektiveigenschaften verbindet. Welche dies im einzelnen sind, darauf wird in den nächsten Kapiteln noch zurückzukommen sein. Ein wichtiges Anliegen der weiteren Arbeit ist es zu zeigen, wie sich Lessings Konzeption vom Judentum als Rasse erst nach und nach verfestigte. In seiner Jugend beispielsweise war erst ein vages Bewußtsein von Andersartigkeit vorhanden, einer Andersartigkeit, die ihm überwindbar schien[12]. Dies leitet zur zweiten zentralen Frage für die weitere Arbeit über: Wie stand er zu seiner vermeintlichen Andersartigkeit? *Wollte* er sie überhaupt überwinden, oder bekannte er sich selbstbewußt dazu? Beide Fragen sind dynamisch miteinander verknüpft: Es macht z.B. einen großen Unterschied, ob ein Assimi-

---

10 Theodor Lessing, Jüdisches Schicksal, in: Der Jude, Sonderheft 3: Judentum und Deutschtum, Berlin 1927, S. 11-17, hier S. 13.

11 Theodor Lessing, Gnade dem Maultier (1933), abgedruckt in: Theodor Lessing, Ausgewählte Schriften, Band 2, S. 129-134, hier S. 131.

12 Möglicherweise stand Lessings Abrücken von dieser Position (vgl. dazu Kap. 4.2) im Zusammenhang mit seiner ersten Bekanntschaft mit den Schriften Schopenhauers auf seinem Hamelner Internat. Schopenhauer hatte in *Zur Rechtslehre und Politik*, § 132, geschrieben: „Das Vaterland der Juden sind die übrigen Juden ... und keine Gemeinschaft auf Erden hält so fest zusammen wie diese. Daraus geht hervor, wie absurd es ist, ihnen einen Anteil an der Regierung oder Verwaltung irgendeines Staates einräumen zu wollen ... Demnach ist es eine höchst falsche Ansicht, wenn man die Juden bloß als Religionssekte betrachtet: wenn aber gar, um diesen Irrtum zu begünstigen, das Judentum, mit einem der Christlichen Kirche entlehnten Ausdruck, bezeichnet wird als 'Jüdische Konfession'; so ist Dies ein grundfalscher, auf das Irreleiten absichtlich berechneter Ausdruck, der gar nicht gestattet sein sollte. Vielmehr ist 'jüdische Nation' das Richtige ...", zit. nach Welsch, S. 690f.

lationswunsch als erfüllbar oder – aufgrund des Bewußtseins einer rassischen Andersartigkeit – als letztlich unerfüllbar erscheint. In der zuletzt genannten Situation kann ein Prozeß einsetzen, in dem entweder der Assimilationswunsch oder das Rassenparadigma fallengelassen wird. Ebenso möglich ist, daß der betreffende Mensch an beidem festhält und in eine Situation gerät, in der er heftig mit dem Auseinanderfallen von Wunsch und Wirklichkeit hadert. Oder: Was, wenn jemand sich für erfolgreich assimiliert hält und dann Umstände eintreten, die in ihm Zweifel am Erfolg seiner Assimilationsbemühungen aufkommen lassen? Wird er seine Bemühungen verstärken? Oder sich trotzig abwenden? Wird evtl. in letzterem Fall erst jetzt das Rassendenken in ihm mächtig, um vor sich selbst den Verzicht auf weitere Assimilationsanstrengungen zu begründen? Es sind eine Vielzahl von psychischen Konstellationen denkbar, und Theodor Lessing hat sie fast alle durchlebt bzw. durchlitten. Seine „Lösung" des Problems seiner deutsch-jüdischen Identität ist zu verschiedenen Zeiten seines Lebens unterschiedlich gewesen und hat eine einzigartige Entwicklung durchlaufen.

4.2 Lessings Einstellung zu seiner jüdischen Herkunft in seinen Entwicklungsjahren

4.2.1 „Bin ich nicht belastet, minderwertig, mißraten, verpfuscht?"

Diese Frage legte sich Theodor Lessing in seiner Jugend vor[13]. Sie betraf in doppelter Hinsicht seine Herkunft. Einerseits seine jüdische Herkunft, andererseits seine Abstammung von genau diesen seinen Eltern. Wir wollen in diesem Kapitel 4.2 Lessings Identitätskonflikt in seiner Jugend aus seiner Autobiographie heraus rekonstruieren. Dabei stellt sich natürlich das Problem, daß Lessings Blick zurück auf seine Jugendjahre eventuell Verzerrungen unterliegt. Wenn man allerdings Lessings autobiographische Schriften liest, so gewinnt man den Eindruck, daß er sich stets um große Aufrichtigkeit bemüht[14]. „Wahrheit kann niemand versprechen; jeder aber soll versuchen, wahrhaftig zu sein", schreibt er[15]. In der „Vorrede" zu *Einmal und nie wie-*

13 Vgl. Lessing, Einmal, S. 78.

14 Auch Hans Mayer, Repräsentant, S. 120, schreibt, Lessing habe seine Lebensgeschichte „so aufrichtig und selbstkritisch geschildert, wie irgend möglich war".

15 Theodor Lessing, Vermächtnis an Deutschland (1933), in: Ausgewählte Schriften, Band 1, S. 75-80, hier S. 76.

der legt er dem Leser seine Skrupel in bezug auf die Veröffentlichung seiner Lebenserinnerungen offen:

> „Ich habe diese Denkwürdigkeiten im Laufe von zwanzig Jahren (1912 bis 1932) dreimal vollständig neu geschrieben. Und habe dreimal sie vernichtet, immer in dem selben selbstquälerischen Zweifel, nicht unpersönlich, nicht redlich genug verfahren zu können. Sondern entweder übertreibend oder verschönernd oder zu verbittert oder zu eitel, zu feige, zu rachsüchtig, zu herzensträge, zu befangen ins Allzumenschliche. Ich habe immer wieder gezweifelt, ob ein Mensch je über sich selber klar und wahr, ja ob er auch nur wahrhaftig zu denken vermag.“[16]

Daß er sich schließlich doch dazu durchringt, seine Erinnerungen zu Papier zu bringen (veröffentlicht wurden sie erst nach seiner Ermordung), hängt gewiß auch mit seiner Geschichtsphilosophie zusammen: Innerhalb der durchweg „erklitterten“ Geschichtsschreibung kann die Autobiographik noch den größten Anspruch auf Authentizität erheben:

> „Angesichts der biographischen Geschichteschreibung scheint anerkannt werden zu müssen, daß eine unmittelbare Wirklichkeit gefühlten, erlittenen, erbluteten Lebens in ihr niedergelegt und der Nachwelt überliefert wird. Die Biographik scheint nicht nur die lauterste, sondern auch die aufschlußreichste Quelle von Geschichte zu sein.“[17]

4.2.1.1 Theodor Lessings Verhältnis zu seinen Eltern

Um die Beziehung des jungen Theodor Lessing zu seinen Eltern zu verstehen, muß die Vorgeschichte ihrer Eheschließung erzählt werden. Bereits im zweiten Kapitel wurde erwähnt, daß die Heirat aus Geldgründen zustande kam. Sigmund Lessing mußte reich heiraten, um seinen Vater und seinen Bruder zu versorgen, die nach dem Ruin des Lessing'schen Bankhauses (1866) in Schwierigkeiten geraten waren. Sigmunds Schwager führte ihn in das Haus des Düsseldorfer Bankiers Leopold Ahrweiler ein. Dieser hatte drei Töchter.

---

16 Lessing, Einmal, S. 12f.

17 Lessing, Geschichte, S. 112. Auch hierin folgt Lessing Artur Schopenhauer, der geschrieben hatte: „In Wahrheit hat nur der Lebenslauf jedes Einzelnen Einheit, Zusammenhang und wahre Bedeutsamkeit“, zit. nach Hüsgen, S. 45.

> „Für die jähe Natur meines Vaters ist nun Folgendes bezeichnend. Wenige Stunden nach der ersten Begegnung macht er dem erstaunten Bankier einen Besuch, bittet um eine geheime Unterredung und setzt dem ihm fremden Manne mit großem Freimut seine Lage auseinander. Er, der Doktor Lessing, dreiunddreißig Jahre alt, habe eine schöne Praxis, aber sei durch den Zusammenbruch der Familie schwer betroffen; so müsse er daran denken zu heiraten; die Familie Ahrweiler gefalle ihm, und er möchte sich um eine Tochter des Hauses bemühen, falls der Hausherr ihn nicht für unwürdig befände.“[18]

Ahrweiler zieht Erkundigungen über Sigmund Lessing ein und stimmt dann dem Plan zu.

> „Inzwischen aber war der Unberechenbare an dem ganzen Vorhaben schwankend geworden, Vor allem: Er wußte nicht, um welches der drei Mädchen ... er sich wohl bemühen solle. Die zweite war die klügste und tüchtigste. Die dritte die frischeste und hübscheste. Die älteste, Adele, war weder tüchtig noch hübsch, aber sie bekam die doppelte Mitgift ... Einmal als Bewerber zugelassen, bewarb sich der Leichtsinnige um das ganze Haus.“[19]

Sigmund verlobt sich zunächst mit der ältesten Ahrweiler-Tochter, Adele, will dann aber plötzlich die zweitälteste, Antonie, heiraten. Auf Bitte ihres Vaters, heiratet er aber schließlich doch Adele. Damit nicht genug: Als einige Monate später – Adele ging schon mit Theodor schwanger – die Kunde zu Sigmund Lessing dringt, Antonie gedenke zu heiraten, stürzt er nach Berlin und erscheint auf ihrer dort gehaltenen Verlobungsfeier. Gegenüber seinem Schwiegervater erhebt er allen Ernstes die Forderung, seine Frau gegen ihre Schwester umzutauschen. Er fühlte sich betrogen, einerseits, weil Leopold Ahrweiler mittlerweile doch allen seinen Töchtern die gleiche Mitgift zugesprochen hatte, andererseits, weil Sigmund die Hälfte von Adeles Mitgift (in Höhe von zweihunderttausend Mark) inzwischen an der Börse verspielt hatte[20], dieser relative Vorzug Adeles also auch nicht mehr vorhanden war. Sigmunds absurder Plan scheitert. Einer Scheidung von Adele kann er nicht zustimmen, weil er ihre Mitgift nicht zurückzahlen kann.

---

18 Lessing, Einmal, S. 50.
19 Ebda., S. 50f.
20 Vgl. Hieronimus, S. 10f.

> „So holte er die ihm widerwärtige Frau zurück. Es ist jedoch zu bemerken, daß die junge Frau keinen andern Wunsch hatte, als wieder zu ihm zurückkehren zu dürfen. Von nun an begann ein Totentanz. Er haßte mich, ehe ich geboren war.“[21]

Seinen Vater schildert Lessing in seinen Memoiren wenig vorteilhaft:

> „Das Schlangenknäuel seiner Gierden und Süchte wurde zusammengehalten durch den Reif unwandelbarer Selbstüberschätzung.“
>
> „Dieser Mann war sich der Mittelpunkt des Kosmos, und der Mittelpunkt dieses Mittelpunktes war sein Magen.“
>
> „(Er) gehörte zu der Gattung »Straßenengel aber Hausteufel«.“[22]

Seine drei wesentlichen Charakterzüge seien gewesen:

1. Eine „Ichbezüglichkeit, derengleichen ich bei keinem anderen Menschen je wieder erlebt habe.“[23] „Er langweilte sich unsäglich, sobald er müßig gehen mußte und nicht befehlen und Widerstände brechen konnte“[24] und „stand unter dem Zwang, beständig sich zu fühlen und im Mittelpunkt stehen zu müssen.“[25]
2. Seine Unberechenbarkeit: „Über der Privathölle »Kindheit« schwebten die Launen eines kranken Despoten.“[26]
3. Er sei ein Sinnenmensch gewesen, eine „ausgesprochen theatralische Natur“, gleichzeitig „unzugänglich ... für alles Geistige“ und Abstrakte[27]. In diesem Zusammenhang stehen seine außerehelichen Eskapaden, aus denen, nach Theodors Schätzungen, mindestens drei uneheliche Kinder hervorgingen[28].

Seine Mutter beschreibt Theodor Lessing folgendermaßen: „(I)m Gegensatz zum Vater war in ihr nichts von wollender Persönlichkeit.“[29] Sei war „wehrlos“, „harmlos“, „arglos“[30].

---

21 Lessing, Einmal, S. 58.
22 Alle Zitate ebda., S. 60f.
23 Ebda., S. 60.
24 Ebda., S. 63.
25 Ebda., S. 65.
26 Ebda., S. 62.
27 Beide Zitate ebda., S. 63.
28 Vgl. ebda., S. 71.
29 Ebda., S. 73.
30 Ebda., S. 74.

> „(S)ie war nichts als das Gefäß, dahinein wechselnde Stunden wechselnde Inhalte schütteten. Nichts als das Sprachrohr, durch welches ein Irgendetwas redet, das stärker ist als sie selber. Denn ihre Bestätigung empfing sie immer von Etwas, das außerhalb ihrer selbst lag, aber sie zu dessen Träger machte, wobei sie Opferkraft und Hingabe bewies, aber nur bis zur äußersten Grenze eines trägen Dämmerlebens.“[31]
>
> „Ich fürchte, es war jene Sklavenseele, die zufrieden ist, wenn man ihre Ketten fleißig vergoldet.“[32]

Sein Verhältnis zu seinen Eltern und die daraus resultierenden psychischen Konsequenzen faßt Lessing so zusammen:

> „Es war der Erfolg, die Macht und das Geld, was meine Eltern herzensträge machte. Es war das Geld, die Macht und der Erfolg, darum sie warben, dahin sie wollten, und was ihnen das am Menschenleben Entscheidende war. Darin unterschied sich mein Elternhaus in nichts von Millionen anderer Häuser des Zeitalters. Ich habe nichts so verachten gelernt, wie den Erfolg, das Geld und die Macht.“[33]
>
> „(S)obald ich anfing bewußt zu werden ... [begann] schon meine Loslösung zu wirken .. , eine seelische nicht minder wie eine körperliche Loslösung von beiden Eltern, welche gegenüber der Mutter sich auch als leiblicher Widerwille, ja als starker Ekel kundtat, gegenüber dem Vater aber vorwiegend ein Grauen war, Entsetzen und blasse Furcht. ... Ich suchte immer nach Ecken, wo ich keinen zu sehn, keinen zu hören brauchte. Die Zerklüftung, die dies abnorme Wachstum in mir zuwege brachte, war so stark, daß es mir heute scheint, als sei mein Leben auf eine einzige Aufgabe draufgegangen, einzig allein die Aufgabe, diesen Abgrund zu durchlichten und Herr zu werden und Meister der in mir selber liegenden Schwierigkeit. Denn schon die früheren nachsinnlichen Aufzeichnungen, die ich bewahre, aus dem sechzehnten und siebzehnten Lebensjahre, drehen sich immer um eine und dieselbe Not: »Kann eine Pflanze den Boden verleugnen, daraus sie wuchs? Bin ich nicht selber just die Frucht der Menschen und Umstände, die ich hasse und zerstören möchte? Bin ich nicht belastet, minderwertig, mißraten, verpfuscht? Wäre es nicht das Beste, alle und alles in die Luft zu sprengen?« – Die Liebe zum Tod war in mir, ehe

31 Ebda., S. 76.
32 Ebda., S. 75.
33 Ebda., S. 76. Was Lessing hier verachtet, sind für ihn die Charakteristika der „europäischen Kultur“, vgl. oben, Kap. 3.4.

> ich die Liebe zum Leben erlernte Immer bedroht und rundum verneint, ohne Panzer und Waffen, drückte ich, statt meine Stacheln nach Außen zu kehren, alle Dornen in die eigene Brust, immer mich zerfleischend und untergrabend.“[34]

4.2.1.2 Jüdischer Selbsthaß

Theodor Lessing wußte als Kind lange Zeit nichts vom Judentum. Seine Eltern waren „assimiliert“ (im oben angesprochenen Sinn) und hatten ihre Beziehungen zum Judentum fast vollständig gelöst. Über seinen Vater schreibt Lessing:

> „Ich erinnere mich einiger Gelegenheiten, bei denen er mit Stolz den Juden herauskehrte, aber im allgemeinen hat er sich um das Judentum so wenig gekümmert, wie um das Christentum. Er hat weder je einen Tempel noch je eine Kirche aufgesucht ... Daß er seine Kinder an keinerlei jüdische Überlieferungen herantreten ließ, geschah wohl nur aus praktischen Erwägungen.“[35]
>
> „Zu Hause war nie vom Judentum die Rede. Es gab in der Familie keine jüdischen Bräuche mehr.“[36]

In der Schule nahm Theodor zunächst am protestantischen Religionsunterricht teil und wurde später „nicht aus Prinzip, aber aus Bequemlichkeit von Religion dispensiert“[37].

Daß er selbst Jude sei, das wurde Lessing erst in der Schule bekannt. Und zwar vermittels seiner ersten Erfahrung mit einem – von ihm gleichwohl als moderat geschilderten – Antisemitismus, der sich interessanterweise nicht gegen ihn richtete, sondern von ihm selbst ausging. Das Bewußtsein seines Jüdisch-Seins war bei ihm von Anfang an verknüpft mit einem dumpfen Gefühl von Andersartigkeit:

---

34 Lessing, Einmal, S. 77f. Vgl. auch ebda., S. 125: „Meiner Natur lag es nahe, Unglück und Ungeschick eher aus dem eigenen Selbst, als aus fremden und fernem Verhalten herzuleiten.“

35 Ebda., S. 71f. Theodors Vater hatte seinen ursprünglichen jüdischen Vornamen Simon zugunsten von Sigmund abgelegt, vgl. Hieronimus, S. 10.

36 Lessing, Einmal, S. 112.

37 Lessing, Gerichtstag, S. 396.

> „Es entstand daher ein unklarer Riß, als mir ziemlich spät bewußt wurde, daß ich nicht, gleich den andern, Christ sei. Das Verspotten der Judenkinder war nicht bös gemeint. Das Wort Jude war für die hannoverschen Jungen ein Scheltwort wie Lork oder Buttjer. Man hänselte, und ich tat arglos mit. In der dreiklassigen Vorschule gab es außer mir nur zwei Judenkinder, Süßapfel und Ransahoff. Süßapfel war immer Erster der Klasse, Ransahoff, ein stark degenerierter Junge, wurde immer geknufft. Kinder sind grausam, und auch ich quälte den armen Ransahoff, bis er eines Tages, als ich zu ihm »Jude« sagte, antwortete: »Bist ja auch einer.« Ich sagte empört: »Ist nicht wahr«, erkundigte mich aber bei meiner Mutter, was ein Jude sei. Sie lachte und gab eine ausweichende Antwort. Einmal aber zeigte sie mir auf der Straße einen Mann im Kaftan und sagte: »Da geht ein Jude.« Daraus schloß ich, daß dann wir keine »richtigen« seien.[38]

Trotz des unklaren Gefühls dazuzugehören: „Schon als Neunjähriger fühlte ich mich von der allgemeinen Abneigung wider die Juden mitbetroffen“[39] – öffnete sich für Lessing mit der Überlegung kein „richtiger“ Jude zu sein, die Tür zur Möglichkeit einer Assimilation an die „Andern“. Durch diese Tür wollte er gehen, denn er sträubte sich dagegen, ein „Jude“ zu sein. Was er im Rückblick erkennt, daß sein Widerwillen gegen das Judentum durch das Zerrbild bedingt war, was seine Umwelt ihm vom „Juden“ vorgespiegelt hat, das dürfte ihm damals noch unbewußt gewesen sein:

> „Aber dies Wort Jude wurde mir unheimlich. Da ich alle die vielen vaterländischen und religiösen Vorurteile der Schule kindlich in mich einließ, und da zu Hause keine Gegengewichte wirkten, so glaubte ich, daß Jude etwas Böses sei.“[40]

In der Pubertät kulminierten das häusliche Chaos, das Versagen in der Schule und das Unbehagen gegen sein eigenes Jüdisch-Sein zu einer explosiven Mischung. Zu Lessings allgemeiner Tendenz zur Selbstzerfleischung – er sah sich als Resultat ihm verhaßter Personen und Umstände (s.o.) – trat ein spezifischer jüdischer Selbsthaß hinzu[41]:

---

38 Lessing, Einmal, S. 112. Eine solche „negative Abgrenzung“ gegenüber den Ostjuden war ein typisches Merkmal der deutschen assimilierten Juden, vgl. Weltsch, S. 695.
39 Lessing, Einmal, S. 112.
40 Ebda.
41 Vgl. dazu auch sehr gut Baron, S. 324-326.

> „Solche Knabentragödien hinterließen eine Wunde, als in den Jahren der Geschlechtsreife der Haß gegen Vater und Mutter in Selbstzerstörung umschlug. Ich wußte mich unter dem Fluche einer belasteten Geburt, schlimmer als jedes Proletarierkind. ... Denn das Leiden an meinen beiden Eltern mischte sich in der Reifezeit nun auch noch mit dem Leiden am Judesein und nahm bisweilen Formen an, die wohl schlechthin wahnsinnig genannt werden müssen."[42]

Auch hierin übernahm Lessing wiederum die antisemitischen Stereotypen seiner Umwelt, etwa jenes, die Juden seien Schacherer. Als Beweis dafür diente ihm die Geldheirat seiner Eltern, die er früh durchschaut haben muß. In einem Gedicht, das er als Fünfzehnjähriger schrieb, bezeichnet er sich selbst als „Mauschel Cohn"[43].

> „Hier flossen vielerlei Qualen wie Krankheitsströme in einander. Qual an der früh durchschauten Geldheirat der Eltern. Qual an der eigenen Unzulänglichkeit. Qual am Judesein, das ich, von Vorurteil, Böswilligkeit, Unwissenheit umgeben, nur in jener albernen Verunglimpfung und Verzerrung zu sehen vermochte, die meiner ahnungslosen Umwelt eben natürlich war. Ein Kind zernagte sich! ... Gedankenschlachten von ungeheurem Ausmaß mußten gewonnen werden, ehe diese Wunde heilte."[44]

Diese „Gedankenschlachten" dauerten zumindest während Lessings Jugend an. Erst in seiner zweiten Lebenshälfte kam er mit seinem Jüdisch-Sein nach und nach ins Reine. In seinen Entwicklungsjahren verkörperten die Juden für ihn das, was er am meisten verachtete: das Streben nach Erfolg, Macht und Geld (vgl. das in Kap. 4.2.1.1 angeführte Zitat). Noch in seinem 1893 veröffentlichten Erstling „Comödie" dringt diese Typisierung durch: „Ein Wald soll gerodet werden, weil ein jüdischer Fabrikbesitzer dort neue Anlagen bauen will, und da er über reichliche Geldmittel verfügt, setzt er sich am Ende der verwickelten Geschichte auch durch. Die Leidtragenden, eine romantisch verklärte deutsche Försterfamilie, sind gegen den 'Geldjuden' machtlos"[45]. Als Lessing 1890 aus seinem Hamelner Internat nach Berlin ausbüchste, fand er dort in Maximilian Harden einen Gleichgesinnten:

---

42 Lessing, Einmal, S. 112f.
43 Vgl. ebda., S. 113.
44 Ebda., S. 113f.
45 Marwedel, Lessing, S. 53.

> „Wir hatten eine unglückliche Jugend durchlitten. Haßten Familie und Elternhaus. Standen allein und waren einsam. Wir empfanden unsre Herkunft aus dem Judentume als Druck, als Last und Verpflichtung und wußten doch nichts vom Judentum; hatten nicht einmal einen Buchstaben Hebräisch gelernt. Wir fühlten leidenschaftlich deutsch und verstanden nicht, daß an unsrer Deutschheit auch nur der leiseste Zweifel haften könne.“[46]

Theodor Lessing hat 1930 ein Buch über den „Jüdischen Selbsthaß“ veröffentlicht, in welchem er u.a. Harden als „jüdischen Selbsthasser“ vorführt. Der „jüdische Selbsthaß“ taucht als Begriff zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf und ist ein in der Literatur kontrovers diskutiertes Phänomen. Shulamit Volkov beispielsweise meint, daß „Ausdrücke der Selbstkritik und des Selbsthasses ... irrtümlich zum Kennzeichen der deutschen Juden wurden“[47]. „Als Theodor Lessing 1930 über den jüdischen Selbsthaß schrieb, war das Thema schon veraltet.“[48] Robert Weltsch ist hingegen der Ansicht, daß der „jüdische Selbsthaß“ zur Zeit der Veröffentlichung von Lessings Buch „keineswegs ein Monopol philosophischer oder hyper-intellektueller Eigenbrötler, sondern ein in verschiedenen Abstufungen weit verbreitetes seelisches Phänomen“ gewesen sei[49].

Die vorliegende Arbeit hat nicht die Klärung dieser Streitfrage zum Ziel, sondern die Untersuchung von Theodor Lessings Identität als Deutscher und Jude. Und hier muß es ein wichtiges Anliegen der folgenden Seiten sein, die z.B. von Hans Mayer propagierte These zurückzuweisen, Lessing habe zeitlebens „jüdischen Selbsthaß“ „inkarniert“[50]. Dies trifft zwar für Lessings Jugendjahre, aber nicht für seinen weiteren Lebensweg zu (s.u., Kap. 4.3 und 4.4).

Theodor Lessings Einstellung zu seinem Deutsch- und Jüdisch-Sein in seinen Entwicklungsjahren bestätigt in vielem die von Hans Dieter Hellige aufgestellten These zur Sozialpsychologie jüdischer Kaufmanns- und Unternehmersöhne im deutschen Kaiserreich unter dem Einfluß des Antisemitismus. Wenn man davon absieht, daß Lessing nicht aus einer Kaufmannsfamilie

46 Lessing, Selbsthaß, S. 168f.
47 Volkov, Jüdisches Leben, S. 189.
48 Ebda., S. 182.
49 Weltsch, S. 701.
50 Vgl. Mayer, Außenseiter, S. 414 u. S. 419.

(wohl aber aus einer wohlhabenden jüdischen Familie stammte), so kann sein Fall im Sinne dieser These als typisch angesehen werden.

Hellige geht von einem libidinösen Vaterhaß als Faktum während der „Adoleszenskrise“ aus[51]. Bei den jüdischen jungen Männern zur Zeit des Kaiserreiches sei dieser durch den Antisemitismus in der Gesellschaft weiter aufgeladen worden, so daß der Vater hauptsächlich als „Jude“ gesehen wurde, von dem sich der Sohn abgrenzen wollte. Das Ziel dabei sei gewesen: weg vom Judentum, hin zu einem wie auch immer verstandenen „Deutschtum“, m.a.W. Assimilation. Dies habe zur „Identifikation mit Positionen bzw. Angriffen des gesellschaftlichen Gegners“ und zu einem doppelten Selbsthaß geführt: „dem Haß auf die eigene Herkunft und dem Haß auf das eigene Ich“[52]. Dieser jüdische Selbsthaß sei fast durchweg mit einer Ablehnung des Kapitalismus einhergegangen. Auch hierin sieht Hellige eine sozialpsychologische Anpassung an antisemitische Ressentiments, nämlich eine Distanzierung vom Popanz des „jüdischen Wucherkapitalisten“, der besonders seit dem „Gründerkrach“ von 1873 von Antisemiten aufgebaut wurde. Nach Hellige führte also die Internalisierung von Feindstereotypen des antisemitischen Gegners i.V.m. dem Generationenkonflikt und dem Assimilationsziel bei den jüdischen „Söhnen“ zu Antisemitismus und einem „irrationalen“ Antikapitalismus. Die Verklammerung der beiden letztgenannten Punkte mache das Spezifische des „jüdischen Selbsthasses“ aus.

Lessings intensiver Vaterhaß („Der Druck, den der Vater übte, war so schwer, daß ich noch als reiferer Jüngling, wenn ich ihn mittags schlummern sah, unwillkürlich den Gedanken hatte: »Jetzt könntest du es tun. Erwürge ihn, und alle wären befreit.«“[53]), sein Antikapitalismus, besonders gegen „Geldjuden“, sein „leidenschaftlich deutsches“ Fühlen (s.o.), sein „doppelter“ Selbsthaß und der von ihm selbst nachträglich erkannte Einfluß seines Umfeldes bei dieser Identitätsbildung machen ihn zweifellos zu einem guten Beispiel für die Hellige-These. In anderen Punkten weicht Lessing allerdings von den von Hellige für typisch gehaltenen Verhaltensmustern ab. So kann man ihm wohl kaum „ödipale Konflikte“[54] unterstellen:

---

51 Vgl. dazu und zum folgenden Hellige, S. 47-50 u. S. 72.
52 Beide Zitate ebda., S. 47.
53 Lessing, Einmal, S. 101.
54 Hellige, S. 70. Ähnlich schon Poetzl, S. 57. Die Ansicht, Lessings Selbsthaß beruhe auf einem Ödipuskomplex, vertrat schon Sigmund Freud. Freud, dem Lessing „in tiefster Seele antipathisch“ war, schrieb 1936 an Kurt Hiller: „Er [Der „Selbsthaß wie bei Th. L.“] mag

> „Ein Seelenforscher von heute würde sofort bei der Hand sein mit der beliebten Formel vom »Ödipuskomplex«. Aber so gewissenhaft ich nachprüfe: Die Abneigung gegen die Mutter war genauso ursprünglich und triebhaft wie der Haß gegen den Vater.“[55]

Auch war ihm nicht, wie vielen anderen von Hellige untersuchten Personen, die „Rückkehr zur Vateridentifikation“ und „die Nachfolge in die berufliche Position des Vaters“ versperrt[56]. Vielmehr studierte Lessing, genau wie sein Vater, Medizin, und er söhnte sich mit ihm auch kurz vor dessen Tod aus[57].

Insbesondere kam es bei Lessing nicht zu einer, von Hellige für typisch befundenen, „Identifikation mit der konservativen 'feudalen Elite' im Wilhelminischen Reich“[58], mit „weitgehend vom preußischen Junker- und Offizierstum geprägten konservativen Leitbildern“[59]. Was für Lessing das „Deutschtum“ ausmachte, was also die Richtung seines Assimilationsdranges in seiner Jugend vorgab, das soll im nächsten Kapitel beschrieben werden.

4.2.2 Der Freund

Als Vierzehnjähriger lernte Lessing Ludwig Klages kennen. Er war sitzengeblieben, und Klages war in seiner neuen Klasse Primus. Man kann die Bedeutung der Freundschaft, die sich zwischen den beiden Jungen entwikkelte, für Lessings gesamten Lebensweg gar nicht hoch genug einschätzen.

> „Immer doch blieben unsre Wege rätselhaft verflochten, denn es gibt Bindungen, die tiefer sind als unser Denken und als die Deutung des äußeren Lebensganges. Dieser einzige Altersgenosse, für den ich erst Mutter, dann Bruder, dann Gefährte und zuletzt – so wollte ers – der Gegenpol wurde, nahm mich im vierzehnten Lebensjahre an die Hand und führte mich, ohne es zu wissen, aus der verworrenen Höhle zu mir selbst.“[60]

---

in der Art zustandekommen, daß man seinen Vater intensiv haßt und sich doch mit ihm identifiziert; das ergäbe den Selbsthaß und die auffällige Zerrissenheit“, vgl. Hiller, S. 308.

55 Lessing, Einmal, S. 101.
56 Hellige, S. 50.
57 Vgl. Lessing, Einmal, S. 351.
58 Hellige, S. 47.
59 Ebda., S. 73.
60 Lessing, Einmal, S. 160.

> „Warum bin ich das harrende Leben lang an diese danklose Stadt verhaftet geblieben? Diese Jugend wars, die mich bannte! Diese schlimme, beleidigte und doch erlöste Jugend. Hier gibt es keinen Pflasterstein, auf welchem [nicht?] noch eine Enttäuschung, eine Bitterkeit, eine Lebensdemütigung liegt. Aber daneben liegt doch immer auch ein Endchen Goldschimmer aus unsern Träumen.“[61]
>
> „Wir haben unser ganzes Leben hindurch beide von diesen wenigen Jahren gezehrt.“[62]

Für Theodor Lessing, der in seinem Dasein bislang keinen Ruhepol besessen hatte, wurde Klages zum Lebensmittelpunkt. Beide kapselten sich von der Umwelt ab und nahmen nur noch auf einander Bezug. Die intellektuelle Vorbildfunktion, die er für Klages zunächst besaß, gab Lessing erstmals eine Richtung vor. Er wollte sich vor Klages bewähren.

> „Denn an deinem Zuhause lernte ich das meine, an deiner Seele die meine begreifen und du verpflichtetest mich zu einem steten männlichen Wachstum, einfach dadurch, daß du der erste Mitstrebende warst, der ehern an meine höhere Natur glaubte, indes ich deine höhere Natur nie zu enttäuschen bestrebt war. Damals war ich stark und fest, denn damals hatte mein Wille eine sichere Richte: »Vor den Augen des Freundes bestehn und nie das Bild vertrüben, das er vom Freunde in der Seele trägt.«“[63]

Ludwig Klages war für Lessing von Anfang an der Inbegriff eines „germanischen“ Deutschen. Daß *er* an Lessings „höhere Natur“ glaubte, „obwohl“ Lessing Jude war – denn nicht nur Lessing selbst, sondern auch Klages sah darin einen Makel:

> „Und so brachte selbst dieser Freieste der Freien meine Jugendnöte billig auf die Formel: »Ringkampf des edleren Selbst gegen die angeborne Rassenseele.«“[64]

– daß er gar mit Lessing „Blutsbrüderschaft“ schloß[65], diese Tatsachen ließen in Lessing den Gedanken mächtig werden, seine (für ihn) angeborene

61 Ebda., S. 173.
62 Ebda., S. 174.
63 Ebda., S. 173f.
64 Ebda., S. 186.
65 Vgl. ebda., S. 178.

und minderwertige Rasse sei peripher gegenüber seinem und Klages' individuellen „Herrenmenschentum“, in welchem sie sich gegenseitig bestärkten.

> „Jeder hielt den andern für das richtende Gewissen seiner Seele und sich selbst dazu geboren, der Freund eines Großen zu sein. Denn daß es solch einen Menschen überhaupt gab, so himmelweit verschieden von der ganzen Herde der Viehmenschen, der Halbtiere, der Schweinemenschen – (o wie oft sagten wir einander die Formel: »2 r pi, ringsum im Kreis: Menschen-herden-vieh-geschmeiß«) –, das mußte ja doch ein Wunder sein, ein auf schönere Welten hindeutendes Wunder! ... Jeder war in jedem Augenblick bereit, als Blutzeuge für seine Überzeugung, daß Klages der Mann sein werde, mit welchem eine neue Epoche der Menschheit beginnt, daß Lessing (so heißt es in einem Brief des Freundes) sich halten könne an des Freundes tiefer Gewißheit: »Es kommt ein Menschenalter, das man nach deinem Namen nennen wird.« ... Mit sechzehn Jahren trugen wir unsre Doktorarbeiten fertig im Kopfe. Wir promovierten jeder mit einer Dissertation über die Philosophie des andern, und nicht im mindesten beirrte es uns, daß wir keinerlei Glauben fanden, sondern für die Umwelt nur galten als zwei verdrehte, überspannte Jünglinge. Wir wußten, was wir wußten. Und das Merkwürdigste war: Wir hatten damals Recht. Wir waren das, was wir zu sein glaubten.“[66]

Es gilt nun, aus Lessings Sicht die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen ihm und Klages – beide wirkten identitätsstiftend – herauszuarbeiten. Dabei muß an das dualistische Weltbild erinnert werden, welches die beiden gemeinsam in ihrer Jugend entwickelten (vgl. Kapitel 3.3), besonders an den Hauptgegensatz: Leben - Geist. Klages verkörperte für Lessing das „Lebenselement“ selbst, welches für ihn verknüpft war mit einigen anderen, emotional extrem aufgeladenen Begriffen: mit Natur, Heimat und auch mit einem heidnischen Germanentum. Im Kapitel 3.1 wurde beschrieben, daß für Lessing die menschliche Existenz aus „Lebenselement“ und „Geistwelt“ gemischt ist und daß seiner „eigentlichen“ Natur der Lebens-Pol am meisten entsprochen hat, daß er „die Götter der Haine und Quellen“ (also die heidnische Religion) „viel tiefer geliebt [hat], als je »Gott und Menschensohn«“ (also die „Geistreligion“)[67]. Seiner selbstempfundenen Lebensursprünglichkeit entsprach ein ebenso ursprüngliches Heimat-, d.h. Zugehörigkeitsgefühl,

66 Ebda., S. 174.
67 Vgl. ebda., S. 134 und Lessing, Europa, S. 192-194.

das sich an die norddeutsche Landschaft, ihre Menschen und Mythen band. Bereits seine Kinderträume seien durch die Herrenhäuser Gärten, die Gassen Hannovers, die alte Kultur und die volkstümlichen Sagen inspiriert gewesen, schreibt Lessing:

> „Und mit den Blumen rankte Legende an den Steinen empor. Ich wußte, ich weiß noch heute, wer vor hundert Jahren in diesen Häusern gelebt hat; ich fühlte mich einverwoben in mein Volk.“[68]

Diese Gefühle wurden nun in Ludwig Klages konkretisiert:

> „Ludwig Klages..., so oft ich diesen Namen gehört oder gelesen habe ..., da durchzuckte mich ein heller Strahl von Freude, als blicke ich in eine ewige Jugend und wüßte alles erfüllt, was ich vom Leben je begehrt und erwartet habe. Denn meine Heimat, die norddeutsche Heide, die ungeheure Nordsee, die Wolken, welche über unsre gotischen Türme nach Dänemark wandern, die Harztannen auf den zackigen Felsen und der Sturm, der auf ihren Nadeln harft, unser Buchenwald, unser gespenstisches Moor, unser weiter Himmel, unsre karge Landschaft, in dem Freunde meiner Jugend gewannen sie zuerst für mich Menschensprache, und die Natur selber nahm mich an dieses Gefährten kindliche Hand, beschirmte mich vor vielen Abwegen und wirkte eine klare Liebe, die unsre persönliche Freundschaft überdauert hat, weil sie nicht Liebe zum Menschen war, sondern Liebe zum Lebensgrunde selbst.
> Du, mit deinem trotzigen blonden Haupte! Du junge Birke! zugleich der härteste und zäheste, noch im erdkargen Gestein wurzelschlagende Baum, zugleich aber auch der mädchenhafteste und bräutlichste Baum mit dem zarten zitternden Blattwerk, mit der hellen, leicht blutenden Borke! Du warst glücklicher gezeugt und besser verwurzelt als ich. ... Du mit den stolzen blauen Augen, unzerbrochen, unzerbrechlich neben dem früh gebeugten Genossen, du wurdest mir mit deinen dreizehn Jahren mein Lehrer, Führer, Jünger, Bruder, Gefährte und alles was ich bedurfte.“[69]

Lessings Identifikation mit Klages und mit der norddeutschen Landschaft wird darin deutlich, daß er ansonsten die Birke als seinen eigenen „Lebensbaum“, d.h. im Kontext seiner „Charakterologie“: als sein Lebenssymbol

68 Lessing, Einmal, S. 22.
69 Ebda., S. 172.

betrachtet[70], und das, obwohl ihn die Birke „an die norddeutschen blonden und flachshaarigen Jungen und Mädchen“[71] erinnert, zu denen er, der Dunkelgelockte, ungleich Klages, *nicht* gehörte. Noch ein weiteres Beispiel: Lessings Feuilleton „Birken auf der Heide“[72] ist eine Liebeserklärung an die norddeutsche Heidelandschaft. Es wird deutlich, daß er sich selbst als einen typischen Vertreter des hier ansässigen Menschenschlags ansieht, den er beschreibt als: „die einsamsten und reichsten Seelen“, „mehr beschaulich-sinnend als wagelustig-tatenbegierig“[73]. (Erinnert sei an Lessings Selbstcharakterisierung: „Denn ich war kein Mensch der Tat, sondern der Betrachtung...“[74] etc.). Er schließt den Aufsatz mit den Worten:

> „Gesegnet meine Birken! ... Sie sind wie die bescheidenen niederdeutschen blonden und flachshaarigen Jungen und Mädchen, in den Heidedörfern: demütig und zart, trotzig und träumerisch, zäh und fest. ... Wenn der Abendwind spielt in seinem [des Baumes] zierlichen Gelock, wie die rauhe Hand des Mannes im goldenen Gelock der Braut, ... dann ziehen die deutschen Götter über die Heide.“[75]

Was aus diesen Zitaten hinreichend deutlich geworden sein dürfte ist dies: daß sich Theodor Lessing seinem „eigentlichen Wesenskern“ nach durchaus sah als – Germane! Sein in einer Rede am 28. Februar 1926 in Dresden geäußertes Apercu, er sei eine „Promenadenmischung aus Germanentum und Judentum“[76], war vollkommen ernstgemeint. Mit seiner Rassekonzeption vom Judentum konnte dieses Identitätsgefühl deshalb konform gehen, weil er sich folgendes einredete:

> „Die Eltern waren beiderseits Juden. Aber es hatte schon unter den Vorgeschlechtern christliche und arische Elemente gegeben.“[77]

---

70 Vgl. Marwedel, Lessing, S. 325.
71 Theodor Lessing, Deutsche Bäume (1926), in: Lessing, Flaschenpost, S. 304-309, hier S. 308.
72 Theodor Lessing, Birken auf der Heide (1928), in: Lessing, Flaschenpost, S. 287-290.
73 Ebda., S. 288.
74 Lessing, Einmal, S. 95.
75 Lessing, Birken auf der Heide, S. 290.
76 Vgl. Marwedel, Lessing, S. 287.
77 Lessing, Gerichtstag, S. 396. Im zweiten Kapitel seiner Autobiographie, „Ahnen“, verfolgt Lessing seine jüdischen Vorfahren bis ins 17. Jahrhundert zurück - ein Ergebnis von Ahnenforschung, mit der er nach 1900 begann. Wer die „arischen Elemente“ (hier ein weiteres Beispiel für seinen selbstverständlichen Gebrauch dieses Begriffs, vgl. Kap. 4.1) in seiner Familie waren, wird aus diesem Kapitel nicht ersichtlich.

In der Freundschaft mit Klages, in dessen „Wesen“ er das seine wiedererkannte, glaubte Lessing seine „germanische“ Identität unter Hintanstellung seiner jüdischen entwickeln zu können. Dieses Bestreben kulminierte in dem Selbstbewußtsein, ein „deutscher Dichter“, genauer gesagt ein „philosophus-poeta“[78] zu sein bzw. in dem Wunsch, ein solcher zu werden. Dadurch waren Assimilationsziel und -richtung vorgegeben[79].

Klages und Lessing überzeugten sich gegenseitig, daß jeder von beiden „eine gewaltige Lebens-Sendung besitze: dem deutschen Volk seinen adeligsten Genius zu erläutern“[80]. Die Form dazu war ihnen das Gedicht. Seit seinem neunten Lebensjahr hatte Lessing bereits gedichtet, etliche Kladden füllten sich während seiner Jugend. „Es entstanden Verse der Wehmut und des Schmerzes über die Ungerechtigkeit der Eltern, die Bösartigkeit der Lehrer – dagegengesetzt: Erweckergesänge und wortreiche Gemälde über die Nichtigkeit der Zeit und des eigenen Seins.“[81] Die erste Ermutigung bei diesem Tun erhielt Lessing von seiner „Ersatzmutter“ Grete Ehrenbaum; sie hielt ihn für ein „Wunderkind“[82]. Und dann von Klages, der ebenfalls dichtete. Die beiden lasen einander ihre Verse vor und hielten sich für berufen. Die Themen wurden andere. Es ging um Deutschland. Um seine Befreiung aus den Fängen von Individualismus und Kommerz. Um die Wiederherstellung der „deutschen Tugenden“, der „germanischen Ideale“ von Ehre, Treue, Heldentum und Sittlichkeit. Ihr gemeinsames Vorbild wurde Wilhelm Jordan, der eine moderne Fassung des „Nibelungenliedes“ geschrieben hatte. Über den heute vergessenen Jordan, der Abgeordneter der Paulskirche gewesen ist, sagt Lawrence Baron:

> „He glorified the unselfish devotion, valour and physical perfection of the ancient Germanic heroes to inspire his fellow German citizens to cultivate these characteristics and place them in the service of the Second *Reich.*“[83]

78 Lessing, Einmal, S. 240.
79 „The desire to be accepted as German was nowhere more evident than in the unusually strong friendship which he formed with his schoolmate and fellow Hannoverian Ludwig Klages“, Poetzl, S. 190.
80 Lessing, Einmal, S. 174.
81 Marwedel, Lessing, S. 21.
82 Vgl. Lessing, Einmal, S. 157f.
83 Baron, S. 327.

In Lessing fand Jordan einen folgsamen Jünger. Rückblickend schreibt ersterer, daß er zwischen seinem sechzehnten und zwanzigsten Lebensjahr einem „unüberbietbaren »Idealismus«“ und einer „puritanische(n) Geistigkeit“ gefrönt habe[84].

> „(U)m dem drängenden Herzen Luft zu schaffen, schrieb ich Lehrpläne nieder, edle Vorsätze, Gebote der Selbsterziehung, Gelübde der Reinheit, an die von Stund an auf Lebenszeit gebunden zu sein, ich mit ungeheuren Eiden schwur.“[85]

Noch für sein Studium in Freiburg galt:

> „Ich regelte damals das ganze Leben nach Darwin-Jordan'schen Zuchtwahlprinzipien. Erst drei Jahre später in München geriet ich in Wirre und litt Schiffbruch mit all meiner Moral.“[86]

Einstweilen durchlebte Lessing jedoch eine Phase seines Lebens, in der er „gewaltig männerte“, sich nach Krieg und Heldentaten sehnte und durch zweierlei bestimmt wurde: „unermeßlichen Vaterlandsfanatismus, glühende Begeisterung für alles Deutsche.“[87]

Ein Jugendgedicht von ihm mag diese Stimmung wiedergeben:

„Mein Deutschland, ob ich dich liebe?
Die Worte sagen es nicht.
...
Du bist mir Vater und Mutter,
In dir nur wurzelt mein Sein,
Wär's mir nicht so ernst, hochheilig,
Es könnte so schmerzlich nicht sein.
Denn meines Liedes Seele
Und meines Geistes Schaft
Beflügelt ein großer Glaube,
Der Glaube an deine Kraft.
Bluternst ist in meinem Herzen
Die Flamme der Muse entbrannt:
Mein Deutschland, heiliges Deutschland,
Ich liebe dich, Vaterland.

84 Vgl. Lessing, Einmal, S. 203.
85 Ebda., S. 196.
86 Ebda., S. 259.
87 Ebda., S. 200.

Poeten und Philologen,
Sozialisten und Klerisei,
Wir werden den ganzen Schwindel
Schon überwinden, wir zwei.“[88]

Als Lessing zum erstenmal von der Schule verwiesen wurde und nach dem Willen seines Vaters eine Banklehre beginnen sollte, weigerte er sich, und der Grund war folgender:

> „Der durch Grete gepflanzte Glaube, daß ich ein »Dichter« sei. Der Wahn von Klages, daß der Germane ein »Idealist«, der Jude dagegen nur ein »Materialist« sei. Ein unklarer Heroismus, ja ein Märtyrerhochmut. Ich glaubte an den Scheideweg gestellt zu sein und wählen zu müssen zwischen Heldentum und Glück. ... Ich wußte nicht, was ich wollte, aber ich wollte das Höchste. Es war sicherlich ein irrendes Heldentum, aber meine Qual war echt. Kein Knabe hat wohl je reineren Herzens geirrt.“[89]

Lessing wollte sich als echter „Germane“ beweisen, begann auch, sich körperlich zu ertüchtigen und weigerte sich, Alkohol zu trinken und Fleisch zu essen[90]. Aber so sehr er sich auch bemühte, eine „germanische“ Identität aufzubauen, es gelang ihm nicht vollständig, das Bewußtsein, ein Jude zu sein, zu verdrängen. Warum ihm dies nicht gelang, hängt unmittelbar damit zusammen, was in den Kapiteln 3.1 und 3.2 über seine Persönlichkeit herausgearbeitet wurde. Lessing konnte seine Identität nur beschreiben, indem er auf den Gegensatz Leben - Geist Bezug nahm. Er selbst sah sich als ungemein „lebensursprünglichen“ Menschen – übrigens viel lebensursprünglicher als Klages –, der jedoch durch die ihn umgebende „Not“ in den „Geist“ „hineingeprügelt“ wurde.

> „Ich war unvergleichlich ursprünglicher und ungeistiger als Klages. Und doch wollte es unser Schicksal, daß er zum großen Metaphysiker wurde, der als Ethiker (und das heißt als Träger des Geistes) überall versagte, während bei mir der Zwang, mich als sittlicher Mensch bewähren zu müssen, bezahlt wurde mit dem Opfer einer musischen,

88 Lessing führt dieses Gedicht an in seinem Feuilleton „Die deutsche Studentenschaft um 1925“, a.a.O., S. 80f.
89 Lessing, Einmal, S. 189.
90 Vgl. ebda., S. 204f.

> dichterischen Seele, die ursprünglich ganz gewiß auf Leben ging und nicht auf Ethik.“[91]

Wie früh in seiner Kindheit ihm die häuslichen Umstände das „Denkenmüssen, das Auswertensollen, das Wahrseinwollen“ auferlegt haben, geht aus Kapitel 3.2 hervor. Lessing sah sich also von früh auf zum „Geist“ verdammt. In seinem (und Klages') dualistischen Weltbild war aber der Antagonismus „Jude“ - „Arier“ bzw. „Germane“ nur ein Untergegensatz des Hauptgegensatzes „Geist“ - „Leben“. „Nach dieser Auffassung war der Jude der Vertreter des Geistes, des Intellekts und der lähmenden Moral, während der Arier die Natur, die Sinne, die Mystik und den Willen vertrat“[92]. Theodor Lessing sah sich selbst also als Jude, weil er vor sich nicht leugnen konnte, daß er ein „Geistiger“ war. Und er haderte mit seinem Jüdisch-Sein genauso und in demselben Maß, wie er mit seiner „Geistigkeit“ haderte. Von beidem glaubte er, daß es nicht seinem „eigentlichen“ Wesenskern entsprach und daß er nur durch „Nichtseinsollendes“, also unfreiwillig – notgedrungen – dorthin getrieben wurde, weg von seinen eigentlichen Entfaltungsmöglichkeiten, weg von seinem Lebensglück. In diesem Sinne sagt er von Klages: „Du warst glücklicher gezeugt und besser verwurzelt als ich“ (s.o.). So ist Ekkehard Hieronimus zuzustimmen, der schreibt: „Lessings Philosophie der Not hat ihre tiefsten Wurzeln in seiner Kindheit und Jugend und bekommt von diesen Erlebnissen ihre ganze Schärfe“[93]. In diesem Kontext wird auch verständlich, was Lessing mit folgender Episode aus seiner Schulzeit meint, die er in seine Erinnerungen wiedergibt:

> „Unter den Kindern lief ein albernes Neckverschen um: »Jude Jude Itzig, mach dich nicht so witzig.« Sobald der Vers gesungen wurde, schämte ich mich, und diese Feinnervigkeit wurde von den andern Knaben bald herausgefühlt. Wenn ich in das Klassenzimmer trat, so sangen einige rauflustige: »Jude Jude Itzig, mache dich nicht witzig«,

91 Ebda., S. 203f.

92 Volkov, Jüdisches Leben, S. 193. Sie bezieht diesen Satz explizit auf das Denken Theodor Lessings und sieht den hier anhand von Zitaten Lessings entwickelten Zusammenhang in der Literatur am klarsten. Gleichzeitig macht sie deutlich, daß diese Auffassung vom „Juden“ als Vertreter des „Geistes“ bzw. vom „Arier“ als Vertreter der „Natur“ etc. dem philosophischen „mainstream“ der Zeit entsprach.

93 Hieronimus, S. 11.

> worauf ich losbrüllte: »Macht doch ihr mich nicht witzig.« In dieser Erwiderung lag schon meine ganze »Philosophie der Not«.“[94]

Aus der Bedrängnis erhebt sich der Geist (Witz). Die Juden werden bedrängt und so zum Geist gezwungen. Lessing wäre es lieber, nicht „witzig“ gemacht zu werden, ist aber hilflos dagegen.

In seiner Autobiographie – und das heißt immer: im Rückblick – beurteilt Lessing seinen jugendlichen Assimilationsversuch an das Germanentum denn auch als von vornherein zum Scheitern verurteilt:

> „Wie sollte ich bestehn in dieser arischen Siegfriedwelt der Muskelfrohen und im Angesicht ihrer gesunden und rohen Kraft- und Saft-Ideale?“[95]
>
> „Falls man im Germanentume durchaus sehn will eine träumerische Hingegebenheit an die Bilderreigen des Lebens, dagegen im Judentume den übermächtigen Schöpferakt der Tat, dann war unser [Klages' und sein] Gegensatz wirklich der des Germanen und Juden. Denn für ihn war die Vorwelt seiner Ahnen das verlorene Paradies, welches der böse Geisteswille der juden-christlichen Kultur zerbrochen hat. Mir aber war die gleiche Vorgeschichte nur eine lange Hölle, aus welcher ich kraft des Geistes die leidenden Menschen gern erretten wollte. So sah er denn im Geiste eine fremde Schuld; ich aber nur die eigene Not.“[96]

Dies klingt versöhnlich. Aber Lessing hat lange gebraucht, um sich damit abzufinden, daß er sich nicht zum „Leben“ hin entwickeln konnte, sondern sich hin zum „Geist“ entwickeln mußte. Fraglich ist, ob er sich überhaupt jemals damit abgefunden hat (s.o., Kapitel 3.4). Genauso viele „Gedankenschlachten“ mußten gewonnen werden, bis er souverän zu seiner jüdischen Herkunft stehen konnte. In seinen Entwicklungsjahren konnte er es nicht. Zwar unterströmte das Bewußtsein, jüdisch zu sein, seine Assimilationsversuche, jedoch gelang es ihm offenbar, dieses Bewußtsein zu verdrängen. 1893 oder 1895[97] konvertierte Lessing zum Protestantismus. Als er 1896

94 Lessing, Einmal, S. 112.
95 Ebda., S. 203.
96 Ebda., S. 384.
97 1893, das Jahr, in dem er mündig wurde, gibt Lessing selbst an, vgl. Gerichtstag, S. 397 (geschrieben 1925). Seine Bemerkung, „durchaus nur aus Bequemlichkeit“ konvertiert zu sein, verzerrt die Tatsachen wohl etwas. Von 1895 gehen Marwedel, Lessing, S. 47 und Baron, S. 326 aus. Baron gibt als Quelle einen Brief Lessings aus dem Jahr 1896 an.

(sein Roman „Comödie“ war inzwischen erschienen) eine Kurzbiographie von sich für ein literarisches Lexikon schreiben sollte, betonte er gegenüber dem Herausgeber, er habe jegliche Beziehung zum Judentum gelöst[98].

4.2.3 Rückschläge

Im Kapitel 1.2 wurde beschrieben, daß viele deutsche Juden im Kaiserreich, die sich für erfolgreich assimiliert gehalten hatten, wieder begannen, sich mit ihrer jüdischen Herkunft auseinanderzusetzen, nachdem sie von Antisemiten in die „Situation des Juden“ gesetzt worden waren. Das Ergebnis dieser Reorientierung war (insgesamt gesehen) ein Anwachsen des jüdischen Selbstbewußtseins. Auch für diesen Prozeß kann Theodor Lessing als typisch angesehen werden.

Lessings Assimilationsprozeß konnte vermutlich nur deshalb so „erfolgreich“ voranschreiten, daß er sich 1896 völlig los vom Judentum fühlte, weil er während der ersten 24 Jahre seines Lebens kaum antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt gewesen war. Die Neckereien seiner Mitschüler („Jude Jude Itzig, mach dich nicht so witzig“) hat er selber als „albern“ bezeichnet. Sein Freund Ludwig Klages war zwar antisemitisch eingestellt, jedoch nahm er Lessing dabei aus. Freiburg verließ Lessing zwar auch der rechten Burschenschaften wegen, jedoch hatten diese es nicht in erster Linie wegen seiner jüdischen Herkunft auf ihn abgesehen (s.o., Kap. 2). Aus seiner Bonner Zeit erzählt Lessing eine Anekdote über seinen Förderer, Prof. La Valette. Diesem entfährt beim Durchblättern von Lessings Personalpapieren:

> „»Teufel! Sie sind ja e Jud.« – »Jawohl, Herr Geheimrat.« Und ohne zu fühlen, wie undelikat diese Sympathiekundgebung ist, springt er auf, klopft mir den Rücken und tröstet: »Is nich weiter schlimm. Gott ne! Sein Se man zufrieden.«“[99]

Wenn Lessing in seinen Erinnerungen schreibt: „Tausend Male dröhnte das »Jude, Jude« als Schimpf um meine Ohren und bedrohten, ja schlugen hassende Fäuste“[100], so bezieht sich das nicht auf seine Jugendjahre. Vielmehr

98 Vgl. Baron, S. 328.
99 Lessing, Einmal, S. 280.
100 Ebda., S. 388.

gilt: „Unter meinen Schul- und Studiengenossen hatte ich nicht als solcher [als Jude] zu leiden“[101].

Lessings erste wirkliche Erfahrungen mit einem Antisemitismus, der sich gegen ihn persönlich richtete, fallen in seine Münchener Zeit. Sie fallen just in die Zeit zwischen 1898 und 1900, in der er sich in einer tiefgreifenden Identitätskrise befand (s.o., Kapitel 2). Seine Selbstdefinition als „deutscher Dichter“ war noch nicht durch den Mißerfolg seiner „Comödie“ (1893) ins Wanken geraten. Zwar warf er sich daraufhin für ein Jahr auf sein Medizinstudium, jedoch fing er nach seinem Examen in Bonn wieder zu dichten an und schwamm in München wieder ganz „im frischen Wasser der Literatur“ (s.o.). Erst seine Erfahrungen und Bekanntschaften mit den Literaten der Schwabinger Bohème überzeugten ihn schließlich davon, nicht zum Dichter berufen zu sein. Dies stürzte ihn in eine Sinnkrise: Er wußte buchstäblich nicht mehr, was er anfangen sollte. In dem Moment, als er eine grundlegende Lebenswende beabsichtigte, lernte er Maria Stach von Goltzheim kennen. Kurze Zeit später zerbrach die Freundschaft zu Ludwig Klages. Diese beiden Ereignisse waren es, die Lessing zu einer Neudefinition seiner Einstellung zu seiner jüdischen Herkunft kommen ließen.

Die Beziehung Lessings zu Klages hatte sich immer mehr gelockert, seit sie gemeinsam nach München gekommen waren. Klages schloß sich dem Kreis um Stefan George an, was Lessing für sich ablehnte. Entscheidender war ihre weltanschauliche Auseinanderentwicklung. Klages wurde zum „Lebensphilosophen“. Seine Anschauungen faßte er in einem Brief an Lessing zusammen:

> „»Meine Philosophie ist kurz und bündig: Der Zweck des Lebens sind die Momente, in denen wir *über die Bewußtheit unsres Ich hinauswachsen* und uns selbst abschütteln, nackt, bewußtlos, waffenlos überliefert dem Dithyrambus der Entzückung. *Der Zweck des Daseins ist die Trunkenheit der Seele*. Der Vernunfttod im Freudenstrudel. Hinsterben im Rausch des Schauens, im Rausch gewaltiger Taten oder im Rausch leidenschaftlichen Erkennens. Das ist Daseinsziel...«“[102]

101 Lessing, Gerichtstag, S. 397.
102 Lessing gibt diese Briefstelle wieder in Einmal, S. 380.

Daß und aus welchen Gründen Lessing sich auf einen solchen Ansatz nicht einlassen wollte, ist bereits erläutert worden (vgl. Kapitel 3.2 und 3.4). Verschlimmert wurde die Entfremdung der „Blutsbrüder“ dadurch, daß die Lebensmetaphysik bei Klages sich mit einem aggressiven Antisemitismus zu verschwistern begann:

> „Ein Ringkampf feindlicher Dioskuren hub an, deren einer zum Geiste hin, deren anderer vom Geiste fort wollte, bei gemeinsamer Erkenntnis der Lebenswunde.“[103]
>
> „Seine [Klages'] gewaltige Anhimmelung des »Lebens« verbarg einen geheimen Haß gegen moralische Werte und deren Träger, den Geist. Urbild des lebensfeindlichen Auswertens und Bemäkelns aber ward ihm: der Jude. Und wenn er »Jude« sagte, dann meinte er – mich. Sein Denken war wider die Moral, diesen »Ausdruck schlechten Blutes« [und?] wurde allmählich zur Rebellion gegen den Freund. Im Alter nannte er sein Werk: »Der Geist als Widersacher der Seele«, damals hätte er es heißen können: »Ludwig Klages überwindet Theodor Lessing.«“[104]
>
> „Es blieb also dabei: Seit 1900 etwa galt in der Klagesschen Begriffswelt »der Jude« als die lebenspolare und gegenlebige Bosheitsgewalt. Und damit kehrte sich (was mich immer wieder beunruhigt und geistig gestachelt hat), *die von mir überkommene Begriffswelt in meinem nächsten Menschen gegen mich!* Denn ich selber hatte ihn ja gelehrt, daß der »Geist der Parasit am Leben« sei und daß das wache Bewußtsein und Wollen ein Ergebnis der Not und der Lebenshemmung sei. Und nun wurde diese Wahrheit, die bei mir nur *psychologisch* fundiert war, von ihm gleichsam *metaphysisch substanziert* und jene lebenspolare wie Klages sagte: molochitische Gewalt wurde gleichgesetzt mit dem »Jüdischen«. ... Gehässig war endlich auch der Wahn, daß der »Untergang der Erde am Geist« eben nichts anderes sei als »der Sieg des Semitentums« über die arischen Völker. ... Diese Klagessche Stellungnahme kehrt sich also gegen das Judentum und mithin auch gegen *mich*.“[105]

Klages suchte nur nach einer Gelegenheit, um den Bruch mit Lessing herbeizuführen. Diese war gekommen, als Lessing ihm ankündigte, er wolle mit Maria zusammenleben. Klages und Maria „fühlten weit aneinander vorbei“,

---

103 Ebda., S. 327f.
104 Ebda., S. 332.
105 Lessing, Klages, S. 422f.

wie Lessing es vorsichtig ausdrückt. Klages schrieb ihm einen Abschiedsbrief: »Wir beide wissen seit lange von der Entfremdung unsrer Seelen« und: »Ich wünsche, daß von jetzt ab unsre Wege sich trennen«. Lessing konnte es nicht fassen und suchte Klages in dessen Wohnung auf. Dieser herrschte ihn an: »Du bist ein ekelhafter, zudringlicher Jude« und wies ihm die Tür. Beide sind sich nie wieder begegnet[106].

Zu dieser ersten entscheidenden Erfahrung mit dem Antisemitismus, dem die wichtigste Freundschaft seines Lebens zum Opfer fiel, kam zum selben Zeitpunkt eine zweite hinzu. Maria Stach von Goltzheims hochadelige Familie mißbilligte ihre Verbindung mit einem „bürgerlichen Juden“ derart, daß sie enterbt und verstoßen wurde. Nachdem kurz zuvor Lessings finanzieller Rückhalt zusammengebrochen war, stand nun auch von dieser Seite nichts mehr zu erwarten. Das junge Ehepaar stürzte in Armut. Dieser massive Druck führte bei Lessing zu einer Trotzreaktion. Er trat wieder zum Judentum über und entdeckte den Zionismus für sich[107]:

> „Ich wurde nun zwar an meiner deutschen Wesensart nicht irre, aber ich empfand es als geschmacklos, deutsch sein zu *wollen*; ich fühlte ja, daß man mich abdrängte und ausstieß. ... Ein Mädchen aus altem Preußenadel schenkte dem namenlosen Studenten fanatische Leidenschaft und verließ, als ihre Militär- und Junkersippe, stolz auf Verwandtschaft mit dem Hohenzollernhaus, die bürgerliche und judenblütige Verbindung ablehnte, folgerichtig ihre ganze alte Tradition. Wir beide wurden nun Freiwild.- Alles arbeitete daran, um uns auseinanderzubringen. Die Folge davon war, daß meine junge Frau und ich, allen zum Trotz, begeisterte »Zionisten« wurden, daß unsre Kinder jüdische Namen bekamen, und daß ich nunmehr erst offiziell zum Judentum übertrat oder besser zurücktrat. Ich bin ihm hinfort treu gewesen; aber daß ich das mit Kritik tat, als ein unerbittlicher Geißler jüdischer Entartung (zumal in der Welt schönen Schrifttums), das hat

106 Vgl. Lessing, Einmal, S. 382f.

107 Zu dem Schluß, die Zurückweisung durch Klages und Marias Familie hätten Lessings Wendung hin zu einer Akzeptanz seiner jüdischen Herkunft verursacht, kommen auch Baron, S. 331f. und S. 338f. sowie Hieronimus, S. 54. Ruth Pierson erkennt zwei Hauptwege, auf denen deutsche Juden zum Zionismus fanden: Entweder sie kamen aus einem traditionellen religiösen Hause oder sie hatten einschneidende Erfahrungen mit dem Antisemitismus machen müssen, vgl. Pierson, S. 155f.

> mich hüben und drüben fremd gemacht und mir Feinde links wie rechts zugetragen.“[108]

Theodor Lessings Einstellung zum Judentum in seiner „zweiten Lebensphase“ (vgl. Kap. 2), jene merkwürdige Identität als „Zionist mit deutscher Wesensart“ und „Geißler jüdischer Entartung“, soll im folgenden Kapitel analysiert werden.

4.3 Zionist und „Geißler jüdischer Entartung“ – Theodor Lessings Haltung zum Judentum zwischen 1900 und 1914

> „Welch ein Mensch wäre wohl der, dem das Wort ‘ich bin ein Jude’ nicht aus sicherem Stolze flösse?“[109]

Kann die Lebensgeschichte eines Mannes, der solches schrieb, als „authentisches Dokument der jüdischen Selbstverwerfung“ gelten? Man verspürt Unbehagen bei diesem Urteil Hans Mayers[110], und dennoch schrieb Theodor Lessing diesen Satz „zur Abwehr“, denn schon zu Lebzeiten mußte er sich mit dem Vorwurf auseinandersetzen, ein „jüdischer Antisemit“ zu sein.

Dieses zähe Fehlurteil über Lessings Einstellung zum Judentum, welches bis in die Konversationslexika vorgedrungen ist (vgl. Einleitung), speist sich aus zwei Quellen: zum einen aus einer Artikelserie unter dem Titel „Eindrücke aus Galizien“, die Lessing 1909 in der *Allgemeinen Zeitung des Judentums* veröffentlichte[111], zum anderen aus einer Polemik gegen den jüdischen Literaturkritiker Samuel Lublinski, die ein Jahr später in der *Schaubühne* erschien[112]. Beide Vorgänge hängen eng miteinander zusammen und offenbaren einen in sich schlüssigen Blickwinkel Lessings auf die Judenheit des Ostens und des Westens, welcher weit davon entfernt ist, mit der Simplifizierung „jüdischer Antisemitismus“ korrekt erfaßt zu werden. Ziel dieses Kapitels ist es, darzustellen, wie sich sowohl sein „Zionismus“ als auch seine

---

108 Lessing, Gerichtstag, S. 397.

109 Theodor Lessing, Galizien. Zur Abwehr, in: Allgemeine Zeitung des Judentums, Nr. 7 (1910), S. 77f., hier S. 77.

110 Außenseiter, S. 419.

111 Theodor Lessing, Eindrücke aus Galizien, in: Allgemeine Zeitung des Judentums, Nr. 49 (1909), S. 587f., Nr. 51 (1909), S. 610f., Nr. 52 (1909), S. 620-622, Nr. 53 (1909), S. 634f.

112 Theodor Lessing, Samuel zieht die Bilanz, in: Die Schaubühne, 6. Jahrgang (1910), Nr. 3, S. 65-73.

Kritik an verschiedenen Aspekten jüdischen Lebens widerspruchsfrei aus Lessings Weltanschauung zwischen der Jahrhundertwende und dem Ersten Weltkrieg entwickeln lassen.

Im letzten Kapitel wurde erläutert, daß Lessing als Reaktion auf massive antisemitische Erfahrungen um die Jahrhundertwende „erst offiziell zum Judentum übertrat oder besser gesagt zurücktrat“[113].

> „Andererseits wußte ich ja aber fast nichts vom Judentum, hatte nur wenige Male und nur aus Neugier einen Tempel betreten und hatte nicht einmal das hebräische Alphabet gelernt. Da hörte ich um 1900 zum erstenmal von »Zionismus« und stieß auf ein selbstbetontes, würdebereites Prinzip.“[114]

Der Zionismus war für Lessing demnach eine Ideologie, deren Übernahme es ihm erlaubte, den zuvor erfahrenen Demütigungen selbstbewußt die Stirn zu bieten[115]. Obwohl Lessing (zu einem leider nicht genau feststellbaren Zeitpunkt) auch in eine kleine linkszionistische Partei („Poale Zion“) eingetreten ist (vgl. dazu Kap. 4.4), sollte sein Bekenntnis zum Zionismus nicht als politisch motiviert, sondern als eine Solidaritätserklärung mit einem Prinzip verstanden werden, das für ihn in erster Linie *psychologisch* befriedigend war[116]. Er selbst hat beispielsweise nie eine Auswanderung nach Palästina erwogen[117]. Auf diesen Umstand spielt vielleicht Hans Mayer an, wenn er schreibt, Lessings Zionismus sei „emphatisch, doch folgenlos“ gewesen[118]. Jedoch sollte man bedenken, daß sich die Stärke einer Überzeugung immer an dem Preis mißt, den man zu zahlen dafür bereit ist. Lessings Protest gegen die Anweisung von Hermann Lietz, im Landschulheim Haubinda keine jüdischen Schüler mehr aufzunehmen (vgl. Kap. 2), zeigt, daß seine jüdische Herkunft, die er in seiner Jugend als Belastung empfunden hatte, für ihn bis zu diesem Zeitpunkt so sehr zu einer identitätsbildenden Komponente ge-

113 Lessing, Gerichtstag, S. 397. In *Deutschland und seine Juden*, S. 5, schreibt Lessing: „Ich war 24 Jahre alt, als ich, aus christianisierter und nicht mehr reinblütiger Familie bewusst ins Judentum zurücktrat.“ Ganz abgesehen davon, daß seine Eltern nicht zum Christentum konvertiert waren, setzt Lessing hier den Vorgang seiner eigenen Rückorientierung auf das Judentum um vier Jahre zu früh an.

114 Lessing, Gerichtstag, S. 397.

115 Vgl. auch Baron, S. 331f.

116 Vgl. auch Poetzl, S. 221f. Diese „therapeutische Kraft“ des Zionismus haben viele Zeitgenossen Lessings betont, vgl. Pierson, S. 213f.

117 Vgl. Stern, in: Lessing, Wortmeldungen, S. 47.

118 Mayer, Außenseiter, S. 421.

worden war, daß er sie nicht nur nicht mehr verleugnete, sondern durch ihre Betonung sogar seine Arbeitsstelle riskierte und 1904 ja auch tatsächlich verlor. Dieses neugewonnene jüdische Selbstwertgefühl dankte er dem Zionismus.

Parallel zu seiner „Begeisterung" für den Zionismus „allen zum Trotz"[119] begann Theodor Lessing nach der Jahrhundertwende, sich mit seinem jüdischen Erbe auseinanderzusetzen. In einem Zeitungsaufsatz aus dem Jahr 1923 offenbart er profunde Kenntnisse des Jiddischen[120]; ebenso hat er den Talmud gelesen[121]. Vermutlich hat Lessing sich diese Bildungsinhalte in den Jahren zwischen 1900 und 1910 angeeignet[122]; in dieser Zeit erforschte er auch seine jüdische Ahnenreihe, die er bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgte[123].

Im Jahr 1906 führte ihn eine Vortragsreise nach Polen, und er ergriff die Gelegenheit, die Ghettos der galizischen Juden zu besuchen[124]. Drei Jahre später veröffentlichte Lessing seine „Eindrücke" in der liberalen[125] *Allgemeinen Zeitung des Judentums* und löste damit unter der Leserschaft einen Sturm der Entrüstung aus. Man warf ihm vor, sich mittels antisemitischer Bekundungen eine Professur erschleichen zu wollen[126]. Es erschien sogar eine Broschüre zur Verteidigung der galizischen Juden gegen die Lessing'schen „Angriffe"[127]. Tatsächlich druckten einige antisemitische Zeitungen Auszüge aus Lessings Bericht nach[128].
Was die Empörung der jüdischen Leserschaft sowie die Häme der Antisemiten auslöste, war Lessings zum Teil drastische Wortwahl in der Beschrei-

119 Vgl. das am Ende von Kap. 4.2 angeführte Zitat.
120 Vgl. Theodor Lessing, Deutsche Vergangenheit bei Juden, in: Prager Tagblatt, 08. 04. 1923.
121 Vgl. z.B. Lessing, Untergang, S. 266.
122 Bereits 1910 war er in der Lage, Theaterstücke auf Jiddisch zu verstehen, vgl. Theodor Lessing, Jiddisches Theater in London, in: Die Schaubühne, 6. Jahrgang (1910), Nr. 17, S. 451-455, Nr. 18, S. 481-486.
123 Vgl. Marwedel, Lessing, S. 113f.
124 Vgl. Lessing, Eindrücke, S. 587. Seine Bemerkung: „Seit früher Jugend hatte ich den Wunsch, Galizien zu sehen", vgl. ebda., erscheint angesichts unserer Ergebnisse aus Kap. 4.2 nicht sehr glaubhaft.
125 Vgl. Poetzl, S. 196.
126 Lessing bilanziert die Angriffe in *Galizien. Zur Abwehr*, S. 77.
127 Binjamin Segel, Die Entdeckungsreise des Herrn Dr. Theodor Lessing zu den Ostjuden, Lemberg 1910.
128 Vgl. Lessing, Galizien. Zur Abwehr, S. 77. Er nennt: „Die Tägliche Rundschau, die Post, die Staatsbürgerzeitung, das Deutsche Volksblatt und andere".

bung der galizischen Juden. Die dahinterstehende Absicht blieb den meisten Lesern verborgen und erschließt sich in der Tat erst aus der Kenntnis von Lessings Weltanschauung und Philosophie heraus. Wir wollen seinen Artikel nunmehr in einiger Ausführlichkeit analysieren:

„Meine erste Begegnung mit einem polnischen Juden kam mir sehr teuer zu stehen", mit diesem Satz beginnt Lessing seinen Bericht[129]. Kurz gesagt, wurde er um Geld betrogen, eine „unglaubliche Unverschämtheit"[130]. Seither stand er allen galizischen Juden mißtrauisch gegenüber und kam so „aufs allerbeste mit ihnen zurecht"[131].

Die „Judenstadt in Krakau" fand Lessing „armselig, unendlich schmutzig und elend", eine Zusammenballung von „Krankheit, Dumpfheit, Degeneration"[132]. Er sah fast nur „kranke, verhungerte, versehnte Gesichter; krumme, schiefe Gestalten, bleiche Wangen, krumme Rücken"[133]. Das allen gemeinsame Hauptcharakteristikum sei eine gespannte Aufmerksamkeit, eine „innere Defensive" mit den Ausprägungen: „spähende, vigilante Neugier", Mißtrauen, Vorteilssuche und Verteidigungshaltung[134]. Die Wohnungen der Ostjuden seien „Löcher", stickig und unreinlich[135]; ihr Gottesdienst, den Lessing besuchte, ein „gräßliches Brüllen und Näseln"[136]. Einige gebärdeten sich „wie wilde Tiere", „(a)lles näselte und gestikulierte auf eigene Faust"[137]. Die Teilnehmer erschienen Lessing wie „Maniaken"; ihm wurde übel, und er mußte hinaus[138].

„(G)arnicht selten unter den polnisch-galizischen Juden" fände man „gemeine, gefühllose und schamlose Gesichter, Gesichter von bodenloser Frechheit und unverschämtester Zudringlichkeit"[139]. Die „ruchloseste Prostitution" sei an der Tagesordnung. Väter priesen die Vorzüge ihrer Töchter „mit echtem Vaterstolz". Nirgends blühe der Mädchenhandel so wie bei den

129 Lessing, Eindrücke, S. 587.
130 Vgl. ebda.
131 Vgl. ebda.
132 Vgl. ebda.
133 Vgl. ebda., S. 611.
134 Vgl. ebda., S. 587
135 Vgl. ebda., S. 588 u. S. 620.
136 Vgl. ebda., S. 588.
137 Vgl. ebda.
138 Vgl. ebda., S. 611.
139 Vgl. ebda., S. 622.

Ostjuden. Überhaupt sei bei ihnen die alttestamentarische Form des Patriarchats erhalten geblieben, und Frauen hätten überhaupt keine Rechte[140].

Dies ist die eine Seite von Lessings Reisebericht, sozusagen die negative. Auch wenn wir im folgenden zeigen werden, daß er mit seinem Artikel letztlich eine durchaus konstruktive Absicht verfolgte, so bleibt unverständlich, warum er im Verfolg dieser Absicht so penetrant und unter Verwendung so vieler Superlative auf der „Schmutzigkeit" und körperlichen „Degeneration" der Ostjuden „herumreiten" mußte. Die oben angesprochenen Reaktionen erscheinen vor diesem Hintergrund verständlich.

Die „konstruktive" Seite von Lessings Galizien-Artikel soll uns folgendes Zitat aufschließen:

> „Man wird den galizischen Juden nicht gerecht werden, wenn man sie unter Voraussetzungen der westeuropäischen Kultur mit dem Maßstabe westeuropäischer Ethik betrachtet. Daß in den armseligen Elends-Nestern dieser halbgebrochenen, in Not und Leiden starr gewordenen Menschen ein entsetzlicher physischer und moralischer Schmutz nistet, das muß sich der Lage nach von selber verstehen. Aber es bleibt bewundernswert, daß all dieser Verkommenheit dennoch immer ein eigenartig intellektuelles Gepräge, ein Stempel der Geistigkeit, ich möchte fast sagen, ein moralisches Air anhaftet."[141]

In diesem Zitat erkennt man unschwer den Grundgedanken von Lessings „Philosophie der Not". Die Not des Ghettos hat die galizischen Juden zu dem gemacht, was sie sind. Sie ist einerseits verantwortlich für ihre physische und moralische „Degeneration", andererseits aber auch für ihre außergewöhnliche „Geistigkeit" und ihr „moralisches Air". Denn die Not treibt den „Geist" hervor (vgl. Kap. 3.4), und darunter fällt zum einen Intellektualität, zum anderen Moralität[142]. Es besteht nur ein scheinbarer Widerspruch darin, daß Lessing die Ostjuden einerseits für unmoralisch, andererseits für moralisch

140 Vgl. dazu ebda., S. 634f. Die deutsch-jüdische Frauenbewegung, die sich seit 1904 im „Jüdischen Frauenbund" organisiert hatte, stand den Ostjuden in der Tat ablehnend gegenüber, vgl. Silbermann, S. 353.

141 Lessing, Eindrücke, S. 622.

142 Auch Franz Oppenheimer führte in seiner Autobiographie die von ihm konstatierte hohe Intellektualität der Juden, welche er ebenfalls als „ungesund" empfand, auf die Not des Ghettos zurück, vgl. Pierson, S. 96f.

erklärt[143]. Sie sind nicht moralisch im „westeuropäischen“ Sinne und zwar deshalb nicht, weil sie es sich nicht leisten können (ganz im Sinne des Brecht-Wortes: „Erst kommt das Fressen, dann die Moral“). Aber ihnen haftet trotzdem ein „moralisches Air“ an, welches im Pochen auf die religiösen Gebote und in der strikten Einhaltung bestimmter sozialer Normen seinen Niederschlag findet.

> „Ein Mann, der in seinem Privatleben alle religiösen Gebote aufs strengste festhält, der musterhaft für seine Familie besorgt ist, findet nicht das geringste darin, etwa seine Tochter für eine größere Geldsumme fortzugeben.“[144]

Neben ihrer „moralischen Größe“ wird Lessing nicht müde, auch das außergewöhnlich hohe intellektuelle Niveau der galizischen Juden zu betonen[145]. Die Parallelität, welche er zwischen dem „Typ des Ghettojuden“ und sich selbst aufbaut, ist unübersehbar: Auch er selbst wurde durch die in seinem Elternhaus erfahrene Not „geistig wach“ und war „beständig moralisch entrüstet“ (vgl. Kap. 3.2). Erinnert sei daran, daß er diese Entwicklung als gegen seinen „eigentlichen Wesenskern“ gerichtet empfand, welchem leidenschaftliches Erleben näher gestanden habe. Das „Denkenmüssen, Auswertensollen und Wahrseinwollen“ nagte an ihm „wie ein Krebs am Leben“. Während er in seiner ersten Lebenshälfte den Ausweg aus diesem für ihn tragischen Dualismus zwischen „Leben“ und „Geist“ eher in Richtung auf das „Leben“ sah, sich Ausschweifungen hingab und seine Identität als „deutscher Dichter“ entwickeln wollte, gelangte er in seiner zweiten Lebenshälfte dahin, trotz gelegentlicher Anflüge von Melancholie die Unvermeidbarkeit der zunehmenden „Vergeistigung“ der Erde zu betonen und die Notwendigkeit dieses Prozesses für das Überleben der Menschheit wenn nicht zu begrüßen, so doch stoisch zu akzeptieren.

Es ist nötig, sich dies zu vergegenwärtigen, weil Lessings Ansichten über das Wesen des Judentums, über seine Probleme und Aufgaben, genau hieran anknüpfen und genau dieselbe Entwicklung durchlaufen wie Lessings Einstellung zu dem Problem „Leben“ versus „Geist“. Denn das jüdische Volk ist

---

143 „Ich habe den Typ des Ghettojuden als moralisch depraviert hingestellt, aber habe zugleich auch gesagt, daß seine moralische Größe ihn bis heute trägt“, Lessing, Galizien. Zur Abwehr, S. 77.

144 Ebda., S. 634.

145 Lessing, Eindrücke, S. 588 u. S. 634.

für ihn genau das, was er persönlich auch ist: eine lebensursprüngliche Wesenheit, die aus der Not heraus zur „Vergeistigung“ verurteilt wurde[146]. Deshalb flößten ihm seine Erfahrungen in Galizien zuletzt „eine große Liebe, ja geradezu Verehrung und Ehrfurcht vor dem Volkskern der galizischen Juden ein“[147]. In einem anderen Aufsatz über Ostjuden schreibt er:

> „Welche Menschen! welche Menschen! Ich werde mein Lebtag nicht klug werden aus diesem Volk, das mir im tiefsten Herzen oft fatal ist, und dem ich in einem noch tiefern mich untrennbar verbunden fühle!“[148]

Bei den Ostjuden erkennt Lessing eine „Mischung von trockenster, nüchterner Verständigkeit mit unsinnigstem Aberglauben und mystisch-finsterem Fanatismus“[149]. Insofern sind sie noch nicht völlig „verkopft“ und haben den assimilierten Juden des Westens, als deren symbolischen Vertreter Lessing alsbald Samuel Lublinski aufs Korn nehmen sollte (s.u.), etwas voraus. Allerdings befänden sich auch die Ostjuden auf einem für sie verhängnisvollen Weg, denn in ihren Talmud-Thora-Schulen seien die Lerninhalte „gegenstandslose Gedankenjonglierkunst“, die „kaum irgendeine Beziehung zur praktischen, konkreten Welt“ habe[150].

> „Aber unmittelbar neben dieser kritisch zerpflückenden, zersetzenden Art der Dialektik um der bloßen Dialektik willen, neben der vergeistigten Intellektualität, der keine anschauliche Einzelheit konkreter Sinnlichkeit zugrunde liegt, steht doch wieder ein fanatisch wildes, früh aufgeregtes, leidenschaftliches und vor allem tief soziales Gefühlsleben.“[151]

---

146 Da Lessings Konzeption vom Wesen des Judentums erst in seinen späteren Schriften ausführlich dargelegt wird, wollen wir dieser Aussage erst im nächsten Kapitel Substanz verleihen.

147 Lessing, Eindrücke, S. 587.

148 Theodor Lessing, Jiddisches Theater in London, S. 486. Noch einmal in seinem späteren Leben hat es Lessing mit galizischen Juden zu tun bekommen, nämlich während des Ersten Weltkrieges, als er in einem Lazarett Dienst tat, in das Juden eingeliefert wurden, die im russischen Sold gestanden hatten. „Der Doktor da is e Jüd“, riefen sie ihm zu, aber aus seiner distanzierten Beschreibung klingt keine landsmannschaftliche Verbundenheit zu ihnen heraus, vgl. Lessing, Das Lazarett, S. 366-369 (geschrieben 1929). Sie „merkten, daß sie auf Erden keinen Freund hatten. Aber das fühlten sie nicht: Auch der deutsche Mensch hatte auf Erden keinen Freund“, ebda., S. 369.

149 Lessing, Eindrücke, S. 620.

150 Vgl. ebda.

151 Ebda.

Die Ostjuden sieht Lessing also – wie sich selbst – aus „Leben“ und „Geist“ gemischt. Und genau wie in bezug auf seine eigene Person hält er diese „Mischung“ für instabil in dem Sinne, daß sich eine Seite durchsetzen muß[152]. Welche Seite er der Judenheit als richtungsweisend *anempfiehlt*, diese Position hat im Verlauf seines Lebens einer Wandlung unterlegen, ganz genau wie seine persönliche Einstellung zu dem Dualismus „Leben“ versus „Geist“ (s.o.). In dem Zeitraum, den dieses Kapitel behandelt, war Lessing noch stark von seinen Jugendidealen beeinflußt. Naturverbundenheit, Gesundheit und Kraft, Hingebung an den „Bilderreigen des Lebens“, also alles das, was für ihn das „Germanentum“, das „Deutschtum“ ausmachte und für ihn in Ludwig Klages Gestalt gewonnen hatte (vgl. Kap. 4.2.2), erschien ihm auch für die (Ost)Juden vorbildlich zu sein[153]. So schreibt er, diese müßten ihre „Striemen und Narben“ „in Sonne und Luft“ ausheilen können[154] und stellt der „Schar blasser Knaben“ in den Talmud-Thora-Schulen den „germanische(n) Knabe(n)“ gegenüber, der „beim Turnen in der Betätigung körperlicher Kraft und Geschicklichkeit seine beste Jugendfreude erlebt“[155]. Er schließt seinen Aufsatz mit folgenden Worten:

> „Es bedürfte einer starken, mächtigen Hand, einer konsequenten, sozialen Sanierung, um aus galizischen und polnischen Juden neue Volkskräfte zu wecken. Freilich nicht Kräfte physischer Art. Denn es wird vieler Generationen bedürfen, um diese durch Inzucht und Naturentfremdung, im zusammengepferchten Leben enger Ghettos degenerierte Menschenrasse körperlich neu zu heben. Wohl aber ein ganz neues Aufleben geistiger und moralischer Werte, die in den Jahrhunderte hindurch geübten Hirnen armer verworfener Menschen leben.“[156]

> „In Pinne, Samter und Krotochin hocken viel arme kleine Jüngelchen. Sie sind sehr begabt, denn ihr Gehirn hat so wie deins seit zwei Jahrtausenden sich nicht ausgeschlafen. Ihre Mägen aber sind so hungrig wie deiner, darum arbeiten sie sich ein ins Bankfach oder in die Wäschekonfektion oder aber in die Jurisprudenz oder auch in die Literatur. Und da ziehen sie nun eben überall die Bilanz. Und es

152 Vgl. die in Kap. 3.2 zitierte Formulierung aus Lessing, Einmal, S. 134.
153 Vgl. auch Poetzl, S. 226f.
154 Vgl. Lessing, Galizien. Zur Abwehr, S. 77.
155 Vgl. Lessing, Eindrücke, S. 620.
156 Ebda., S. 635.

> geschieht selten, daß ein Mensch eigen erfährt und abseits von den andern leidet.“[157]

Dieses Zitat stammt schon aus der zweiten Hauptquelle, mit deren Hilfe wir Lessings Haltung zum Judentum zwischen 1900 und 1914 untersuchen wollen, seiner Polemik gegen den Literaturkritiker jüdischer Herkunft „Samuel Lublinski ... aus Pinne in Posen“[158]. Die Kontinuität im Denken ist gegenüber dem Galizien-Artikel unschwer zu erkennen: Lublinski ist aus Lessings Sicht ostjüdischer Herkunft. Auch *sein* Gehirn ist „durch die Jahrhunderte hindurch geübt“ bzw. hat sich „seit zwei Jahrtausenden nicht ausgeschlafen“, was eine Metapher dafür ist, daß die Ostjuden sich in ihrer jahrhundertealten Not immer mehr zum „Geist“ hin entwickelt haben (s.o.). Genaugenommen, trifft dies nicht nur auf die *Ost*juden, sondern auf alle Juden zu. Das obige Zitat ist einer Passage entnommen, in der Lessing einen angeblichen Traum schildert, worin eine Stimme zu ihm spricht. Es wird ersichtlich, daß auch sein eigenes Gehirn sich nicht hat „ausschlafen“ können, daß auch sein eigener Magen „knurrt“, daß er im Prinzip vor demselben Problem steht wie Lublinski. Diesem Problem könne man sich aber auf unterschiedliche Art und Weise stellen – und hier knüpft Lessings Kritik an Lublinski an, den er gar nicht als Individuum angreift, sondern als Repräsentanten oder Symbol des von ihm sogenannten „espritjüdische(n) Typus“[159].

Der „espritjüdische Typus“ unterscheidet sich für Lessing vom „Typ des Ghettojuden“ (s.o.) nur in einer (allerdings folgenschweren) Hinsicht: Der „Espritjude“ hat das Ghetto verlassen, um „Erfolg“ zu haben; Erfolg im Bankwesen, in der Wäschekonfektion, der Jurisprudenz oder Literatur. Erinnert sei daran, daß Lessing nichts so sehr verachtete, wie Erfolg, Macht und Geld (vgl. Kap. 4.2.1.1). Er verachtete das Streben nach diesen Zielen gerade bei den assimilierten Juden, weil er darin eine neue Qualität an „Degeneration“ erblickte. Die „Ghettojuden“ seien körperlich „degeneriert“ – dafür können sie nichts. Schließlich sind sie nicht freiwillig ins Ghetto gegangen. Ihre „Wunden“ sind keine „Schandmale“; sie „belasten niemanden als die Hände, die sie schlagen“[160]. Ferner sind sie übermäßig „vergeistigt“. Ihr Denken ist „dialektisch“, und dies ist für Lessing gleichbedeutend mit „über-

157 Lessing, Samuel zieht die Bilanz, S. 73.
158 Ebda., S. 66.
159 Ebda., S. 69, S. 71 u. S. 73.
160 Lessing, Galizien. Zur Abwehr, S. 77.

feinerte(r) Begriffsspalterei als Selbstzweck“[161]. Auch dies ist eine Folge ihrer Lebens- bzw. Notsituation. Was sie in Lessings Augen auszeichnet, ist ihr strenges Festhalten an einem traditionellen religiösen Gemeindeleben. Wie oben bereits anklang und in Kap. 4.4 näher ausgeführt wird, sah Lessing im chassidischen Judentum viele „heidnisch-mystische“ Elemente verankert, die einer völligen „Intellektualisierung“ der Gläubigen entgegensteuern würden. Vor allem aber bildeten die Ostjuden eine religiöse *Gemeinschaft*, und diese sei ein Bollwerk gegen die individualistischen Tendenzen der „europäischen Kultur“ (vgl. Kap. 3.4, dort auch zur Unterscheidung „Gemeinschaft“ – „Gesellschaft“)[162].

Aus diesem Refugium also seien die sich assimilierenden Juden herausgetreten, mit dem Ergebnis, daß sie auch die letzten Bande, die sie an das „Lebenselement“ hätten knüpfen können, abgeschüttelt haben. Als Ergebnis dieses Vorgangs sieht Lessing einen „Menschentyp“, der das diametrale Gegenteil seines Idealtyps des „deutschen Dichters“ bzw. „philosophus-poeta“ (vgl. dazu Kap. 4.2.2) ist: körperlich „degeneriert“, geistig hypertrophiert, der Natur und dem Leben entfremdet und deshalb auch unfähig, etwas Hohes, Echtes und Bedeutendes zu erfassen (zu „ahmen“) oder zu erschaffen, sich all dessen aber unbewußt und deshalb sogar noch stolz auf seine „dialektische Gedankenjonglierkunst“ – den „espritjüdischen Typus“. Wir wollen uns anschauen, wie Lessing die Elemente dieses „Typus“ am Beispiel Samuel Lublinskis durchdekliniert.

Zuvor muß die Entstehungsgeschichte von Lessings Artikel *Samuel zieht die Bilanz* kurz erläutert werden. Lessing war Lublinski in seiner Münchener Zeit einige Male begegnet. 1910 entdeckte er in einer Buchhandlung Lublinskis literaturkritische Bücher „Bilanz der Moderne“ und „Ausgang der Moderne“, welche 1904 bzw. 1909 erschienen waren, und „blätterte darin ein bischen und las ein paar Seiten“[163]. Amüsiert von deren „ahnungslose(r) Klugdummheit“[164], entschloß er sich, ein Porträt von Lublinski zu schreiben, welches er als „harmlose Karikatur“[165] verstanden wissen wollte.

---

161 Vgl. Lessing, Untergang, S. 279.

162 Lessing betonte wiederholt das hohe Maß an Solidarität und kollektivem Verantwortungsgefühl im traditionellen Judentum, vgl. z.B. Lessing, Untergang, S. 257f. u. S. 273f. Vgl. dazu auch Poetzl, S. 228-233.

163 Lessing, Samuel zieht die Bilanz, S. 72.

164 Ebda.

165 Theodor Lessing, Wider Thomas Mann, in: Die Schaubühne, 6. Jahrgang (1910), Nr.10, S. 253-257, hier S. 257.

Nun zum Aufweis der oben angeführten Elemente des von Lessing konstruierten „espritjüdischen Typus“ in seinem Artikel. Wir gehen zunächst auf den Aspekt der „körperlichen Degeneration“ ein, um danach auf den Aspekt der totalen „Vergeistigung“ und – damit einhergehend – „Blindheit“ und schöpferischen Sterilität dieses „Typus“ zu kommen.

Lublinskis Physiognomie wird von Lessing durchgängig in Diminutiven beschrieben, und oft werden diese direkt in Bezug zu Lublinskis jüdischer Herkunft gesetzt:

> „Auf ein paar ganz kurzen fahrigen Beinchen ein fettiges Synagöglein, sein Bäuchlein wie die Apsis (in der die Bundeslade verwahrt ist) weit in die Außenwelt hineingestreckt. Gleichwie ein Frosch sein Bäuchlein vorplustert, wenn er stolz tut und durch einen Tümpel schwimmt.“[166]
>
> „(D)as Männlein mauschelte sich gar naiv ins Zimmer und ließ Wortwürmlein fallen, nach links und nach rechts ...“[167]
>
> „Und das Gebürtchen knixte sich wieder rückwärts und machte neue Abschieds-Sermönchen und mauschelte mit den Beinchen und streckte gar weit sein Bäuchlein heraus ...“[168]
>
> „(D)er kleine Samuel ... (m)auschelte mit den Aermchen seine Gedanken in die Luft. ... Er kollerte wie ein Streithähnchen. ... Er käute Literatur. Er spie Wortwürmchen aus.“[169]
>
> „Er schnuffelte mir voran wie ein Hündchen nach literarischen Gelegenheiten, an denen er sein Wasser abschlagen könne.“[170]

Diesen Beispielen ließen sich noch etliche weitere anfügen. Lessings Vergleiche aus dem Tierreich, bei denen es sich ja eher um *Gleichsetzungen* Lublinskis mit Fröschen, Hündchen, Hähnchen etc. handelt, überschreiten bei weitem das, was man als „harmlose Karikatur“ gelten lassen könnte. Sie grenzen an Menschenverachtung, zumal Lessing gegen Ende seines Artikels den Ton noch einmal verschärft und Lublinski als „mißratene maurische Synagoge“ und „beweinenswerte Mißgeburt“ bzw. „Mißgebürtchen“ bezeichnet[171]. Dieser menschenverachtende Tonfall überlagert völlig Lessings

166 Lessing, Samuel zieht die Bilanz, S. 65.
167 Ebda., S. 66.
168 Ebda.
169 Ebda., S. 67.
170 Ebda., S. 69.
171 Alle Zitate ebda., S. 72.

„konstruktive Absicht“, die darin bestand, die Assimilation als psychosoziale Fehlentwicklung für die Judenheit zu „geißeln“[172]. So hat Lessing es sich selbst zuzuschreiben, daß sein Artikel ebenso wie die *Eindrücke aus Galizien* unverstanden geblieben ist und ihm wiederum scharfe Kritik, diesmal von seiten Thomas Manns, eingebracht hat. Mann brach eine Lanze für Lublinski, weil er von ihm einst „*gescheit* gelobt“ worden war und weil er „aus unmittelbarer Erfahrung“ wußte, daß Lublinski „die idiotische Charge nicht ist, die ein niedriges Ressentiment aus ihm machen möchte“[173]. Mann kannte Lublinski als „einen ernsten, ja starren und nicht ohne Mißtrauen auf seine Würde bedachten Menschen, der sich die Zunge zerbisse, ehe er das ranzige Geschwätz, das Herr Lessing ihm zulügt, über seine Lippen brächte“[174].

Lessing hat später zugegeben, es bei der Beschreibung des „empirischen“ Samuel Lublinski mit der Wahrheit nicht so genau genommen zu haben[175]. In seiner Bemerkung, Lublinski sei für ihn lediglich ein „Zufalls-Transparent“ gewesen[176], bestätigt Lessing unsere o.a. These, es sei ihm gar nicht um einen persönlichen Angriff auf Lublinski gegangen, sondern um einen Angriff auf die im Kontext seiner Weltanschauung mit ihrem Hauptgegensatz „Leben“ – „Geist“ kritikwürdige „espritjüdische Entartung“. (Ein Vorbild war ihm dabei gewiß Nietzsches Polemik gegen David Strauß in den *Unzeitgemäßen Betrachtungen*[177].) Daß Lessing es sich zu diesem Zweck herausnahm, ein Individuum als Zielscheibe zu wählen und selbst vor einer Verzerrung von dessen Eigenschaften nicht zurückschreckte, hängt mit seiner „Ahmungslehre“ und „Charakterologie“ zusammen. Lessing glaubte sich nämlich im Besitz jener „magisch-mystischen Befähigung“ (vgl. Kap. 3.3),

172 Vgl. dazu auch Poetzl, S. 133-137 u. S. 235-249.

173 Thomas Mann, Der Doktor Lessing, in: Thomas Mann, Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Band XI, Reden und Aufsätze, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1974, S. 719-725, hier S. 723.

174 Ebda., S. 722.

175 Lessing, Wider Thomas Mann, S. 255f.

176 Ebda., S. 256.

177 „Minder gewaltig als die zweite ‘Unzeitgemäße’ war die ihr vorausgehende Schrift über Strauß, welche weniger gegen einen bestimmten einzelnen Menschen, als gegen einen unausrottbaren Typus geschrieben war, welcher eben am wirksamsten gezeigt werden konnte, an dem Zufallsbeispiel des im neuen deutschen Reiche am meisten geachteten und einflußreichsten Schriftstellers. Nietzsche nannte den Typus mit einem Wort von Johannes Scherr: den ‘Bildungsphilister’. Er hat ihn unsterblich verlächerlicht“, Theodor Lessing, Nietzsche, München (Berlin), 1985 (1925), S. 30. Vgl. dazu auch das Nachwort von Rita Bischof, ebda., S. 135-137.

die es ihm ermöglichen sollte, unmittelbar Lublinskis Wesen zu erfassen. Da letzterer für Lessing ein typischer Repräsentant des „Espritjuden“ war, mußte eine solche „Wesensschau“ die o.a. Elemente des „espritjüdischen Typus“ zutage fördern, auch wenn Lublinski in der Sphäre der „réalité“ anders erscheinen mochte[178]. „Durch sein [Lublinskis, d. Verf.] reinlich, redlich Gebein ... glaubte ich zu erspähen, was ich harmlos ehrfürchtig niederschrieb in jener fröhlichen Groteske: Samuel zieht die Bilanz“, verteidigt sich Lessing gegen Thomas Mann und macht geltend, daß dies der Inhalt jeglicher Karikatur und Satire sei[179]. Aber Mann erkennt in Lessings Porträt den „tieferen Sinn“ nicht, oder er erkennt die Absicht, spricht Lessing aber das Recht ab, durch eine derart ehrverletzende Darstellung eines Einzelnen die Wesensmerkmale eines „Typus“ aufdecken zu wollen. Seine Zurechtweisung Lessings übertrifft dessen Artikel allerdings an Schärfe, verletzender Absicht und verletzender Wirkung um einiges. Es sind nicht nur verbale Entgleisungen (mit deutlich antisemitischem Unterton) der folgenden Art:

> „Wer im Glashause sitzt, lehrt das Sprichwort, sollte nicht mit Steinen werfen; und wer sich als Schreckbeispiel schlechter jüdischer Rasse durchs Leben duckt, verrät mehr als Unweisheit, verrät schmutzige Selbstverachtung, wenn er sich für Pasquille bezahlen läßt, deren drittes Wort >mauscheln< lautet. Im Stile des wildgewordenen Provinz-Feuilletons über den »espritjüdischen Typus« zu satirisieren, steht prächtig dem zu Gesicht, der selber in aller Welt nichts weiter als das schwächste und schäbigste Exemplar dieses in einigen Fällen doch wohl bewunderungswürdigen Typus vorzustellen vermag!“[180]

Viel tiefer dürfte es Lessing getroffen haben, mit welcher psychologischen Einfühlsamkeit Thomas Mann alle Lebenswunden Lessings herausspürt und mit welchem understatement und mit welcher Formulierungskunst er Salz in diese Wunden streut. Lessings Liebesentzug im Elternhaus wird touchiert[181], ebenso sein zum Scheitern verurteilter Assimilationsversuch an das „Germa-

178 Vgl. dazu Hieronimus, S. 25f. Hieronimus weist auch darauf hin, daß Lessings ob seiner Weitsicht heute vielgerühmter und -zitierter Hindenburg-Artikel, der seinerzeit allerdings genauso scharfe Reaktionen provoziert hat wie sein Lublinski-Porträt (wenn auch bei einem anderen Personenkreis), auf derselben methodischen Grundlage, nämlich der Ahmungslehre beruht, vgl. ebda., S. 37.

179 Lessing, Wider Thomas Mann, S. 256.

180 Mann, S. 724.

181 „Es ist nicht zu sagen, wo überall Herrn Lessings Wiege gestanden haben könnte, gesetzt, daß er eine gehabt hat“, Mann, S. 724.

nentum“[182]. Die Tatsache, daß Lessings Frau ihn verlassen hat und daß Mann die Umstände der Trennung kennt, wird gerade eben so angedeutet[183]. Lessings berufliche Mißerfolge bleiben nicht unerwähnt[184], auch nicht der für Lessings Identitätsbildung besonders schmerzliche Mangel an dichterischer Begabung[185]. Lessing, der einmal von sich behauptet hat, er habe „nichts gelernt, als gutes Deutsch schreiben“[186], mußte sich durch Manns brillantes Pamphlet in seinem Seelenkern bloßgestellt und – nüchtern betrachtet – auf seinem ureigensten Feld, der Schriftstellerei, überspielt fühlen. Daß ihm also die tiefstmögliche Kränkung zugefügt wurde, erklärt wohl, daß er (gegen seine sonstige Art) Mann zum Duell aufforderte, was von letzterem aber abgelehnt wurde[187].

In *Gerichtstag über mich selbst* schreibt Lessing:

> „Wirklich wehgetan und meine äußere Existenz fast vernichtet hat aber nur *eine* Feindschaft, die an versteckter Bösartigkeit und verhohlener Giftigkeit nicht ihresgleichen hatte; die des schon damals berühmten Schriftstellers Thomas Mann, zu dem seit etwa 1903 allerlei Beziehungen bestanden hatten. Was er mir in zähester Geltungswilligkeit aus hier nicht darzulegenden Momenten angetan hat, durch sorgsam vergiftete, mich öffentlich infam machende Artikel ... das halte ich für das menschlich Unschönste, was ich vom Leben erfuhr. Dies Geschehnis nun aber war es, was mich zu dem erweckte, der ich nachmals geworden bin: Psychologe am Geist, Skeptiker an der Kultur.“[188]

---

182 „(I)ch kenne auch Herrn Lessing (wer kann für seine Bekanntschaften!), und ich sage nur soviel, daß, wer einen Lichtalben oder das Urbild arischer Männlichkeit in ihm zu sehen angäbe, der Schwärmerei geziehen werden müßte“, Mann, S. 723.

183 „Demütigende Lebenserfahrungen, deren man sich selbst ihm gegenüber nicht als Waffe bedienen mag, sollten ihn, was Mangel an körperlichem Liebreiz betrifft, altruistisch gestimmt haben ...“, Mann, S. 724.

184 „Nachdem er als Mediziner, als Schullehrer falliert, als Lyriker, Dramatiker und in jenen so dringlich empfohlenen »philosophischen Werken« seine weichliche Unfähigkeit erwiesen, hat unser Held sich in Göttingen als theaterkritischer Volontär, in München als Zionist und Conférencier für Damen versucht; ... wird neuerdings, ein alternder Nichtsnutz, vom Polytechnikum in Hannover als Privatdozent geduldet und gibt dortselbst das Organ des vielbeachteten Anti-Lärm-Vereins, >Das Recht auf Stille< oder >Der Anti-Rüpel<, heraus ...“, Mann, S. 724.

185 „... dieser ewig namenlose Schlucker, dem die Trauben der Dichtung zu hoch hängen ...“, Mann, S. 725.

186 Vgl. Lessing, Gerichtstag, S. 399.

187 Vgl. Lessing, Wider Thomas Mann, S. 257.

188 Lessing, Gerichtstag, S. 398.

Der letzte Satz ist besonders interessant, wird hier doch der hohe Stellenwert deutlich, den Lessing der Kontroverse um seinen Lublinski-Artikel für seine weitere Entwicklung einräumte. Andernorts schreibt er, daß mit dem Tod seiner Tochter Miriam (1912) eine neue Phase seines Lebens begann[189]. Schließlich nennt er „die Tage des August 1914 ... die klarste Offenbarung, die mir je zuteil ward über die schönen menschheitlichen Wahnideen“[190]. Zwischen 1910 und 1914 dürfte sich Lessing also in einem Prozeß der Reorientierung befunden haben, der ihn endgültig von seinen Jugendidealen abgebracht hat. Wenn hier das Jahr 1914 als „Wasserscheide“ favorisiert wird, so deshalb, weil sich noch 1912 und 1914 Äußerungen von Lessing auffinden lassen, die seiner älteren Position zuzurechnen sind. Diese Äußerungen stehen im Zusammenhang mit dem o.a. zweiten Aspekt seiner Kritik am „espritjüdischen Typus“, nämlich der Auffassung, der „Espritjude“ sei, anders als der Typus des „deutschen Dichters“, nicht in der Lage, etwas Erhabenes zu denken oder zu schaffen, sei mithin unfähig zu Kunst und Philosophie, verstanden Schöpfungen, die keine bloßen „Geistesprodukte“ sind, sondern *Erlebtes*, was den Rezipienten zum „Lebenselement“ zurückführen könne. Diese komplizierte Anschauung soll nachfolgend aus den Quellen heraus entwickelt werden. Zunächst zur vollständigen „Vergeistigung“, m.a.W. lebensentfremdeten „dialektischen Gedankenjonglierkunst“ des „espritjüdischen Typus“ am Beispiel Samuel Lublinskis:

> „Denn eigentlich einmal hatte sein [Samuel Lublinskis, d. Verf.] liebes Väterchen an einem schönen Schabbes ein kleines Talmudtraktätchen erzeugen wollen, aber aus Versehen ist aus diesem kniffligen rabbinischen Büchlein ein kluges Samuelchen geworden ... [ein] Talmud-Gebürtchen mit hypertrophisch entarteten Schreib- und Redezentren im klugen Gehirnchen ...“[191]
>
> „Ich habe in Krakau einmal in der alten Judenschul einer Disputation zugehört. Sie handelte über Bücherstellen. Nicht aber über Bücher, die die Disputierenden lasen und erlebten, sondern über eine Bemerkung, die ein Rabbi geschrieben hat gegen die Bemerkung eines andern Rabbi, der seinerseits etwas bemerkt hatte zu einer Stelle in einem Buche eines vierten Rabbi, welches heute nicht mehr zu haben

189 Lessing, Einmal, S. 369.
190 Lessing, Selbsthaß, S. 192f.
191 Lessing, Samuel zieht die Bilanz, S. 68.

> ist. So ungefähr entwickelte sich die Geistesblüte des kleinen Samuel Lublinski aus Pinne.“[192]
>
> „Zwischen ihm und dem weiten Leben steht der neueste Literaturkalender.“[193]

Nun zur „Ahnungslosigkeit dieses „Typus“:

> „(W)er das Männlein kommen sah, wußte sogleich: Ach, lieber Gott, der sieht nicht, der hört nicht, der schmeckt nicht, der riecht nicht, der redet und schreibelt sich nun so durchs Leben!“[194]
>
> „Und er sah nichts und hörte nichts und wußte noch viel weniger und ahnte nicht das Allermindeste. ... Aber, o Gott, er redete. Er zog die Bilanz.“[195]

Schließlich eine Passage aus Lessings „Traum“ zur Unfähigkeit des „Espritjuden“, ein „Künstler“ zu sein:

> „(Z)uletzt wackelten viele tausend Samuelchen auf mich los wie eine Armee winzig kleiner verfehlter Synagogen oder wie ein Riesenaufgebot von beweinenswerten Mißgeburten, die nicht sehen und nicht riechen und nicht hören können und wohl eigentlich ein talmudisch Büchlein hatten werden wollen, das ihre Väterchen im klugen Köpfchen am Schabbes gar gerne gezeugt hätten. Und die Mißgebürtchen alle wurden deutsche Dichter. Aber da sie doch auch eigentlich wieder nicht Dichter sind, wurden sie Kunstkritiker. Und da sie doch auch eigentlich nichts von Kunst verstehen, wurden sie Psychologen.“[196]

Eine tiefere Begründung für seine Überzeugung, daß Samuel Lublinski bzw. der „espritjüdische Typus“ nichts von Dichtung und Kunst verstehen *kann*, liefert Lessing in einigen zwischen 1910 und 1912 erschienenen Artikeln und in *Der jüdische Selbsthaß*. Wir wollen seine Äußerungen zunächst thematisch gegliedert präsentieren, um sie daraufhin zu analysieren.

1. „Das Leben des kleinen Samuel Lublinski (wenn man überhaupt zugeben will, daß er ein Leben gehabt hat) kann schnell erzählt

192 Ebda.
193 Ebda., S. 71.
194 Ebda., S. 65f.
195 Ebda., S. 67.
196 Ebda., S. 72.

werden. Er wurde zu Johannisburg in Ostpreußen schlecht geboren; stotternd und schielend, als späte Karikatur eines der besten, ja des vielleicht adligsten Typus dieser Erde, des jüdischen Typus. ... Da las, studierte, dichtete und kritisierte er denn die Nächte durch und beschloß, was wir alle einst beschlossen haben: ein großer Mann zu werden und dieser kranken Welt der Helfer und Heiland zu sein."[197]

2. „Er hatte die Feder ergriffen, so wie hundert eingeengte Menschen in gereizter Defensive ewiger Unzufriedenheit zur Feder greifen, nicht um das arme gequälte Seelchen auszugraben, zu erfreuen, zu offenbaren, sondern als die Waffe ehrgeiziger Selbstbehauptung, die einzige Waffe, welche der Eitelkeit des Erblich-Belasteten frei steht. Das Dichtertum solcher Naturen ist niemals die Hingabe des eingeengten Lebens, sondern ein selbstgezimmertes Piedestal, ein Schmuck, ein Talar, eine eifrig umstrittene Würde, womit sie ihr Leben rechtfertigen ... Samuel Lublinski kapselte also seine Seele in geistige Werte ein; das war der Notausgang und die Lebenskrücke seiner Natur."[198]

   „Auch Samuel Lublinski wurde ... ein Märtyrer des Prokrustesbettes, einer, der sein Leben dazu verwendet, auf dem Streckbett zu liegen, statt – schön oder häßlich, schwach oder stark – ruhig vertrauend dem unermeßlichen Leben sich hinzugeben."[199]

   „Warum ich gerade dieses Oechslein dem Marsyasschinder weihte? Gerade diesen Typ des liebesarmen Esprit, welcher rezensiert, statt zu erbluten, Stellung nimmt, statt zu erleben? Wirklich, ich weiß das nicht!"[200]

   „Lublinski wurde ein Kopf, ein Esprit, also ein Mensch, in welchem abstrakte Geistigkeiten ihren gespenstischen Reigen tanzen, wie die Hexen des Harzes in der Walpurgisnacht. In seinen Speichern lag das Leben auf Flaschen des Begriffs abgezogen, ohne daß er je seine Trauben und seinen Weinberg gekannt hätte. Alles Erlernbare oder Ueberkommene aber möchte wie Vampyre von unserm Blute saugen; ja der Intellekt wird Verbrecher ..., wenn

197 Theodor Lessing, Samuel Lublinski. Gedenkworte, in: Die Schaubühne, 7. Jahrgang (1911), Nr. 2, S. 41-46, hier S. 42. Lublinski war noch im Jahr des Erscheinens von *Samuel zieht die Bilanz* verstorben. Ein Zusammenhang zwischen Lessings Artikel und Lublinskis Tod wird in der Literatur nicht konstruiert.

198 Ebda.

199 Ebda., S. 43.

200 Lessing, Wider Thomas Mann, S. 255.

wir Begriffe uns durchgehen lassen, die nicht durchblutet sind ... Das war Lublinskis typischer Fall. Mit undurchbluteten Schematismen sind seine Bücher vollgestopft ...“[201]

3. „Für die Tragödie des Kulturkönnertums bietet sich kein lehrreicheres Beispiel als das einer Menschengruppe, die ihre Lebens- und Volkssubstanz in großartigen Leistungen erschöpft, mit Nutz- und Arbeitswerten ihr Leben übergipfelt, ja, in der Leistung vor ihrem Sein davonläuft, oder es vor andern, wie vor sich selbst, vergessen macht. ... [Ich nenne] die Juden das Volk der Talente. ... Ich kann hier nicht ausführen, warum sie durch Not der Geschichte zu Könnern und Leistern geworden sind. Es genüge, daß dem so ist. ... Der große Mensch wird zur Wurzellosigkeit, zum Luftmenschentum, nein, zum Untergang gerade dort verdammt, wo die breiteste Schar von Talenten, statt die hochgesteigerte, verletzliche Geistigkeit Weniger und Seltener schützend zu umhegen, das würdelose Schauspiel allgemeiner und gemeiner Uebertalentiertheit bietet. ... Töte nicht deine Seele mit deiner Leistung! Käme es nur aufs Leisten an, ... dann dürfte man getrost sagen, daß Talente von jüdischer Abkunft oder Blutmischung die letzte Blüte heutiger Kultur bilden ...“[202]

   „Die durchschnittliche Begabung für Technik und Leistung wird in jeder Lebensgruppe um so zahlreicher, je seltener in ihr die schlicht starke Persönlichkeit wird. Beide Tatsachen stehen in Wechselwirkung.“[203]

   „Das Zeitalter der zehntausend jüdischen Schriftgelehrten hat längst vergessen, was ein Dichter ist und wie Dichter unter Völkern in Erscheinung treten. Aus der großen unter dem Schicksal stummen Menge der Einfältigen erhebt sich hie und da ein Sprachmund, ein Liedermund, Erinnerungen bewahrend, Schwerfaßliches, Niegesagtes dennoch erfaßbar machend. ... Diese ‘Gotterwählten’ reißen ihre Brust auf und machen ihre Herzen zu Harfen für die Klagen und Hochziele ihrer Volkheit. ... Demgegenüber betrachten wir jetzt den Eingang eines ‘modernen jüdischen Dichters’ in die Konversationslexika der Kultur. Papa hat an der Börse ein Vermögen gemacht oder in der Konfektion gut verdient,

201 Lessing, Samuel Lublinski. Gedenkworte, S. 43f.
202 Theodor Lessing, Jude und Kunstleistung, in: Die Schaubühne, 8. Jahrgang (1912), 2. Band, Nr. 34/35, S. 149-152, hier S. 149-151.
203 Ebda., S. 151.

so kann denn Bubi (Bubi, welcher ausnehmend begabt ist, – denn alle Kreuzungsprodukte von Heiratsgesuchen in der ‘Frankfurter Zeitung’ mit Heiratsangeboten im ‘Berliner Tageblatt’ sind ‘furchtbar begabt’ –) sich ein Landhaus mieten und Dichter werden. Er könnte auch Rechtsanwalt werden beim Landgericht III oder ‘sich der akademischen Laufbahn widmen’, aber – Dichter ... das ist ja doch noch auserlesener, und (wenn man nur leidlich Geld verdient) auch ‘angesehen’. Und Bübchen lernt, was längst erlernbar geworden ist: Theaterstücke verfassen, Romane bosteln, Essays stilisieren. Denn die Bildung konsumiert in Masse geistige Waren. Und der Westen und die Villenkolonie nennt das Zehntausend Belieferer mit ‘Feinsinn’ und mit ‘Geistesreichtum’: Repräsentanten der Kultur. ... Das ist denn die Geschichte der Ausmünzung des Lebens zum Zwecke von ‘Kultur’. Und bei diesem Vermarkten (nicht mehr Ausdruck und Leib, sondern Können und Tat) hat die beste Substanz des jüdischen Volkes sich vertan. *Vertan* seit jenen Tagen Moses Mendelssohns, wo aus jedem gepreßten Juden ein Pressejude ward. ... Was wollte unser kleiner Dichter in dieser Welt? Er hatte das frühe Wissen um sein Kainsmal. Was konnte aus ihm werden? Ein gesuchter Rechtsanwalt, ein berühmter Professor, ein geschätzter Schriftsteller. Nur das eine nicht, was er war: Dichter.“[204]

„Wenn ein Mensch in die Einsamkeit geht, dann bleiben bei ihm die Genien seines Volks, seine Bücher, seine Sprache, die Bilder und Plastiken seiner Künstler, die Musik seiner Tonschöpfer, das Lied seiner Sänger, die großen Männer und Frauen seiner Geschichte und alle seine geliebten Toten. Aber zum Juden kommen nur Genien, die seine Seele nicht kennt, und kämen seine Urväter, verstünde er sie? ... Nur eine frohe Gemeinschaft kann dem großen Menschen Heimat und Nestwärme geben, weil sie ihn liebt und ihm vertraut und gern ihn emporträgt als einen schönen Ausdruck ihrer aller Gemeinschaftsseele. Wo aber kein Volk ist, sondern nur eine anarchische Gesellschaft aus unverfestigten Einzelnen mit gemeinsamer antiquarischer Erinnerung und gemeinsamen sozialen Zwecken, da wird niemals der größere und tiefere Mensch froh empfangen. ... Wen sein Volk, sein Zeitalter erkoren hat, der wird zum Gott. ... Aber der Jude? Der kann (es geschah einmal an Jesus und in matterer Wiederholung dann noch einmal an Spinoza), – der kann Repräsentant werden für den *Geist*, für

204 Lessing, Selbsthaß, S. 155-158.

das Allmenschliche, Unpersönliche, eine kalte Apotheose. Er kann zum Trotzki werden, nicht zum Lenin, nicht Blut und Erde der Heimat.“[205]

„Nie aber noch wurde ein Jude, und sei es der adeligsten einer, zum Genius fremder Volkheit.“[206]

4. „Ich habe aber zu wenig Organe für den Reiz bloßer Gelehrsamkeit und nichtsynthetischer Spekulation. Ich bin überzeugt, daß die echte philosophische Begabung nie imstande ist, Kenntnisse, Tatsachen, Begriffe im Geiste zu schleppen, die nicht lebendig-organisch selbsterblutet sind.“[207]

„(N)ichts ist grauenhafter als richtiges Urteil im Munde solcher, die kein Recht darauf haben. ... Woran ermißt man das Recht auf Urteil? Daran, daß es erblutet wird. Aus dem Blut muß es kommen, nicht aus der Staatsbibliothek.“[208]

„Man soll nur von Dingen reden, über die man als Bacchant reden kann.“[209]

„Nie kommt etwas an auf verstandesmäßige Evidenz. Hinter bloßer Richtigkeit muß ein Recht, hinter Sachlichkeit der Glaube, hinter dem Urteil ein Mensch stehen. Und Ordal der Menschen ist, daß sie die eigene Haut zu Markte tragen. Zuweilen auch die Haut andrer, immer die eigene. Sie müssen willens und fähig sein, auch um ‘Bagatellen’ ... ihren Kopf auf den Block zu legen.“[210]

„Kritisierbar ist alles Gemachte; das Gewordene steht jenseits der Kritik. Daher kommt es, daß produktive Naturen gegen Kritik mimosenhaft sind. Sie fühlen, daß ihre Werke nur das Gesetz der Stunde und des Keims offenbaren. Nur der Literat, der die Sache so machen kann oder anders ..., ist unempfindlich und kann, wie jeder Techniker, von Kritik viel lernen. Der Dichter aber gibt mit der Leistung das Selbst.“[211]

---

205 Ebda., S. 75f.
206 Ebda., S. 77.
207 Lessing, Samuel Lublinski. Gedenkworte, S. 44.
208 Theodor Lessing, Briefe über Kritik. 3. An einen Kritiker, in: Die Schaubühne, 8. Jahrgang (1912), Nr. 8, S. 207-212, hier S. 208.
209 Ebda.
210 Ebda., S. 208f.
211 Ebda.

Im ersten angeführten Zitat spiegelt sich noch einmal wider, daß Lessing zwischen sich selbst und Samuel Lublinski eine „Verwandtschaft“ konstatierte, worauf oben bereits hingewiesen wurde. Lublinski wurde „schlecht geboren“, und auch Lessing fühlte sich als Kind „belastet, minderwertig, mißraten, verpfuscht“[212] und attestierte Ludwig Klages, er sei „glücklicher gezeugt“ worden, als er selbst[213]. Lessing glaubte in seiner Jugend von sich, eine „gewaltige Lebens-Sendung“ zu besitzen: „dem deutschen Volk seinen adeligsten Genius zu erläutern“[214], während Lublinski beschlossen habe, „dieser kranken Welt Helfer und Heiland zu sein“ (s.o.). Beide Aspekte, sowohl die „Schlechtgeburt“ als auch die ethische Sendung ergeben sich nach Lessings Auffassung aus sowohl seiner, als auch Lublinskis jüdischen Herkunft. Abraham bezeichnet Lessing denn auch als „unser(en) gemeinsamen Vater“[215] und bekennt an anderer Stelle, er habe Lublinski nur aus „selbstquälerisch(er) Wahlverwandtschaft“ heraus verspotten können[216].

Allerdings werden in diesem ersten Zitat auch schon die Unterschiede deutlich, welche Lessing zwischen sich und Lublinski wahrnimmt: Während er sich selbst hält für eine „musische, dichterische Seele, die ursprünglich ganz gewiß auf Leben ging und nicht auf Ethik“[217], so bezweifelt er in bezug auf Lublinski, ob jener überhaupt „ein Leben gehabt hat“. Dies leitet über zu seiner Kritik an Lublinski, die im zweiten Zitatenblock zusammengestellt ist. Während Lessing seine eigenen Schriften stets als „Lebensspur und Lebensausdruck“ verstand[218], seien diejenigen Lublinskis „Lebenskrücke“. Was Lublinski schreibt, kommt nicht aus der „Seele“, ist keine „Hingabe des Lebens“, d.h., vermittelt keine Teilhabe am „Lebenselement“, ist dehalb keine „Dichtung“ (für welche genau diese Fühlung mit dem „Leben“ kennzeichnend ist), sondern nur „Literatur“. Den Begriff „Literatur“ verwendet Lessing pejorativ: Sie ist „gemacht“, unecht und dient Ehrgeizzwecken. Ein typischer „Literat“ ist für Lessing auch Thomas Mann, den er natürlich meint, wenn er schreibt:

> „Wenn einst Dichter und Denker nicht mehr als Hundertjahrsblumen erscheinen, sondern wenn wohlsituierte Kulturfamilien ganze Ketten

212 Vgl. Lessing, Einmal, S. 78.
213 Vgl. ebda., S. 172.
214 Vgl. ebda., S. 174.
215 Vgl. Lessing, Samuel Lublinski. Gedenkworte, S. 46.
216 Vgl. Lessing, Wider Thomas Mann, S. 255.
217 Vgl. Lessing, Einmal, S. 204.
218 Vgl. Lessing, Gerichtstag, S. 406.

> Dichter und Denker zeugen, einen immer noch kunsterlesener und sublimer als den andern, dann wird man endlich die elementlose Dürftigkeit des nicht auf Sein, sondern auf Leistung gestellten Menschentums durchschauen. - -“[219]

Das „Mitschwingen im Lebenselement“ hingegen vermittelt aus Lessings Sicht einerseits eine tiefere Einsicht in den Zusammenhang aller Dinge und ist andererseits eine rauschhafte Freude (vgl. Kap. 3.1 und 3.3). Aus diesem Grund „erfreut“ und / oder „offenbart“ die „Dichtung“. Die „abstrakte“, „elementlose“ Literatur und die – ein Wort, das Lessing immer wieder verwendet – „erblutete“ Dichtung sind für ihn polare Möglichkeiten des Schreibens[220].

> „Für die Märtyrer des Gedankens gibt es immer zwei Wege: einmal die starre Selbstbehauptung in Trotz und Opposition, sodann den längeren Weg der Selbstbesinnung. Diese erkämpft Humor und Entsagung, die auf den Gräbern blühen, und lehrt uns, was für jeden Menschen das Schwerste und Notwendigste ist: sich nackend im innern Spiegel zu beschauen und ruhig Ja zu sagen, auch zu der eigenen Grenze. Aber diese besondere Art Wahrhaftigkeit findet man kaum jemals unter Literaten, denn die müssen nach der Macht und dem Erfolge trachten.“[221]

Die im dritten Block zusammengestellten Zitate belegen, daß für Lessing die Juden generell zu „Dichtung“ unfähig sind[222]. Die Juden seien „talentiert“ und „leistungsfähig“; ihre Not habe sie dahin gebracht, ihren Intellekt, ihre „Begabtheit und Könnerei“[223] ins Außergewöhnliche zu steigern. Aber gerade deshalb finde man unter ihnen keine Genies, denn diese zeichneten

---

219 Ebda., S. 398f.

220 Im Rahmen des in Kapitel 3.3 dargestellten Lessing’schen Dualismus zwischen „Leben“ und „Geist“ bzw. „Asien“ und „Europa“ gehört der Begriff „Blut“ für ihn zur erstgenannten Kategorie. Als Antagonismus zu „Blut“ scheint am ehesten „Leistung“ in Frage zu kommen; vgl. z.B.: „Wir sind gewohnt, Tüchtigkeiten mehr zu achten als Adel des Blutes. ... Trauriges Menschengeschlecht, das keinen höhern Wert will und begreift, als den der Leistung“, Lessing, Jude und Kunstleistung, S. 152.

221 Lessing, Samuel Lublinski. Gedenkworte, S. 42f.

222 Eine ganz ähnliche Sicht wie Lessing vertrat 1920 Fritz Kahn in seinem Buch „Die Juden als Rasse und Kulturvolk“. Auch dieses Buch war unter dem Rassenparadigma geschrieben, sprach den Juden ästhetische Fähigkeiten ab und legte ihnen statt dessen einen „Genius des Herzens“, also ethische Qualifikationen bei, vgl. Pierson, S. 90ff.

223 Lessing, Jude und Kunstleistung, S. 151.

sich dadurch aus, daß sie die sie umgebende Masse weit überragen, was angesichts des „hohen Durchschnitts“ bei den Juden schlichtweg unmöglich sei. Dies ist aber nur *ein* Aspekt. Zum „Künstlertum“ bzw. „Dichtertum“ gehört für Lessing Genialität, aber noch etwas anderes müsse hinzukommen: die „Verwurzelung“ des Dichters im Volk. Im *deutschen* Volk – überhaupt in einem „fremden Volk“ – könne ein Jude aber nie „verwurzelt“ sein, von ihm könne er nicht „emporgetragen“ werden. In dieser Sicht auf die Juden als Volk für sich, das in anderen Völkern immer fremd bleiben müsse, kommt klar Lessings Zionismus zum Vorschein[224]. Die für einen Zionisten eigentlich naheliegende Folgerung, daß die Juden dann eben auch eine „frohe Gemeinschaft“ (in Palästina) aufbauen müßten, um diesen von Lessing schließlich als defizitär empfundenen Zustand zu beenden und eine „Gemeinschaftsseele“ zu entwickeln, findet sich allerdings in Lessings vor dem Ersten Weltkrieg erschienenen Schriften nicht – bzw. nur in einer äußerst merkwürdigen Form, auf die es nun einzugehen gilt.

Unsere These lautet: Der Grund, warum Lessing einen Exodus der Juden aus Deutschland (und anderen Ländern) nach Palästina vor dem Ersten Weltkrieg nicht propagiert hat, obwohl eine „Vergemeinschaftung“ des jüdischen Volkes auf eigener Scholle durchaus im Rahmen seiner damaligen Weltanschauung sinnvoll gewesen wäre[225], liegt darin, daß er eben nicht einfach nur „Zionist“, sondern „Zionist mit deutscher Wesensart“ war und in diesem Zeitraum noch stark von seinen aufs „Deutschtum“ fixierten Jugendidealen geprägt blieb.

Dies zeigt sich zum Beispiel in den oben in Block 4 zusammengestellten Zitaten. Nachdem Lessing ausgeführt hat, daß die Juden das „Volk der Talente“ seien, daß sie zwar „können und leisten“, aber nicht „dichten und erbluten“, nimmt er sich selbst aus dieser Charakterisierung aus. Eine „echte philosophische Begabung“, schreibt er – und es kann kein Zweifel bestehen, daß er sich selbst für eine solche hielt –, hat ihre Kenntnisse etc. „selbsterblutet“, was für den „Espritjuden“ Lublinski und die „Schar jüdischer Talente“ gänzlich uncharakteristisch sei. Lessings eigenes Urteil kommt „aus dem Blut“; er kann „als Bacchant reden“, weil er nach seiner Selbsteinschätzung – anders als die „Espritjuden“ – ein „lebensursprünglicher“ Mensch ist

224 Vgl. dazu allgemein: Pierson, S. 145-241.

225 Er nannte beispielsweise das Judentum eine „überaktuelle Gruppe ohne jungfräulichen Boden und konservatives Hinterland, aus welchem neue Menschen erblühen, von ruhiger Größe und langem Atem“, vgl. Lessing, Jude und Kunstleistung, S. 150f.

und den Kontakt zum „Lebenselement“ nicht verloren hat. Wenn man sich die oben in Block 3 zusammengestellten Zitate noch einmal anschaut, stellt man fest, daß Lessing die Existenz solcher „Wenigen und Seltenen“ bzw. „großen Menschen“, als deren Repräsentant er sich ansah, auch unter den Juden nicht ausschloß, nur würden diese dort eben nicht „froh empfangen“ bzw. „schützend umhegt“. Aber trotzdem gilt weiterhin, daß selbst diese „seltenen“ Juden keine *Dichter* sein können, denn „das einzige Instrument .., auf dem ein Dichter spielen kann, ist das Herz seines Volks“[226].

Die Juden können also keine Dichter sein; Lessing erklärte sich selbst für einen stolzen Juden (s.o.), und trotzdem hielt er selbst sich auch weiterhin für einen „deutschen Dichter“. Hierin besteht ein offener Widerspruch, der für Lessings Selbstverständnis als Deutscher und Jude in seiner Lebensphase von ca. 1900 bis ca. 1914 kennzeichnend ist. Daß er in den in Block 4 angeführten Zitaten von sich selbst spricht, daran kann kein Zweifel bestehen: Seine Schriften tragen alle „das Ethos der Stunde“[227], was für „produktive Naturen“ kennzeichnend sei (s.o.); er selbst legte auch für „Bagatellen“ „den Kopf auf den Block“:

> „Verhängnisvoll wurde mir, als eine Grenze meiner Natur, eine Unfähigkeit, »fünfe gerade sein zu lassen«. Immer wollte ich richtigstellen, aufklären, verständlich machen, ethisch auswerten bis zum *Letzten*.“[228]

Er „trug seine Haut zu Markte“, „erblutete“[229], „gab mit der Leistung das Selbst“[230] und war deshalb „Dichter“, was er nach seiner eigenen Sicht der Dinge nicht hätte sein können[231].

---

226 Lessing, Selbsthaß, S. 159.
227 Vgl. Lessing, Gerichtstag, S. 407.
228 Ebda., S. 406.
229 In dem Feuilleton *Blutende Bäume* (1928), in: Lessing, Flaschenpost, S. 301-304 stellt sich Lessing als südamerikanischen Gummibaum dar, dessen Haut so lange geschält wird und immer wieder duftenden Perubalsam „erblutet“, bis er stirbt.
230 In einem Feuilleton aus dem Jahr 1933 vergleicht sich Lessing mit einer Barbe. Die kleinen Fische reagieren auf Irritation mit einer leuchtenden Buntfärbung. Im alten Rom wurden Barben zur „Unterhaltung“ genutzt. Sie wurden solange gereizt, bis sie vor Erschöpfung starben. Genauso Lessing: „Und hundertmal bot der gequälte Fisch seine Farbenspiele und vermünzte seine Seele für die Tafel der Zahlungsfähigen, bis schließlich Krassus, der dicke, sagt: »Applaudite amici. Es kommen keine Farben mehr. Das Spiel ist beendet. Werft das Dichterlein auf den Mist.«, vgl. Theodor Lessing, Die Barbe (1933), in: Lessing, Flaschenpost, S. 425-428, hier S. 428. Dies sind übrigens Beispiele für Lessings „Charak-

Unsere intensive Textanalyse hat also zu folgendem Ergebnis geführt: Lessings Hinwendung zum Zionismus ab ca. 1900 war vordergründiger Natur. Er gab damit dem psychologischen Bedürfnis nach, zuvor erfahrene antisemitische Kränkungen zu kompensieren. In seinem Innern blieb die „deutsche Identität" dominant: Lessing sprach sich Fähigkeiten und eine Wesensverwandtschaft mit dem „deutschen („germanischen", „arischen") Menschentyp"[232] zu, die er den übrigen Juden des Westens absprach. Insofern erfolgte sein Geißeln „jüdischer Entartung (zumal in der Welt schönen Schrifttums)"[233] aus einem Bewußtsein heraus, von dieser Kritik selbst nicht mitbetroffen zu sein. (Dieses Bewußtsein war in seiner Kindheit noch nicht vorhanden gewesen[234].) Deshalb traute er sich eine „objektive" Perspektive auf das Judentum zu:

> „Wir sollten uns abgewöhnen, als Juden verletzt zusammenzuzucken, wenn irgendwer ein objektiv hartes, verdammendes Urteil über Jüdisches fällt und in falschem Solidaritätsgefühl zu glauben, daß unsere Art verunglimpft werde, wenn irgendwo auf dem Erdenrund einem jüdischen Menschen Makel anhaftet. Diese jüdische Reizbarkeit ist ein Stück sozialer Neurasthenie, eine Pathologik der Volksseele."[235]

Obwohl in Lessings Beschreibung der Ostjuden und in seiner Verspottung des „espritjüdischen Typus" oft schrille Töne erklingen, handelt es sich dabei nicht um Manifestationen eines „jüdischen Antisemitismus", wie in der Literatur oft behauptet worden ist. Lessing verfolgt mit seinen Beiträgen die

---

terologie": Barbe und Gummibaum haben dieselben „Charaktereigenschaften" wie er selbst.

231 Aus den in Block 4 zusammengestellten Zitaten geht hervor, daß für Lessing „echte philosophische Begabung" und dichterische Begabung eins sind; beide „offenbaren" und / oder „erfreuen" (s.o.). Es sei daran erinnert, daß sich Lessing in seiner Jugend als „philosophus-poeta" sah, vgl. Lessing, Einmal, S. 240.

232 Vgl. zu den damit verbundenen Konnotationen Kap. 4.2.2.

233 Lessing, Gerichtstag, S. 397.

234 Erinnert sei an seine Aussage (vgl. Kap. 4.2.1.2): „Schon als Neunjähriger fühlte ich mich von der allgemeinen Abneigung wider die Juden mitbetroffen", vgl. Lessing, Einmal, S. 112.

235 Lessing, Galizien. Zur Abwehr, S. 78. Dieses Zitat ist für das Herausgearbeitete charakteristisch. Es enthält einerseits das vordergründige Bekenntnis Lessings zum Judentum („unsere Art"), andererseits sein Heraustreten aus diesem Zusammenhang, denn die „objektiv harten" Urteile, von denen er spricht, kamen ja von ihm selbst (in seinem Artikel *Eindrücke aus Galizien*).

„konstruktive“ Absicht, die Juden des Ostens und des Westens von ihrer „Lebensentfremdung“ abzubringen, um sie so zu regenerieren[236].

Wenn Lessing somit kein Antisemit gewesen ist, so muß doch festgehalten werden, daß er dem Antisemitismus auch nicht immer entschieden entgegengetreten ist[237]. „Es hat bedeutende Männer gegeben“, schreibt er, „die ihre Vorurteile gegen ‘Judaismus’ und ‘Semitismus’ aus gesunden Lebensgefühlen, aus ihrem deutschen Blute und deutschen Gemüte geschöpft haben.“[238] Solche Antisemiten „aus gesunden Lebensgefühlen“ heraus würden sich dagegen richten, daß der jüdische Monotheismus die Grundlage für die Entfremdung des Menschen von der Natur und die Dominanz des „spirituellen Prinzips“ gelegt habe und daß die Juden immer noch bloß „Vertreter des Geistes“ seien[239]. Ihnen fühlte sich Lessing in der Seele eher verbunden, als den „Espritjuden“[240], da er ihre „Kritik“ teilte und sich davon auch nicht persönlich betroffen fühlte. Lessings Verehrung für besagte „bedeutende Männer“ konnte recht weit gehen. Dem als „Judenfresser“ bekannten Eugen Dühring schickte Lessing beispielsweise an dessen Geburtstagen Blumen, und eine Photographie Dührings nahm einen Ehrenplatz auf Lessings Schreibtisch ein[241]. Dühring war in Lessings Augen der „stärkste Eigendenker gegenwärtigen Zeitalters“[242]. Richard Wagner, den Verfasser der berüchtigten, am Rassismus Gobineaus orientierten Schrift *Über das Judentum in der Musik* (1859), belegt Lessing mit den Appositionen: „erlauchte(r) Mann“[243], „Naturgewalt“[244], „universelle(s) Genie“[245] und „großartige(r) Mensch“[246]. Möglicherweise habe auch Wagner Fehler gemacht, aber:

---

236 Zu einer ähnlichen Einschätzung gelangen auch Baron, S. 333f. und Poetzl, S. 196f.

237 „(E)ven when antisemitism was directed toward the wholesale condemnation of an entire people, he [Lessing] was loathe to reject it out of hand“, Poetzl, S. 202.

238 Lessing, Selbsthaß, S. 82.

239 Vgl. ebda. sowie Poetzl, S. 199.

240 In diesem Zusammenhang ist es zu sehen, daß Lessing (nach einer Auskunft von Sigmund Freud an Kurt Hiller) in einem Zeitungsaufsatz die Psychoanalyse „in häßlicher Weise als Ausgeburt des jüdischen Geistes verhöhnt“ haben soll (Freuds Formulierung), vgl. Hiller, S. 308.

241 Vgl. Poetzl, S. 200.

242 Vgl. Lessing, Dührings Haß, S. 111f. Diese Schrift von 1922 geht auf einen Aufsatz Lessings aus dem Jahr 1912 zurück, vgl. Poetzl, S. 199-201.

243 Lessing, Schopenhauer, Wagner, Nietzsche, S. 197.

244 Ebda.

245 Ebda., S. 215.

246 Ebda., S. 223.

> „Wie könnten wir .. wagen, irgend ein apodiktisches ‘Urteil’ über unsere Größten zu fällen? Sie bleiben das Einzige, was unser Leben rechtfertigt und heiligt, in dem Maße wie wir sie lieben und verstehen.“[247]

Als vorbildlich für das jüdische erscheint Lessing im Zeitraum, den dieses Kapitel behandelt, immer das deutsche Volk. Die Juden sollen aus seiner Sicht keine Deutschen werden – dies unterscheidet ihn von den in Kapitel 1 vorgestellten „Vertretern der Assimilation“[248] – nein, sie sollen *wie Deutsche* werden. Das deutsche Volk hat sich nach Lessings Ansicht nämlich seine „germanisch-heidnischen“ Charakteristika, worunter er körperliche Fitneß, Schlichtheit, Bildhaftigkeit, generell: Bezug zur Sphäre der „vitalité“ versteht, in großem Umfang erhalten und ist daher auch fähig „große und tiefe Menschen“ („Dichter“) hervorzubringen. Lessing denkt hier zum Beispiel an Friedrich Nietzsche[249] und Richard Wagner (s.o.). Gute Chancen für die Juden, dieses Ziel zu erreichen, sieht Lessing deshalb, weil er große Ähnlichkeiten zwischen dem deutschen und jüdischen „Volkscharakter“ ausmacht[250]:

> „Ich will hier vorausschicken, daß mir an den Juden aller Länder eine merkwürdige Verwandtschaft und Hinneigung zum Deutschtum aufgefallen ist. Wie in Posen und Westpreußen, in Ungarn und Böhmen der Jude gegenüber der slavischen Bevölkerung ein wesentlicher Träger des Deutschtums ist, so hatte ich auch in England den Eindruck, daß diese buntgewürfelte Kolonie londoner Juden das beste Material abgeben würde, um deutscher Kultur zu dienen, sobald einmal das Vorurteil, welches gerade der Deutsche gegen Juden hegt, überwunden ist. Wie die Bakterien wirkungslos werden, sobald der Organismus sich ihnen anpaßt, dagegen aufleben und zu wirken beginnen, wenn sie auf einen neuen, noch unangepaßten Organismus gelangen, so sind viele spezifisch deutsche Eigenschaften nicht mehr bei autochtonen Deutschen zu entdecken, wohl aber bei diesen fremden Rasse-Elementen, die die deutsche Kultur aufgenommen und sich zu ihrem Träger gemacht haben. ... So erklärt sich das Paradoxon, daß ich die dargebrachte Treue gegen das Deutschtum fast niemals bei Deutschen, sehr häufig bei Juden gefunden habe, und daß mir die

247 Ebda., S. 224.
248 So auch Poetzl, S. 136 u. S. 203f.
249 Vgl. dazu insb. Lessing, Selbsthaß, S. 75f.
250 Vgl. dazu auch Baron, S. 336.

> Juden von Ost-London wie eine deutsche Enklave in England erschienen sind. Aehnlich wie die Irländer haben sie große Begeisterung für den deutschen Kaiser, und ihre geistige Nahrung ist unsre klassische Literatur, die in hebräischen Schriftzeichen gedruckt wird."[251]

Um ein Volksleben ähnlich dem deutschen zu entfalten, zieht Lessing denn auch eine Ansiedelung der Juden in Palästina in Betracht:

> „Eine philosemitische Politik, die diese zerstückelten Gruppen im Interesse Deutschlands zu verwenden wüßte ..., eine kluge Politik ... würde aus der jüdischen Intelligenz den stärksten Träger deutscher Kultur machen. Wäre ich politischer Organisator, dann wollte ich mit den heute lebenden Juden, die einst Asien nach Europa brachten, nunmehr Asien für Europa erobern, und Bethlehem wäre die Stätte, wo ich eine deutsche Hochschule für Asien ins Leben riefe."[252]

Dieses Bild der deutschen Hochschule für Asien in Bethlehem kann als Symbol für Lessings Haltung zum Judentum zwischen 1900 und 1914 genommen werden, denn es enthält paradigmatisch Lessings noch starke Fixierung auf die deutsche Kultur, die er den Juden als Vorbild vor Augen stellen wollte. Seine Kulturkritik und die Gedanken seines Buches *Europa und Asien* (vgl. Kapitel 3) scheinen noch nicht entwickelt zu sein, will er doch jetzt noch „Asien für Europa erobern". „Deutsche Kultur" und „europäische Kultur" fließen in diesen Formulierungen ineinander, was darin begründet liegt, daß Lessing Deutschland eine kulturelle Vorrangstellung in Europa zuerkannte: Noch in einem im Winter 1914 gehaltenen Vortrag beschreibt Lessing England als bevölkert von zynischen Geschäftemachern und schiebt ihm die Alleinverantwortung am Kriegsausbruch zu[253]. Während England also auf-

---

251 Lessing, Jiddisches Theater in London, S. 454f. (Hervorhebung d. Verf.) Dieser Gedanke läßt Lessing auch nach dem Weltkrieg nicht los. 1923 schreibt er: „Wahrscheinlich sind viele deutsche Volkssitten von den Juden länger bewahrt worden, als von den Deutschen selber", vgl. Lessing, Deutsche Vergangenheit bei Juden; und noch 1933 heißt es: „Durch zwei Jahrtausende ist das Judentum ... dem Germanentum verbunden gewesen. ... (Ü)berall wo Juden wohnen, da fanden wir, dass sie deutsches Seelengut bewahren, treuer oft, als der leichtaufzusaugende Deutsche selbst", vgl. Lessing, Deutschland, S. 12.

252 Lessing, Jiddisches Theater in London, S. 455.

253 „Flammend erhob sich das deutsche Volk. Nicht von Haß, nein von Zorn und Empörung flammend, von der männlichen Entrüstung des Starken. Das war eine traurige Stunde der Scham für Englands Regenten. Denn die Not der Selbstverteidigung drückte den deutschen Menschen das Schwert in die Hand. Und auch Frankreichs, auch Polens Menschen handelten unter dem Gebot letzter Not. Sie alle bluteten für die Erhaltung des Vaterlands. Nur für

grund seiner Maximen per se „kulturlos“ sei, habe die französische Kultur keine Zukunft mehr. Sie gliche „der schönsten Rose in unsern Gärten, welche nicht mehr durch eigenen Samen, sondern nur durch künstliche Pfropfung zu erhalten ist und wie die Gärtner wissen, eines Tages aussterben muß, diese schönste Rose heißt La France“[254].

Schon bald nachdem Lessing diese Gedanken formuliert hatte, entstanden jedoch seine kulturkritischen Bücher. Die deutsche Kultur (als Speerspitze der europäischen) und ihre Ideale, denen Lessing so verbunden gewesen war, hatten ihren eigenen Bankrott erklärt:

> „An die Tage des August 1914 werde ich bis zum Tode nie anders zurückdenken, als an die klarste Offenbarung, die mir je zuteil ward über die schönen menschheitlichen Wahnideen. Ideale sind Krücken. Fortschritt ist nur ein Trug. Geschichte: Lüge.“[255]

4.4 Lessings Konzeption von Wesen und Sendung des jüdischen Volkes nach dem Ersten Weltkrieg

Ekkehard Hieronimus hat Theodor Lessings Stellung zum Judentum bezeichnet als „(e)ine Probe auf das Exempel, d.h. eine Illustrierung der Lessing’schen Philosophie“[256]. Daß der Verfasser der vorliegenden Arbeit dieses Urteil für sehr berechtigt hält, ist bereits an verschiedenen Stellen deutlich gemacht worden. In diesem abschließenden Kapitel wollen wir auf Lessings Konzeption von Wesen und Sendung des jüdischen Volkes in *der* Phase seines Lebens eingehen, die Lessing selbst als unter die Aufgabe des

---

England war der Krieg keine Herzenssache. Die nüchterne Realpolitik, dieses gräßliche Sumpfland aller menschlichen Machtgelüste und törichten Eitelkeiten, hatte Europas größten Krieg geboren. Er ist Kabinetts- und Geschäftskrieg wie jemals einer. Man experimentierte mit ‘Völkerschicksal’, wie man heute mit allem spielt, mit Gott und Liebe, mit Kunst und Leben“, Theodor Lessing, Et si omnes ego non: Krieg und Armut. Vorspiel der Philosophie der Not (1914), in: Theodor Lessing, Ausgewählte Schriften, Band 2, S. 27-46, hier S. 39.

254 Ebda., S. 35.

255 Lessing, Selbsthaß, S. 192f. Den Einfluß des Ersten Weltkrieges auf Lessings Neuorientierung betont auch Baron, S. 336f.

256 Vgl. Hieronimus, S. 54.

Baues eines „Grabsteins“ für seine Tochter Miriam gestellt angesehen hat[257], also unter die Formulierung seines philosophischen Werks[258].

Indem wir Lessings Auffassungen vom „Wesen“ der Juden, mithin von ihren Charakteristika als Volk oder „Rasse“ (vgl. Kapitel 4.1) nachvollziehen, werden wir Überlegungen ausführlich entwickeln, die in Kapitel 4.3 bereits angesprochen worden sind. Lessing unterscheidet zwischen den Juden, wie sie ursprünglich gewesen seien und den Juden, wie sie sich ihm zu seiner Zeit darstellten. In diesem Punkt lassen sich keine Unterschiede zu seiner Vorkriegsposition aufweisen. Was in Lessings zwischen 1909 und 1912 entstandenen Artikeln bereits andeutungsweise enthalten ist, wird in *Untergang der Erde am Geist*[259] und in *Der Jüdische Selbsthaß* ausführlich dargestellt.

In bezug auf Lessings Vision von der „Sendung“ des jüdischen Volkes, also von dessen Aufgaben und Entwicklungsziel, ist nun allerdings ein Wandel eingetreten. Wir werden sehen, daß die Orientierung hin auf das „Deutschtum“ wegfällt. Den „deutschen Menschen“ stellt Lessing den Juden nach dem Weltkrieg nicht mehr als Vorbild vor Augen. Während dies eine Konstante in seinen das Judentum betreffenden Schriften nach 1914 ist, so läßt sich ansonsten in diesen Schriften dieselbe Schwerpunktverlagerung nachweisen, der auch seine Einstellung zu dem grundlegenden Dualismus seines Denkens, dem zwischen „Leben“ und „Geist“, in diesem Zeitraum unterlegen hat (vgl. Kapitel 3.4). Insofern ist Lessings Stellung zum Judentum in der Tat eine „Illustrierung“ seiner Philosophie.

Befragt man Theodor Lessing nach dem „Wesen des Judentums“, so muß eine sinnvolle Antwort mit seiner Unterscheidung der Juden der Religion und der „Rasse“ („Abstammung“, „Ethnologie“) nach beginnen:

> „Die Statistik dieser Volkheit ist aber verwickelter als jede andere dadurch, dass es nicht etwa nur Juden gibt, die nach Religion und Abstammung, sondern auch solche, die entweder nur nach Religion oder nur nach Abstammung Juden sind. Es gehören z.B. der jüdischen Religion an die Falaschas in Abessynien (Falasim = Verbannte), die Karaiten und Ananäer (Karaim = Schrifttreue) in der Krim, die Dag-

257 Vgl. Lessing, Einmal, S. 369.

258 Wenn in der Kapitelüberschrift von Lessings Konzeption *nach* dem Ersten Weltkrieg die Rede ist, so muß daran erinnert werden, daß er bereits während des Krieges begann, diese Konzeption zu entwickeln, vgl. oben, Kap. 2.

259 Vgl. Lessing, Untergang, Kap. 31, „Die Juden“, S. 249-284. Dieses Kapitel ist in der fünften Auflage von *Europa und Asien* nur noch in ganz reduzierter Form enthalten.

> gatuns in der Sahara, die Neger in Cochin, die Beni Israel in Bombay, die Sabbatarier, (ein erst 1868 zum Judentum übergetretener deutscher Bauernstamm in Siebenbürgen); aber ethnologisch sind alle keineswegs Nachkommen der seit der Zerstörung des zweiten Tempels 70 n. Chr. untergegangenen jüdischen Nation. Dagegen sind z.B. die Chuetas oder Anussim auf den Balearen, die 5000 Maiminen und Dönmes in Salonichi, die Ddid al Islam in Khorassan zweifellos von jüdischer Rasse, obwohl die einen dem Christentume, die andern dem Islam zugehören."[260]

Wenn er von „den Juden" spricht, hat Lessing in der Regel diejenigen im Blick, die (aus seiner Sicht) jüdischer Abstammung sind. „Freigeistigkeit" und „Glaubensferne" sind für ihn kein Grund, jemanden nicht mehr zum jüdischen Volk zu zählen[261].

Dieses Volk ist aus Lessings Sicht ursprünglich eine „Gruppe aus Bauern- und Kriegerblut" gewesen[262] und eine fest zusammenhaltende, „organische" „Gemeinschaft":

> „Gemeinschaftsseele ist Kern asiatischer Menschen. Ihr Gegensatz ist Individualismus wie Sozialismus. Das will sagen: Der Persönlichkeitstrotz und Freiheitsdünkel des Einzeln-Vereinzelten einerseits und das synthetisch-mechanische Gesellschafts- und Staatsideal dieser Vereinzelt-Einzelnen andererseits. Nur aus der Kraft der Gemeinschaftsseele hat sich das Judentum, (ebenso frei von individualistischen Hochzielen, wie von dem Ideale der Staatsmacht oder des Nationalstaates), unter schwierigsten Bedingungen bis heute erhalten."[263]

Nur bei den Chinesen sei die „Kraft unbewußter Gemeinschaftsbildung" noch höher als bei den Juden. „Darum ist China das einzige Land ohne Juden. Liessen sich Juden dort nieder, so würden sie aufgesogen."[264]

---

260 Lessing, Untergang, S. 260.

261 Vgl. ebda., S. 273. Zu der in der Weimarer Republik ausufernden Debatte, welche Kriterien die Zugehörigkeit zum Judentum konstituieren, vgl. Pierson, S. 43-144.

262 Vgl. Lessing, Untergang, S. 262. Poetzl, S. 214, schreibt, für Lessing seien die Juden ursprünglich eine „racial-religious community" gewesen. Vgl. zu den folgenden Ausführungen über Lessings Konzeption vom „Wesen des Judentums" ebda., S. 213-218.

263 Lessing, Untergang, S. 257f. Zum Gegensatzpaar „Gemeinschaft" - „Gesellschaft" und den damit verbundenen Konnotationen, vgl. Kap. 3.4.

264 Vgl. Lessing, Untergang, S. 258.

Ebenso wie in ihrem Charakter als Gemeinschaft von Bauern und Kriegern hätten die ursprünglichen Juden in religiöser Hinsicht den Germanen geähnelt, denn die jüdische Religion sei ursprünglich ein „heidnischer Naturmythos“ gewesen[265]. Die „zahllosen polytheistischen, dämonologischen, mythologischen Reste in den alten hebräischen Schriften“ seien „entweder als vermeintliche Schandflecke ausgemerzt“ worden, „oder aber: man hat die auch im Judentum vorhandenen (heute noch im Chassidismus, in der Kabbala oder als Hagada fortlebenden) mythischen, magischen und heidnischen Bestandteile streng verschwiegen und wie sein schlechtes Gewissen stumm mit sich herumgetragen“[266]. Lessing hält es für unzweifelhaft, „dass der Jahwe des A.T. nur ein hebräischer Stammesgott neben sehr vielen andern Natur- und Stammesgöttern war“[267] und führt Belegstellen aus der Bibel an, aus denen hervorgeht, daß die Juden noch zu König Salomos Zeiten Bäume, Tiere, Wald-, Feld- und Hausgottheiten angebetet hätten[268].

> „In dieser Grundvorstellung besteht nicht der mindeste Unterschied zwischen arischem und semitischem Mythos, zwischen Bibel und Veda. ... [Eine] Betrachtung ohne Vorurteil [hätte] sehen müssen, dass den alten Germanen genau wie den alten Juden grade der Kern aller ‘Geistesreligion’ ermangelte: die Erlösungs- und Lebensaufhebungslehre des Buddhismus und Christentums.“[269]
>
> „Die Sendung der Juden lag grade dort, wo keiner sie suchte: Lebensnähe, Naturwärme wach zu erhalten gegenüber der durch zwei christliche Jahrtausende verfügten Vergottung des Menschen. Heidentum, Heidentrotz zu bewahren angesichts alles logisch-ethischen Geistesdünkels. Klar zu halten das kosmische Bewusstsein um die Unwichtigkeit, die Gleichgültigkeit jeder Einzelseele im Angesicht des Wandellosen und Unbedingten.“[270]

Nun weiß natürlich auch Theodor Lessing, daß die allgemeine Wahrnehmung vom „Wesen“ der Juden zu seiner Zeit eine völlig andere war. Sie galten nicht als Volk des „altheidnische(n) Naturdienst(es)“[271], sondern als das glatte Gegenteil, als „Volk des Buches“ und als „Volk der Ethik“. Gerade

265 Vgl. ebda., S. 262.
266 Vgl. ebda.
267 Vgl. ebda.
268 Vgl. ebda., S. 263.
269 Ebda.
270 Ebda.
271 Ebda.

unter den deutschen Juden selbst waren diese Identitätsdefinitionen weit verbreitet[272].

Die Erklärung für diesen scheinbaren Widerspruch findet Lessing in der Tatsache, daß die Juden als einziges Volk aus ihrem angestammten Siedlungsgebiet vertrieben worden sind und sich fortan in der Diaspora unter ihnen feindlich gegenüberstehenden Mehrheiten bewähren mußten. Sie überlebten diesen Not-Stand als Gruppe aufgrund ihres enormen Gemeinschaftsgefühls. Ohne „ihre unbewegt treue Wesensart" wären die Juden „längst spurlos zerstäubt und wesenlos zersplittert"[273]. (Daß die „jüdische Volksseele" „konservativ" sei, ist ein Gedanke, dem Lessing wiederholt Ausdruck verleiht[274].) Allerdings mußte sich die Grundlage ihrer Gemeinschaftsbildung wandeln. Da aus einer „normalen Volksgemeinschaft" auf ihrem eigenen Boden eine „Gemeinschaft der Leidenden"[275] geworden war, mußte in ihr nach dem Kerngedanken der Lessing'schen Philosophie (vgl. Kapitel 3.4) mit Notwendigkeit und zur „Wende der Not" der „Geist" sich erheben:

> „Es ist freilich die Tragödie des Judentums, dass es, obwohl es dem starken Naturgefühl triebsicherster Instinkte seine Erhaltung dankt, als geistige Gemeinschaft langsam vom elementaren Muttergrunde abgedrängt wurde. Man kann leicht nachweisen und es ergreift uns oft erschütternd, wie den immer weiter in sich selbst hineingetriebenen starr verengten Juden nichts übrig blieb, als alle Natur- und Lebenssymbole praktisch-ethisch umzudeuten in geschichtlich empirische Erinnerungen."[276]

Die jüdische Religion wurde als „Notstandsreaktion" „rationalisiert": Alle heidnischen und naturnahen Elemente wurden von den jüdischen „Sozialhygieniker(n)"[277], wozu Lessing schon Moses zählt, der freilich weit vor der Vertreibung, allerdings auch in einer Zeit „jüdischer Gefangenschaft" in der Fremde wirkte, daneben vor allem die Rabbis, „umgedeutet". Aus dem Poly-

---

272 Vgl. Pierson, S. 83-85 u. S. 90-95.
273 Vgl. Lessing, Untergang, S. 272.
274 Vgl. ebda. In *Deutsche Vergangenheit bei Juden* schreibt Lessing, „(N)icht der Fortschrittsgeist, sondern der Hang zu Traditionellem ist das für Juden Wesentliche". In *Jiddisches Theater in London*, S. 454, heißt es: „Ich halte den Juden immer und unter allen Umständen für den konservativen Typus. ... Denn der Jude ist von Hause aus der wandlungsunfähigste ... aller Seelentypen."
275 Lessing, Untergang, S. 271.
276 Ebda., S. 264.
277 Ebda., S. 270.

theismus mit seiner Zuständigkeit von sinnfälligen Göttern für sinnfällige Dinge wurde der (intellektuell anspruchsvollere) Monotheismus mit einem abstrakten, allzuständigen Gott, von dem man sich kein Bildnis oder Gleichnis machen durfte. Die jüdischen Naturfeste, wie das Frühlingsfest, das Laubhüttenfest („entsprechend dem Sommersonnenwendfest der Germanen“[278]) und das winterliche Lichterfest wurden historisch gewendet: Aus dem Frühlingsfest (Passah) wurde beispielsweise ein Fest der Auferstehung der jüdischen Nation, das Lichterfest „wurde aber umgedeutet in ein Fest zum Andenken an den Makkabäersieg im Jahre 164“[279]. Neben diesen „logischen“ Aspekt der „Vergeistigung“ des Judentums trat der „ethische“: Die penibele Regelung aller möglichen Lebensbereiche (die 248 Gebote und 365 Verbote der Thora[280]), der „oft schwer erträgliche Wust von Formalismus“[281] diente, obgleich die jüdische Religion dadurch immer abstrakter wurde, dem „Zusammenhalt mittelpunktflüchtiger Volkskörper“[282], welcher anders nicht mehr aufrechtzuerhalten gewesen wäre. Das Judentum habe „dafür gesorgt, dass sein Bannkreis nur mühsam durchbrochen werden könne, indem es jeden Einzelnen von der Wiege bis zur Bahre mit des Gesetzes Zäunen umzog und bebürdete mit der Last von Geboten, die auf Schritt und Tritt ihn an die Gemeinschaft erinnern sollten. ... Durch Jahrhunderte bestand dieser gesellige Zwang.“[283] (Diese Wahrnehmung scheint der tiefergehende Grund dafür zu sein, daß für Lessing die Juden nach wie vor eine „Blutsgemeinschaft“ bilden, s.o. Kap. 4.1.) Der dritte Aspekt der „Vergeistigung“ der Juden ist schließlich ihre „Begabtheit und Könnerei“ (vgl. bereits Kapitel 4.3), ihre enormen Fertigkeiten und Talente im Bereich der Arbeitsleistungen und des instrumentellen Denkens, worin „die durch Jahrtausende durchgeschulten und durchgefeinten Gehirne von jüdischer Abkunft“ aus „Erbbegabung“ führend wurden[284].

Lessings Konzeption vom Wesen des jüdischen Volkes läßt sich also folgendermaßen zusammenfassen: Die „alten Juden“ waren eine naturunmittelbare „Volksgemeinschaft“ mit einer heidnischen Religion. Durch ihre schon in alttestamentarischer Zeit und dann nach der Vertreibung aus ihrem Heimat-

278 Ebda., S. 264.
279 Vgl. ebda.
280 Vgl. ebda., S. 261.
281 Ebda., S. 270.
282 Ebda.
283 Ebda., S. 270f.
284 Vgl. ebda., S. 278f.

land fortgesetzt erlittene Not wurde eine gemeinsame „geistige“ Grundlage zum äußeren Kennzeichen ihrer Gemeinschaftsbildung, welche allerdings tiefer begründet ist in einer „konservativen Volksseele“. Denn trotz der jahrtausendelangen Indoktrination, jüdische Identität bestünde in nichts anderem als einem geistig-religiösen Band zwischen den Juden untereinander und zwischen den Juden und dem Einen Gott, dessen auserwähltes Volk sie seien, trotz dieses „(E)inhämmern(s) und (E)inbläuen(s)“[285], sind die älteren Elemente des Volkstums nicht ganz verschwunden. Zumindest nicht bei den Ostjuden, bei welchen sich das traditionelle Gemeindeleben noch erhalten hat. Dies leitet über zu Lessings Sicht auf die Gründe und Folgen der westjüdischen Assimilation[286].

„‘Keine tiefere Sehnsucht kennen wir, als herauszukommen aus Duldung’“, so hätten die westeuropäischen Juden im 19. Jahrhundert gesprochen[287]. Die Assimilation sei von ihnen als Preis der Emanzipation akzeptiert worden; und letztere erschien ihnen als der Weg von der „Duldung“ in die Unterschiedslosigkeit. „Moses Mendelssohn, ein kleiner Thoraschreibersohn aus Dessau, war der Wundermann, der aus verstreuten Haufen von ‘Träumern des Ghetto’ die ehrengeachteten Gemeinden ‘deutscher Bürger mosaischer Konfession’ erschmiedete.“[288]

> „Man pflegt überall zu preisen, was der Jude durch seinen Eintritt in die europäische Kultur und was Europa durch die Juden gewonnen habe. Aber man sieht es nicht oder man sagt es nur leise, um welchen Preis die Juden zu Europas Bürgern geworden sind: Durch den Verrat an den Gesichten ihrer Hoffnung. Durch das Opfer ihrer zeitlosen Träume. Heute wird das Volk nicht mehr von frommen Weisen gelenkt, sondern von Rechtsanwälten und Großbankiers organisiert.“[289]

Durch die Assimilation haben die (West)Juden also ihre Verbindung zum „Lebenselement“ gelöst, ihre „zeitlosen Träume“ geopfert und sich ganz auf das Geistig-Bewußte, Ethisch-Wollende und Praktisch-Nützliche eingestellt[290]. Ja, sie sind nicht nur zu Vertretern, sondern geradezu zum Vortrupp

285 Ebda., S. 262.
286 Vgl. dazu auch Poetzl, S. 235-249.
287 Vgl. Lessing, Selbsthaß, S. 11.
288 Ebda., S. 18.
289 Ebda., S. 26.
290 Vgl. auch ebda., S. 34f.

der „europäisch-amerikanischen“ Zivilisation geworden. Überall erscheinen sie als die Besten, Gescheitesten und Begabtesten:

> „Wollen Sie die besten Regisseure? Oder die wirksamsten Sterne des Films? Hautspezialisten? Humoristen? Akrobaten? Psychologen? Wollen Sie Industrie? Kommunismus? Lyrik? Sagen Sie uns bitte: Was wollen Sie? Wir führen alles. Wir können alles. Wollen Sie Talent? Hier haben Sie Talent. Wollen Sie Genie? Wir können sogar Genie.“[291]

Besonders kritikwürdig ist für Lessing dabei das (aus seiner Sicht) übermäßige Engagement der Juden in der Wirtschaft. Seine Invektiven gegen den „Händlergeist“ der (West)Juden haben bis zu seinem Tode einen scharfen Tonfall. Wir hatten im letzten Kapitel bereits darauf hingewiesen, daß Lessing einem „aus gesunden Lebensgefühlen“ motivierten Antisemitismus Verständnis entgegenbrachte. Diese Position wiederholt er noch einmal in seiner letzten Schrift *Deutschland und seine Juden* (bereits aus dem tschechischen Exil heraus). Dort erklärt er, daß es einen Gesichtspunkt gebe, unter dem er den „alten Streit um das Judentum“ begreifen könne, nämlich wenn der „Geist“ gänzlich abgelehnt würde. Das „notgestachelte Sklavenvolk der Juden“ mußte aber geistig werden[292].

> „Wahrlich! Diesen Aufstand der Natur gegen den Geist kann ich verstehen! Denn ich selber habe ihn eingeläutet mit jenen zwei Werken ‘Untergang der Erde am Geist’ und ‘Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen’.“[293]
>
> „Es ist in der Tat nicht zu bezweifeln, dass Natur und Volk zugrunde gehen im selben Maasse, als wir Stadt- und Handelsmenschen werden. ... Der Jude aber wurde oft in tollem Ausmass zum Symbol einer relativierenden Handels-Menschheit. Er war nicht bei sich selbst, sondern zwischen oder über den Völkern. Und so glaube ich, dass wenn hinter den Judenverfolgungen je ein gesunder Antrieb stand, es sich wohl nur handelte um diesen Triebantrieb des Blutes gegen die Stadt und gegen ihre Geschäfte.“[294]

---

291 Ebda., S. 157.
292 Vgl. Lessing, Deutschland, S. 13.
293 Ebda.
294 Ebda., S. 14.

Es wird in diesen Passagen nicht völlig klar, ob Lessing es für berechtigt hält, daß „der Jude“ zum Symbol für „Geist“, „Stadt“ und „Geschäfte“ geworden ist; ob er nur Anwürfe der Antisemiten referiert, oder ob er sie teilt. Den Nazis wirft er jedenfalls Inkonsequenz vor: Wenn schon, dann müßten sie „den Juden“ als „Prinzip“ verfolgen, aber tatsächlich verfolgen sie ihn als Volk oder Rasse. Sie müßten sagen: „Wir lieben und fordern Rasse und Volk. Aber wir sind Antikapitalisten! Wir sehen im Juden den Vertreter eines naturmordenden Händler-Willens“[295]. Aber in Wirklichkeit würden die jüdischen Großkapitalisten geschont, und „(d)er fromme Talmudjude, der kleine Mann aus Galizien, der volkstreue Konservative wird zu Tode gemartert“[296].

Daß Lessings Haltung zu der Frage, ob die Juden des Westens zu Recht als typische Vertreter der „Handels-Menschheit“ angesehen werden oder nicht, durchaus gespalten war, wird auch aus folgender Passage (ebenfalls aus dem Jahr 1933) deutlich:

> „Das gesamte deutsche Judentum hätte angesichts des Wahns eines jüdischen ‘Weltkapitalismus’ und ‘internationalen Weltmarxismus’ als geschlossene Gemeinschaft – sich entkapitalisieren müssen. ... Aber was geschah und geschieht, es ist nichts als der alte Wucher und Schacher um die Existenz, die Stellung, die Erlaubnis, Geld zu verdienen, welchen ‘Lebenszweck’ der eine (wie sagt man doch?) ‘tarnt’ mit reinem Edelariertum, der andere mit selbstbewußtem Nationaljudentum.“[297]

Zwar ist der „jüdische Weltkapitalismus“ ein „Wahn“, aber „Entkapitalisierung“ hätten die deutschen Juden dennoch nötig. Zwar sind auch die „Edelarier“ Schacherer, aber die deutschen Juden sind sogar bereit, „als geduldete Bürger zweiten Ranges in Deutschland zu bleiben, wenn ihnen nur der Scha-

---

295 Vgl. ebda.

296 Vgl. ebda., S. 15. Poetzl, S. 202-205, interpretiert diese Passagen aus *Deutschland und seine Juden* über, indem er nicht sieht, daß Lessing sich der von ihm referierten antisemitischen Position nicht rückhaltlos anschließt. Poetzl spricht in diesem Zusammenhang von „Lessing’s philosophical capitulation to so many points in the antisemitic onslaught“ (S. 203). „(U)tilizing a mixture of Marxist and völkisch rhetoric ... he [Lessing] confuted in Nazism .. not its ‘blood and soil’ mythology per se but the betrayal of those racial ideals, and the exaggerated emphasis given to the nationalist at the expense of the socialist elements in the Nazi program“ (S. 202f.).

297 Lessing, Gnade dem Maultier, S. 132.

cher nicht versagt, nicht das Geschäft und die Sinnesfreude verkürzt wird, dieser einzige Lebensinhalt, davon sie wissen“[298].

Auch wenn Lessing die Juden des Westens bis zuletzt als „Schacherer“ verpönt hat, so betont er ebenso, daß sie sich aus ihrer Not heraus auf den Erwerbszweck hin orientieren *mußten*. „Europa“ ist schuld an der Geschäftstüchtigkeit der Juden:

> „Die Welt der westlichen Erdhälfte ist eine Welt des Handelns. Alles urteilt; alles wertet. Wo gibt es ein Gebiet, das nicht seinen Preis hätte und nicht schon zu Ware geworden wäre? Genau betrachtet, steht hinter allem und jedem: Willen zur Macht. Inmitten des allgemeinen Willensmarktes, welcher alles Wachstum wandelt in Ware, gibt es einige verstreute Reste kosmischer Seele. Ein solches Restchen war das Judentum. ... Im Laufe der Jahrhunderte ist es aber zum Opfer gefallen dem allgemeinen Händlergeist des christlichen Europa und Amerika. Dann aber geschah das Tollste: ... (M)an [hat] das Judentum und seinen Mythos zum Opfer der Nutz- und Raffwirtschaft christlicher Jahrtausende gemacht, hinterher aber diese christlichen Jahrtausende und ihre Raffwirtschaft eben dem Judentume in die Schuhe geschoben; eine jener Sinngebungen von nachhinein, die der Mensch Weltgeschichte nennt und mit denen er alle seinem Unsinn einen Sinn, alle seinem Unrecht ein Recht zu erschleichen pflegt.“[299]

Wirtschaftliches Denken ist nach Lessings Auffassung nur *ein* Aspekt der geistdominierten europäischen Kultur. Genausowenig, wie die Juden speziell für die „Raffwirtschaft“ verantwortlich zeichnen, gelte allgemein: „(N)icht der Jude hat die Menschheit in den Geist hineingetrieben“[300], sondern umgekehrt wurden die Juden von ihrer christlich-europäischen Umwelt „vergeistigt“:

> „Es handelt sich um einen *Sonderfall des allgemeinen Schicksals aller bedrängten, notleidenden, vom Lebenselemente abgeschnittenen Kreatur*. Die Psychologie des Juden ist nur ein besonders einleuchtendes Beispiel für die Psychologie der leidenden *Minderheit*. Überall muß die Minderheit darauf bedacht sein, sich keine Blöße zu geben.

298 Lessing, Vermächtnis an Deutschland, S. 78.
299 Lessing, Untergang, S. 281f.
300 Lessing, Selbsthaß, S. 23.

> Sie lebt beargwöhnt, wachsam und unter Nachprüfung von seiten ihres kritischen Bewußtseins.“[301]

Obwohl Lessing diese notgeborene Fähigkeit zu selbstkritischer Distanzierung gelegentlich als Stärke der Juden begriffen hat[302], so kann doch kein Zweifel daran bestehen, daß er sie überwiegend negativ bewertet hat als Quelle des „jüdischen Selbsthasses“. Aus Sicht der Lessing’schen Geschichtsphilosophie ist es ein menschliches Bedürfnis, dem Geschehenen im Nachhinein einen Sinn einzubeschreiben. Die beiden Grundmuster hierzu sind: Verklären des Erfolges und Zurückführen des Mißerfolges auf Schuld[303].

> „In jedem jüdischen Menschen steckt sehr tief die Neigung: ein Unglück, das ihn trifft, als Sühne für eine Versündigung aufzufassen. Würde der Leser fragen, warum das so sei, so könnte ich an dieser Stelle nur hinweisen auf die Tatsache, daß die jüdische Geschichte durch fast dreitausend Jahre nur eine *Leidensgeschichte* gewesen ist. Und zwar eine Geschichte hoffnungsloser, unablösbarer Leiden. Ein solcher Leidenszustand aber verstattet, um sinnvoll und erträglich zu werden, nur einen einzigen Notausgang: der Mensch muß glauben, daß das Schicksal mit ihm eine besondere Absicht habe. ‘Wen Gott liebt, den züchtigt er.’ Mit dieser Auffassung seiner Leiden als einer *Strafe* ist dann freilich schon der Ansatz zu dem Phänomen ‘Selbsthaß’ gegeben. -“[304]

Das jüdische Volk sei „unter allen Völkern das erste, ja vielleicht das einzige ..., welches die Schuld am Weltgeschehen einzig *in sich selber* gesucht

---

301 Ebda., S. 35.

302 So schrieb er in *Galizien. Zur Abwehr*, S. 78: „Ein Adelsvolk, in Abhängigkeit, Defensive und Niedrigkeit als Träger der höchsten ethischen Forderung - das ist die Tragödie des Judengolus. In diesem Notstand des Schlechtwerdens aber besaß der Jude eine originale Waffe, die das jüdische Genie zur höchsten Feinheit schliff. Eine Tendenz innerer Selbstschau, eine Fähigkeit zur kritischen Selbstbetrachtung, ja zur lächelnden Ironie über sich selbst, die die eigentliche Stärke jüdischer Geistigkeit ist. ... Dürfen wir als Juden eine Ueberlegenheit des Blutes uns zusprechen, dann scheint es mir die zu sein, daß unser Los Innerlichkeit und Selbstbescheidung uns gelehrt hat. Frohere, beglücktere Menschen, die auf eigener Scholle wachsen, mögen Selbstgerechtigkeit und Selbstvergötterung lieben. Wir aber haben unter dieser naiven Selbstgerechtigkeit, die die eigene Spezies Mensch für Sinn der Erde hält, so furchtbar gelitten, daß wir davor gesichert sein sollten in die gleiche Art Selbstschmeichelei zu fallen.“

303 Vgl. Poetzl, S. 170f. Siehe bereits oben, Kap. 3.5.

304 Lessing, Selbsthaß, S. 13f.

hat“[305]. Ein Ausfluß dessen sei die in der jüdischen Religion und Ethik stark verankerte „Kollektivhaftbarkeit“. Das christliche Schuldbekenntnis (mea culpa) sei im Judentum gänzlich unbekannt; statt dessen bekenne sich immer die gesamte Gemeinde zur Schuld jedes Einzelnen[306]. Es werde „schlechtweg erklärt: ‘Israel ist schuld an allen Sünden der Welt’“[307] (weswegen es auch „viel leichter“ sei, „das jüdische Volk zu opfern als jedes andere Volk“[308]). So wurde aus den Juden „das eigentliche Volk der Ethik“[309].

In früheren Zeiten sei dieses „Selbstrichtertum“[310] noch tragbar gewesen, einerseits, weil es nichts anderes dargestellt habe als einen Ausdruck des enormen Gemeinschaftsgefühls innerhalb der jüdischen Gemeinden anstelle des europäischen „Persönlichkeitstrotzes“ und andererseits, weil das kollektive Bewußtsein, Gottes „auserwähltes Volk“ zu sein, einen positiven Ausgleich herbeigeführt habe. Diese „checks“ seien aber im Zuge von Emanzipation und Assimilation, also im Zuge der Auflösung des traditionellen jüdischen Gemeindelebens entfallen[311]. Erst jetzt konnte aus kollektivem Schuldgefühl individueller Selbsthaß werden, denn die Juden des Westens haben sich aus Lessings Sicht in „Luftmenschen“ verwandelt[312]. Sie haben nirgends „Wurzeln“, nicht mehr in der entschwundenen Lebenswelt der jüdischen Gemeinden und auch nicht in der sie umgebenden Gesellschaft, von der sie immer als fremdartig angesehen würden[313]. Die den Juden „im Blut“ steckende Tendenz zur „Selbstanbohrung“[314], die Lessing auch bei sich persönlich diagnostizierte[315], mußte sich unter diesen Umständen in Selbsthaß verwandeln:

> „Der Jude, gleich Hindu oder Chinese, merkwürdig und bedeutsam als Vertreter einer Gemeinschaft, beginnt, abgelöst von dieser Ge-

305 Vgl. ebda., S. 13.
306 Vgl. dazu Lessing, Untergang, S. 273-276 und Lessing, Selbsthaß, S. 12-15 und Note 1, S. 227-230.
307 Lessing, Selbsthaß, S. 229.
308 Vgl. ebda., S. 228.
309 Ebda. Vgl. dazu auch Marwedel, Lessing, S. 101-103; Schoeps, S. 213 und Hieronimus, S. 55f.
310 Lessing, Selbsthaß, S. 228.
311 Vgl. dazu Poetzl, S. 228-233.
312 Vgl. dazu Lessing, Selbsthaß, S. 38-48.
313 Daß die Juden überall außerhalb Palästinas „wurzellos“ bleiben müßten, ist eine Kernbehauptung der (deutschen) Zionisten, vgl. Pierson, S. 147ff.
314 Vgl. Lessing, Selbsthaß, S. 14.
315 „Meiner Natur lag es nahe, Unglück und Ungeschick eher aus dem eigenen Selbst, als aus fremdem und fernem Verhalten herzuleiten“, Lessing, Einmal, S. 125.

> meinschaft, sofort unsicher zu werden. Er schleppt gleichsam immer die Schuld aller mit sich herum, ohne an der Gemeinsamkeit mit ihnen noch Rückgrat zu besitzen.“[316]

Da jeder moderne Jude sich in dieser Situation befinde, sei auch kein einziger frei von Gefühlen des Selbsthasses:

> „Es lebt kein Mensch aus jüdischem Blut, bei dem wir nicht wenigstens Ansätze zum ‘jüdischen Selbsthasse’ fänden.“[317]

Aus dieser Situation hätte der „jüdische Selbsthasser“ bislang drei Auswege gesucht, die Lessing aber allesamt verwirft: Erstens könnte jener völlig zum Geist hin fliehen, zum „Weltrichter“ „Sittenforderer“ und „Bußprediger“ werden. Dies führe jedoch dazu, daß seine „Seele“ stirbt, sich „am Geiste verbraucht“, und sei zudem verlogen, da ein Defizit Quelle aller jener Ideale sei[318]. Zweitens könne er sich völlig dem Selbsthaß hingeben, „das Fremde“ mehr lieben als sich selbst („den Freund“, „die Geliebte“ – offensichtlich blickt Lessing hier in den Spiegel). Die Folge wird sein, daß er „geopfert“ wird:

> „(M)ache dich zum Lamm, und die Wölfe werden dich fressen. ... Die du am tiefsten liebtest, werden dich schlachten. Und sie werden ihre Tat nie erkennen. Also nie bereuen. Und wär’s eine Schurkentat, die verächtlich machen sollte für Zeit und Ewigkeit. Sie werden immer Gründe haben, sich zu segnen. Sie opfern dich in guten Treuen. Denn wer sich nicht selber genug liebt, den liebt niemand.“[319]

Der dritte Weg schließlich sei die „Mimikry“: „Du wirst ‘einer von den andern’ und wirkst fabelhaft echt. Vielleicht ein wenig zu deutsch, um völlig deutsch zu sein.“[320] Diese Assimilation bezeichnet Lessing als „Weg des Selbstmordes zu Glück und Ruhm“[321]. Wer seine Herkunft und sein Identi-

316 Lessing, Untergang, S. 275f.
317 Lessing, Selbsthaß, S. 40. Bereits 1909 hatte Lessing in *Eindrücke aus Galizien*, S. 620, Antisemitismus unter Juden als „echt jüdische(n) Zug“ bezeichnet.
318 Vgl. Lessing, Selbsthaß, S. 48f.
319 Ebda., S. 49f.
320 Ebda., S. 50.
321 Ebda.

tätsproblem einfach über Bord wirft, ist „tot“: „Mit deinem Zwiespalt bist du gestorben.“[322]

„So wären denn *alle* Wege vergeblich. Was soll geschehen?“[323] – Dieser Frage wollen wir uns nun zuwenden.

Wie bereits oben erwähnt, hat Lessings Antwort auf diese Frage im hier betrachteten Zeitraum eine Entwicklung erfahren, d.h., sie war nicht immer die gleiche. Die vielleicht einfachste Ausprägung der Antwort auf die Frage: „Was soll geschehen?“ findet sich in *Der jüdische Selbsthaß* und in einigen anderen Schriften Lessings aus den frühen 20er Jahren. Sie besteht, kurz gesagt, darin, daß Lessing den Juden den „Durchbruch zum Leben“[324] empfiehlt. Die modernen Juden sollen wieder eine lebensnahe und naturverbundene „Volksgemeinschaft“ auf ihrem eigenen Boden in Palästina werden, genauso, wie sie es in alter Zeit gewesen seien; und der Zionismus sei die politische Kraft, die diesem Ziel zu dienen habe. Wenn Lawrence Baron schreibt:

> „Lessing’s expectations for Zionism rested on *völkisch* assumptions about primeval Jewry. He simply transposed the venerable qualities he once had associated with the Teutons to the first Jews.“[325]

so hat er zweifellos darin Recht, daß Lessing seine ältere Idealvorstellung vom „Germanen“, also das Ziel seines Assimilationsdranges in der Jugend, auf das „Wesen des Judentums“ übertrug. (Ob man diese Vorstellung „völkisch“ nennen muß, ist eine andere Frage[326].) Anders als vor 1914 stellte Lessing den Juden „den Germanen“ bzw. „Deutschen“ aber nicht mehr als Vorbild vor Augen. Dies war nun unnötig geworden, weil die Juden ja sowieso in ihrem Kern die „richtigen“ Eigenschaften aufwiesen.

---

322 Ebda.
323 Ebda.
324 Hieronimus, S. 57.
325 Baron, S. 337. Genauso: Poetzl, S. VIIf., S. 209 u. S. 195, wo es heißt: „Such a folkish conception of Judaism ... brought Lessing into conflict on all sides, from German völkisch types who conveted similar ideological ground for their own ethnic purposes to that not insignificant segment of the ‘neutral’ assimilated German-Jewish intelligentsia who wanted to repress ist racial origins altogether.“
326 Pierson, S. 222ff., stellt (auch unter Berücksichtigung von Lessings *Der jüdische Selbsthaß*) ausführliche Betrachtungen dazu an, ob man den deutschen Zionismus „völkisch“ nennen dürfe. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß große ideologische Gemeinsamkeiten zwischen Zionisten und Deutsch-Völkischen bestanden, der Zionismus aber insgesamt „humanistischer“ und nicht aggressiv gegen andere Völker aufgetreten sei.

Der Zionismus ist für Lessing deshalb „der Keim einer Volkserneuerung“[327], weil er die Bedingungen herstellen wolle, die nötig seien, damit die Juden neue „Volkskräfte“ schöpfen können. Urbanismus, Kommerz und Über-Intellektualismus der Westjuden würden durch Körperkraft und Bodenständigkeit ersetzt[328]. Lessing schreibt:

> „Schmach allen Söhnen, die es vorziehen, für die Luxuswelt westlicher Weltstädte ‘sich der Literatur zu widmen’ oder ‘die akademische Laufbahn einzuschlagen’, statt Steine zu tragen zu der Landstraße nach Jeruschalajim.“[329]

Wollte Lessing noch 1912 „Asien für Europa erobern“ und eine „deutsche Hochschule für Asien“ in Bethlehem ins Leben rufen, so hat er diese Position nach dem Weltkrieg überwunden:

> „Nehmen wir an: Es gelänge uns, alle Juden in Erez Israel, als Zwischenvolk zwischen Asien und Europa, anzusiedeln. Was nützte es, wenn wir damit nur die selbe Gesinnung nach Asien brächten, an der Europa zugrunde geht?“[330]

Deutschland, der „deutsche Mensch“ oder der „arische Typus“ werden von ihm nun wiederholt kritisch beurteilt. 1925 schreibt er etwa:

> „Was denn macht den Deutschen unter allen Völkern unbeliebt; mit *Recht* unbeliebt? Einzig diese Art Selbstgerechtigkeit, die feindlich jedem Gedanken, der nicht das eigene Vorurteil und fremd jedem Lebensausdruck, der nicht der eigenen Seelenart entgegenklingt, überall das Unverstandene schulmeistert und sich selber zur Norm für das Leben und Treiben anderer setzt.“[331]

---

327 Lessing, Selbsthaß, S. 23. In diesem Zusammenhang versieht Lessing den Antisemitismus mit einer positiven Wertung: „Aber es muß gesagt sein, - so bitter diese Erkenntnis ist - daß just der Rückschlag das jüdische Volk errettet hat. Die Assimilation wäre in Westeuropa glatt weitergegangen. Sie wäre nach einigen Geschlechtern voraussichtlich vollendet worden, wenn nicht die Gegenwelle des *Hasses* gekommen wäre. Der an allen Tischen Europas mittafelnde ‘Fortschrittsjude’ stand plötzlich vor einer dicken Mauer von Haß. Dieser Haß aber brachte ihn zur Selbstbesinnung. Der Zionismus entstand: der Keim einer Volkserneuerung.“

328 Vgl. dazu Baron, S. 338.

329 Lessing, Selbsthaß, S. 26.

330 Lessing, Deutschland, S. 30.

331 Lessing, Studentenschaft, S. 81f.

Fünf Jahre später kommt er, über die weitverbreitete Zurückweisung der deutschen Juden durch ihre nicht-jüdischen Landsleute sprechend, zu dem Schluß:

> „So natürlich und so ergreifend dieser Schmerz uns auch erscheint, der Schmerz, von einer geliebten Mutter nicht erkannt und verschmäht zu werden, klarer und würdiger erschiene es mir, der den besten Sohn verschmähenden Mutter auch *die Sohnespflichten nicht zu gönnen*. Möge sie doch spüren, was sie verscherzt und frevelnd verloren hat. So wenigstens wäre heute mein Entscheid. Aber ich kann nicht sagen, daß ich immer diese Sicherheit besessen habe. -“[332]

Dieses Zitat ist für Lessings deutsch-jüdische Identität in seiner letzten Lebensphase sehr erhellend. Einerseits zeigt sich seine immer noch starke *affektive* Bindung an Deutschland (die „Mutter“), worauf wir unten noch genauer eingehen werden. Andererseits wird deutlich, daß er *mittlerweile* (nicht schon immer!) die „Sicherheit“ und den Stolz („bester Sohn“) besitzt, seine Gefühle hintanzustellen und eine „würdige“ Haltung einzunehmen, welche darin besteht, daß man dort, wo man nicht erwünscht ist, sich zurückzieht, auch wenn es gefühlsmäßig noch so schwer fällt. Dieser „Rückzug“ soll nach Palästina erfolgen:

> „Dieser ... Weg, der konservative, befriedet urtümlich natürliche Instinkte und führt zurück aus Europa und Amerika in das alte Heimatland Asien, dessen Wälder und Wüsten im jüdischen Blut aus Erberinnern lebendig sind. ... Es mag schlimm sein, daß dem so ist. Es mag eine Schmach sein für Europas Humanität. Aber wir wollen die klare Wahrheit nicht verschleiern. Wir haben nichts zu suchen in einem Offizierskorps, in einem Professorenkollegium, in studentischen Korporationen, Beamtenschaften, Sportvereinen, die unsere Zugehörigkeit nicht als Ehre empfinden. Wir drängen uns nicht auf. Und wo wir nicht willkommen sind, da halten wir uns zurück. ... Die Geschichte der Juden Deutschlands seit der Emanzipation ist lediglich die Geschichte einer Vergeudung unerhörter Energien an fremde Zwecke und fremde Ziele.“[333]

Lessing ist zu diesem Zeitpunkt und bis zu seinem Lebensende (s.u.) zwar mit dem Herzen noch Deutscher, aber er ist es nicht mehr mit dem Kopf.

---

332 Lessing, Selbsthaß, S. 42f.
333 Lessing, Jüdisches Schicksal, S. 16.

Seine *Solidarität*, seine Parteinahme gilt nun ungeteilt den Juden, welche gerade auch unter den Deutschen zu leiden hatten und haben.

> „Ich wurde ja immerfort hineingedrängt in die Lage, die Tatsache meiner *Geburt* verteidigen zu müssen! Und mit weit besserem Rechte hätte ich beweisen können, daß der jüdische Mensch durch Europa und sein vermeintliches »Ariertum« beständig verbogen und verdorben, daß er vor allem vernutzt, danklos verbraucht und *geopfert* wird.“[334]

In den beiden letzten Zitaten klingt leise so etwas wie ein tieferer Grund für Lessings Einstellungswandel Deutschland gegenüber an. Wir haben bereits darauf aufmerksam gemacht, daß es sich dabei nicht um einen emotionalen Umschwung, sondern um eine Neuorientierung auf der gedanklich-philosophischen Ebene handelte. In den Zitaten wird deutlich, daß Lessing „Deutschland“ mit „Europa“ und sogar „Europa“ mit „Ariertum“ gleichsetzt. Zwar hatte er auch 1912 schon „Asien für Europa erobern“ wollen durch den Bau einer *deutschen* Hochschule, aber wir müssen hier fein unterscheiden: Vor dem Ersten Weltkrieg scheint sich Lessings Konzept von „Europa“ und „Deutschland“ noch von den später in *Europa und Asien* niedergelegten Positionen unterschieden zu haben. Konkret hatte sich der Dualismus „Europa“ – „Asien“ noch nicht fest an den Gegensatz „Geist“ – „Leben“ gekoppelt. Die europäische Kultur, als deren Krone Lessing noch zwischen 1912 und 1914 die deutsche Kultur ansah (vgl. Kapitel 4.3) wurde von Lessing vor dem Weltkrieg noch positiv beurteilt, und zwar deshalb, weil sie ihm noch nicht als einseitig auf den „Geist“, die Leistung, den Machtwillen und den Individualismus hin ausgerichtet galt. In seinem Porträt *Nietzsche* schreibt Lessing, daß in der griechischen Antike „das Vollkommene“ gelungen sei: die „Harmonie von Tag und Traum“, d.h. von „Geist“ und „Lebenselement“[335]. Und er schreibt, „daß die deutsche Kulturwirklichkeit fast eine Wiederholung der altgriechischen wurde“[336]. Daraus läßt sich folgern, daß Lessing vor dem Ersten Weltkrieg die deutsche Kultur als beste Ausprägung der abendländischen erschienen war, als eine harmonische Mischung von „Leben“ und „Geist“, und daß er diese Mischung als vorbildlich für Asien und für die Juden angesehen hat. Deutschland gehörte eben *nicht* auf die

334 Lessing, Klages, S. 424.
335 Vgl. Lessing, Nietzsche, S. 21.
336 Ebda., S. 20.

Seite Europas, sondern stand zwischen Europa und Asien. Diese Anschauung schwand mit dem Krieg[337], in dem sich die Deutschen (und gerade seine „Kulturträger“) als genauso kriegslüstern, tötungs- und machtwillig erwiesen, wie alle anderen; – eben als echte Repräsentanten der „europäischen Welt dickfälliger Selbstbewußtheit, welche die ganze Erde hält für blosses Betätigungs- und Selbstentwicklungsfeld des Menschen; insbesondere aber des kaukasischen und in noch engerer Auslese des christlichen oder germanischen [!] Menschen“[338]. Aus diesem Zitat geht überdeutlich hervor, daß der „Germane“ für Lessing nach dem Krieg nicht mehr das Idealbild seiner Jugend ist, sondern nur noch ein „typischer Europäer“. Heinrich Heine hatte im 19. Jahrhundert davon gesprochen, die Juden könnten nunmehr in die europäische Kultur eintreten, und die Konvertierung zum Christentum sei ihr „Entréebillet“[339]. Lessing dagegen schreibt 1914:

> „Ich gehöre nicht zu den Vertretern der ‘europäischen Kultur’. Ich verachte diese Kultur. Nein, mich ekelt vor ihr. Und mich ekelt vor ihren Vertretern.“[340]

Die „harmonische Mischung von Leben und Geist“, die immer noch sein Idealbild für eine menschliche Gemeinschaft ist, sieht er denn auch nicht mehr in Deutschland, gar nicht mehr auf dem europäischen Kontinent verwirklicht, sondern am ehesten in China und Japan[341] – und bei den Juden! Vormals galten ihm die Juden (des Westens) als die extremen Vertreter der europäisch-amerikanischen Kultur. Lessing kritisiert sie weiterhin als solche, als „Vertreter eines naturmordenden grosstädtischen Händler-Willens“[342]. Aber diese Kritik trifft, wie Lessing nunmehr betont, die Juden nicht in ihrem „Wesen“, welches er als „heidnisch“ und „gemeinschaftlich“ ansah (s.o.), sondern bezieht sich nur auf eine Phase ihrer Entwicklung, die – aus der Not geboren – durch zweierlei geprägt war: die „Vergeistigung“ der Religion, wodurch die älteren sinnlichen und mythologischen Elemente ausgeschaltet wurden, und die Ghettoisierung, welche eine Abspaltung von der Natur und die „Überzüchtung“ der intellektuellen Qualitäten der Juden

337 So auch Baron, S. 336f.
338 Lessing, Untergang, S. 274.
339 Vgl. Volkov, Die Juden, S. 17.
340 Theodor Lessing, Krieg und Not: Vorbemerkung zu den Vorträgen im Winter 1914, in: Theodor Lessing, Ausgewählte Schriften, Band 2, S. 25f., hier S. 26.
341 Vgl. dazu Hüsgen, S. 36-38.
342 Lessing, Deutschland, S. 14.

mit sich gebracht habe. Die Juden seien also beides: urtümlich und modern, konservativ und revolutionär, gemeinschaftlich und individualistisch. Deshalb würden sie auch besser als jedes andere Volk als „Brücke“, als Mittler zwischen Europa und Asien fungieren können. Sie könnten die gegensätzlichen Lebensstile des überbewußten, überkultivierten „Europa“ und des naiven, mythologischen „Asien“ versöhnen, weil sie selbst die Gegensätze zwischen Natur und Kultur, Gemeinschaft und Individualismus etc. in sich vereinen[343]. Hier stoßen wir auf *eine* Konzeption Lessings von der „Sendung“ des jüdischen Volkes: Es soll nach Lessings Willen eine „historische Mission als kulturelle Vermittler“[344] übernehmen:

> „Können aber Juden eine Lösung finden, (und sie gehn als Juden unter, wenn sie sie nicht finden), dann finden sie den Ausgleich des alten Widerstreites nicht für sich, sondern: für alle. Ich wüßte aber nicht, von welcher Volksgruppe die Lösung des Kampfes zwischen Seele und Geist, zwischen konservativem Volkstum und übervölkischem Ziel ... eigentlich ausgehn sollte, wenn nicht von derjenigen, welche am tiefsten unter der Unlösbarkeit leidet.“[345]

Lessings oben referierte (erste) Antwort auf die „Judenfrage“[346], nämlich die als „Durchbruch zum Leben“ bezeichnete Empfehlung, die Juden sollten sich als „Volksgemeinschaft“ in Palästina ansiedeln, steht zu dieser „Mission“ in keinem Widerspruch, sondern in einem engen Zusammenhang: Lessing sieht, daß die Juden schon in der Vergangenheit ein besonderes Talent zur „Vermittlung“ gehabt hätten und erklärt ihre herausgehobene Stellung im Handel, im Bildungs- und Pressewesen damit[347]. Aber erst durch ihre „Volkwerdung“ in Palästina würden die Juden in die Lage ver-

343 Vgl. dazu das Kapitel „Judaism as a Bridge“ bei Poetzl, S. 207-213 sowie Marwedel, Lessing, S. 48, S. 251 u. S. 327.

344 Vgl. Poetzl, S. 252: „historical mission as cultural intermediaries“.

345 Lessing, Europa, S. 191.

346 In Kapitel 1 hatten wir darauf hingewiesen, daß die „Judenfrage“ zuerst von Nicht-Juden gestellt und mit der Assimilationsforderung beantwortet wurde. Charakteristisch für den deutschen Zionismus ist, daß hier die „Judenfrage“ von jüdischer Seite wieder aufgegriffen und zum Dreh- und Angelpunkt aller Überlegungen gemacht wurde, vgl. Pierson, S. 155ff. Die Zionisten stellten die „Judenfrage“ erneut, weil für sie der Zustand der europäischen Judenheit ganz und gar nicht in Ordnung war. Theodor Lessings Beschreibung der (West-) Juden als übermäßig intellektuell, naturentfremdet und physisch „degeneriert“ ist in mancher Hinsicht genauso typisch für die zionistische Position, wie sein „Ausweg“ einer Ansiedelung in Palästina, vgl. Pierson, S. 206ff.

347 Vgl. Poetzl, S. 210.

setzt, ihre „historische Mission“ aus einer Position der Selbstsicherheit heraus zu erfüllen, anstatt aus einer Position der Selbstbeschuldigung, gar des Selbsthasses heraus, wie in der Vergangenheit und Gegenwart[348].

Aber Theodor Lessing hatte noch eine zweite Antwort auf die „Judenfrage“ und eine zweite Konzeption von der Sendung des jüdischen Volkes, auf die wir nunmehr eingehen wollen. Es wäre unrichtig zu behaupten, daß er die bisher referierten Positionen irgendwann verworfen hat, aber zwischen 1927 und 1933 läßt sich eine Schwerpunktverlagerung in seinen das Judentum betreffenden Schriften feststellen. Um diese Verlagerung der Akzentsetzung nachzuvollziehen, wollen wir uns mit diesen Schriften in ihrer chronologischen Reihenfolge beschäftigen.

Lessings Artikel *Jüdisches Schicksal* von 1927 hatten wir oben verwendet, um seine „zionistische Antwort“ auf die „Judenfrage“ zu erläutern. In diesem Artikel verweist Lessing ausdrücklich auf sein Buch *Untergang der Erde am Geist* von 1924, worin er „alles, was ich über Juden, Judenfrage und Zukunft der Juden zu sagen habe, so klar und einfach wie immer möglich ... niedergelegt“ habe[349]. In *Jüdisches Schicksal* führt Lessing aber noch eine weitere mögliche „Lösung“ der Judenfrage aus[350], die er allerdings verwirft: Diese bestünde in der „Übernahme einer zwischenvölkischen allvermittelnden Sendung“ durch die Juden[351].

> „Diese Mittler- und Vermittlerrolle entdeckt jede Generation wieder neu. Millionenmal auf allen Gebieten ist verkündet worden, daß der Jude die weltgeschichtliche Mission habe, das zu bewahren, was ‘zwischen den Menschen’ ist. Immer ist das Schicksal jüdischer Menschen irgend eine Art Mittler-, Vermittler- oder Agententum. Diese Mittlerrolle reicht von Weltreligion und internationalem Sozialismus und Kommunismus hinab bis zur Logik, Erkenntnislehre, Sprachforschung, bis zur Politik und Diplomatie, bis zu Theater und Zeitung, bis zu Verkehrstechnik und Pferdeliebhaberei, bis zu Schachspiel und Zwischenhandel. Immer wird ergriffen, was gleichsam ‘über der Scholle schwebt’. Der Jude wird Vertreter des geistigen Schicksals

348 Vgl. ebda., S. 249-252.
349 Vgl. Lessing, Jüdisches Schicksal, S. 16.
350 Eigentlich nennt er sogar zwei mögliche „Lösungen“, aber „das charakterlose Assimilieren und das bescheidene Sichselbstverleugnen“ ist für ihn so inakzeptabel, daß er es als „Lösung“ nicht gelten läßt, vgl. Lessing, Jüdisches Schicksal, S. 14.
351 Vgl. ebda.

> der ‘Menschheit schlechthin’. Es [Er?] wird eine Art Symbol ihres geistigen Schicksals.“[352]

Diese Aussagen stehen nicht im Widerspruch dazu, daß Lessing selbst eine „historische Mission“ der Juden in der Vermittlung zwischen Europa und Asien gesehen hat (s.o.). Es handelt sich nämlich um zwei verschiedene Arten von „Vermittlung“. 1927 lehnt Lessing es ab, daß die Juden „zwischen den Völkern“ vermitteln, ohne vorher selbst ein Volk geworden zu sein. 1930, in der fünften Auflage von *Europa und Asien*, befürwortet Lessing die Vermittlung zweier *Prinzipien* durch das jüdische Volk, welches beide inkarniere: die Vermittlung zwischen „Europa“ und „Asien“, zwischen „Seele“ und „Geist“ (s.o.). Die Voraussetzung, daß zuvor eine „Volkwerdung“ der Juden in Palästina stattgefunden hat, ist darin stillschweigend enthalten. Während die erste Art von „Vermittlung“ ein „rein geistiges Schicksal“ sei, sei es die zweite eben nicht.

Worauf es ankommt, ist die Akzentverschiebung: 1927 lehnte Lessing eine Vermittlerrolle für die Juden rundheraus ab, 1930 begrüßte er eine solche. 1930 sah Lessing auch „übervölkische“ Aufgaben für die Juden, 1927 stellte er nur das „nationale“ Ziel heraus:

> „Es gibt nationale Seele. Aber es gibt nicht ‘nationale Geistigkeit’. Geist kann nicht national sein. ... Wir können .. verstehen, daß jüdische Intelligenzen wie Karl Marx nur das normativ allgemeingültige Ziel anerkennen. Für diese internationalen Geister ist die Judenfrage keine Frage der Nation mehr. Es handelt sich um Klassenfragen der Arbeit und der Gesellschaft. Und diese Lösung wäre auch folgerichtig, wenn die Menschen eben wahrhaft ‘Menschen’, d.h. geistige Wesen wären und nicht Bestien ... arme, futterneidische Bestien, die auf abstrakten Höhen sachlichen Geistes nie werden atmen können...“[353]

Der „internationale“ Aspekt, der mit dem „Geist“ zusammenhängt – die „Seele“ (das „Leben“) ist national, der „Geist“ international – spielt noch keine Rolle. Die Völker müssen sich in Nationen vereinigen. Der Weg hin zu einer internationalen, d.h. über-nationalen Weltgesellschaft ist nicht gangbar; das Wesen des Menschen steht dem entgegen. Der Mensch ist kein „geisti-

352 Ebda.
353 Ebda., S. 14f.

ges Wesen“, er hat die „nationale Seele“ nötig. Die Juden, welche keinen Nationalstaat haben, könnten in einer internationalen Gesellschaft eine Mittlerrolle einnehmen und die Sendung übernehmen, „sich zum Träger zu machen solcher ‘Werte’, welche unabhängig sind von Boden und Landschaft und welche den geistigen Adel der reinen Vernunftmenschheit begründen“[354], einfach weil sie mit diesem Zustand vertraut sind. Aber sie sollen es nicht. Die Internationalisierung ist ein Irrweg, da die Menschen „Bestien“ sind. Die Juden sollen lieber auch eine Nation bilden. Dies ist 1927 Lessings Position.

In Kapitel 3.4 hatten wir argumentiert, daß Lessing mit zunehmendem Alter einen positiveren Blickwinkel auf den „Geist“ und die zunehmende „Vergeistigung“ der Erde gewann, einen Prozeß, der für ihn gleichbedeutend war mit der „Internationalisierung“ der Erde:

> „Will man Selbsterhaltung der Arten und die Freiheit der Einzelpersonen, so gibt es dazu nur diesen einen Weg: Uebernationale Ordnung diktatorischer Vernunft ...“[355]

Dieser Einstellungswandel hatte nun auch Konsequenzen für Lessings Konzeption von der „Sendung“ des jüdischen Volkes. Hatte er es in *Jüdisches Schicksal* noch abgelehnt, daß „der Jude“ zum „Vertreter des geistigen Schicksals der ‘Menschheit schlechthin’“ werde (s.o.), so erfährt die „geistige“ und „internationale“ Aufgabe des jüdischen Volkes bereits ein Jahr später eine Aufwertung und tritt gleichberechtigt neben die „nationale“:

> „Zwei Quellen aber werden ... rauschen und für uns zeugen, fortzeugend, die Zeiten durchdauernd, zwei aus jüdischem Muttergrunde gebrochene und gespeiste Quellmächte: Zionismus und Sozialismus. Karl Marx und Theodor Herzl, sie erscheinen mir als die größten unter den jüdischen Männern unseres Zeitalters.“[356]
>
> „Marx aber erlöste die Politik von der Macht, für welche Herzl verblutete: vom Nationalismus. Der nationale Staat, die nationale Wirtschaft, die nationale Ethik, die nationale Logik, das erkannte Marx als Lüge. Mag an seinen Lehren dieser oder jener Gedanke zeitbedingt

354 Ebda., S. 14.
355 Lessing, Deutschland, S. 9f.
356 Theodor Lessing, Was ich von der jüdischen Jugend erhoffe, in: 50 Semester Barissia. Festschrift der jüdisch-akademischen Verbindung „Barissia“, Prag 1928, S. 33-39, hier S. 33.

> und vergänglich sein: Sein Prinzip: die Unbedingtheit und mithin die Internationalität der weltordnenden Vernunft, emporgetragen durch die Macht der Not durch die Macht des internationalen Leides aller duldenden und hungernden Menschen, dieses Prinzip, dies Prinzip des Schmerzes, erwies sich als das siegreiche, denn es ist die Wurzel des Geistes selber."[357]
>
> „(D)as Nationale ist überhaupt kein politisches Prinzip, sondern nichts als naturgegebene Tatsache. Und welchen Sinn hätte denn wohl die internationale Regelung der gesamten Erde als den: Jeder Menschenart, jeder Landschaft, jeder Nation zu ihrem Rechte zu helfen. Nationale Rechte aber hat jede Nation im selben Masse, als sie Träger ist der internationalen Werte."[358]
>
> „Unser Ziel ist, uns der Erhaltung wert zu machen. Das aber heisst: als eben dieser Mensch, dieser nationale und landschaftlich und biotisch bedingte Mensch zugleich Träger sein jener Werte, die nicht einem Volke gehören, sondern allen Völkern. Nur als Träger der internationalen Idee darf, kann, muss der Jude national sein."[359]

Sozialismus und Zionismus, Marx und Herzl, das „politische Prinzip", weltweit die Not abzustellen und das Unpolitisch-Selbstverständliche, die „Tatsache der Nation", erscheinen als gleich wichtig, wo früher das Nationale klar im Vordergrund gestanden hatte. Es deutet sich sogar eine Umkehrung der Priorität an, denn Lessing erklärt nunmehr das internationale geistige Prinzip für das *Unbedingte*, die Nationalität hingegen für bedingt: National zu sein, ist nur zulässig, wenn man sich zum Träger der „internationalen Idee" macht.

Ein weiteres Jahr später ist die Umkehrung in der Prioritätensetzung dann noch weiter gediehen. Lessing schreibt:

> „(M)ir ist es völlig gleichgültig, ob die Menschen, die in dreitausend Jahren die Erde bevölkern, noch Deutsche sind oder Juden oder Chinesen oder was sonst immer ... Meine Frage (als Jude wie als Deutscher) ist gar nicht: Wie soll ich mich erhalten? Sondern: Wie soll ich *wert* werden, erhalten zu bleiben? ... Und so beschäftigt mich auch das Judentum nur als Träger übervölkischer Werte, oder besser muß ich es so sagen: Ich fördere die internationalen Werte, weil ihr Sieg

357 Ebda., S. 36.
358 Ebda., S. 36f.
359 Ebda., S. 37.

> allein die Gewähr bietet, daß die Nationen in ihrer Besonderheit, darunter auch meine, die jüdische Nation, erhalten bleiben *können*, denn (dies ist meine Überzeugung) *keine einzige Frage der Menschen wird je auf dem Boden des Nationalismus zu lösen sein, am wenigsten die Frage der Nationen und des Nationalismus selber*.
>
> Liegt nun in diesem Bekenntnis auch die Ueberzeugung, daß Klassenkampf ungleich wichtiger ist als aller Streit der Nationalitäten, so ändert das doch selbstverständlich nichts an der Naturtatsache, daß ich bin, was ich bin und dies muß in nun wohl ... Jude nennen. Denn Staat ist nicht Volk, und ich sehe durchaus nicht ein, warum nicht der moderne Staat sehr verschiedene Nationen und Landschaften vereinigen soll, darunter auch die jüdische."[360]

Dieses Zitat aus einem offenen Brief an den Chefredakteur der *Encyklopaedia Judaica*, Jakob Klatzkin, den Lessing in der „Jüdischen Rundschau" veröffentlichte, dem Zentralorgan der Zionistischen Vereinigung für Deutschland (Z.V.f.D.)[361], ist aus zweierlei Gründen interessant. Zum einen dokumentiert es, daß Lessings Position zu dem Problem: Nation versus Internationalität (wiederum handelt es sich hierbei um eine Ausformung des Hauptgegensatzes „Leben" – „Geist", s.o.) noch im Übergang befangen war. Zwar war ihm mittlerweile der „Klassenkampf", d.h. der Kampf der internationalen „Partei der Not", wichtiger als der „Streit der Nationalitäten", aber liegt nicht ein Widerspruch darin, daß er einerseits erklärt, daß eine Nation sich „der Erhaltung wert" erweist, sei ihr höchster Zweck, andererseits wiederum die „internationalen Werte" nur wegen ihrer angeblichen Instrumentalfunktion für die Erhaltung der Nationen fördern will? Oder handelt es sich, wie bei vielen Lessing'schen „Widersprüchen", nur um zwei Seiten derselben Medaille?

> „Noch leiden Millionen Geschöpfe Not. Millionen werden verunrechtet zugunsten weniger. Das mag Naturgesetz sein, Vernunftgesetz ist es nicht. Einst werden alle fühlen, daß Schicksal, Nation, Blut und Vaterland, daß die nationalen wie die religiösen Tiefen der Menschheit nur dann zu retten und zu wahren sind, wenn der Mensch auf die Willkür der Gewalt verzichtend, ruhig der internationalen Diktatur

360 Theodor Lessing, Brief an Jakob Klatzkin, in: Jüdische Rundschau, 34. Jahrgang, 24. 4. 1929, S. 207.

361 Vgl. Pierson, Anhang, S. A[5].

> des Geistes vertraut, die auf den Höhen der Menschenwelt das Selbe ist, was wir Blut und Natur – Liebe nennen.“[362]

Der zweite interessante Punkt im o.a. Zitat aus dem *Brief an Jakob Klatzkin* ist Lessings idiosynkratischer Zionismus: Rückhaltlos bekennt er sich zur jüdischen Nation, aber nicht zum jüdischen Nationalstaat! Damit verweigerte er der Z.V.f.D. auf einem zentralen Politikfeld die Gefolgschaft[363]. Lessing glaubte vielmehr, daß ein Staat verschiedene Nationen beherbergen könne. Er selber wäre freiwillig nie aus Deutschland weggegangen (dazu unten mehr).

Die nächste Quelle, die wir in unserer chronologischen Betrachtung heranziehen müssen, ist *Der jüdische Selbsthaß* von 1930. Im mit „Kuppel“ überschriebenen Schlußteil dieses Buches macht sich Lessing ebenfalls Gedanken über die „Sendung“ des jüdischen Volkes. Er erzählt eine Geschichte, in der zwei Streitende vor einen Rabbi treten, und dieser beiden Recht gibt. Genauso müsse der Streit zwischen Zionismus und Sozialismus ausgehen:

> „Wenn der Zionist stundenlang dargelegt hat, Judentum sei nicht nur eine Theorie, ein Menschheitsverein, eine Weltanschauung, sondern Wirklichkeit in Leben und Blut, dann kommt sicher ein Sozialist und erklärt: ‘Gar nichts kommt darauf an, daß Völker da sind. *Wozu* sie da sind, welchem Sinne sie dienen, darauf kommt es an. Nur als Träger ewiger Menschheitswerte haben wir Daseinsrecht.’
>
> Und umgekehrt: Wenn der Sozialist stundenlang dargelegt hat, daß die übervölkische Gemeinschaft der Wahrheit und der Gerechtigkeit tiefer verpflichte als der Zufall der Geburt, und daß auf dem Boden der Nationalstaaten keine Frage der Völker lösbar sei, auch nicht die Frage der Nationalitäten selber – flugs tritt der Zionist auf und ruft: ‘Blut ist wirklicher als Geist. Die Natur könnt ihr nicht austreiben. Wir haben auch ein Recht auf Selbsterhaltung.’
>
> Und so wird der Wortkampf weitertoben! Wie können wir dem Buche vom Selbsthaß ein Kuppel bauen? Wie die endgültige Brücke schlagen?“[364]

362 Lessing, Irrende Helden, S. 87.

363 Vgl. Pierson, S. 148ff. Allerdings waren die deutschen Zionisten zur Zeit der Weimarer Republik noch mehrheitlich für einen binationalen Staat (Juden und Araber) in Palästina, vgl. ebda., S. 218ff.

364 Lessing, Selbsthaß, S. 211f.

Lessing wiederholt dann seine Überzeugung, daß nur der „Klassenkampf, nie die heutige Politik der Nationalstaaten die entscheidende Lösung für das Menschengeschlecht bringen“ könne und daß er jedem Nationalismus fernstehe, „auch einem jüdischen“[365]. Selbstverständlich sei „das Vorhandensein eines bestimmten Volks, ja zuletzt sogar das Vorhandensein des Menschengeschlechts ganz gleichgültig“, denn es komme „überhaupt nicht darauf an, daß wir da sind, sondern daß wir *wert* sind, da zu sein“[366]. Und trotzdem gelte ebenso:

> „Damit der Jude seinem Leben überhaupt einen Sinn geben kann, muß er zuvörderst einmal *Jude* sein dürfen, und muß es froh und gerne sein. Juden sind aber nicht bloß *Geistige*. ... Es sind Millionen lastentragende Eigengeschöpfe aus altem Blut.“[367]

An diesem „alten Blut“ macht Lessing nun seine (neben der Mittlerstellung zwischen Europa und Asien) zweite Konzeption von der „Sendung“ des jüdischen Volkes fest:

> „Wenn wir Juden in Palästina wohnen geblieben wären, dann wären wir heute ein Volk unter andern vorderasiatischen Völkern, etwa wie die Griechen oder wie die Araber. Nun aber wurden wir vertrieben und unter wechselnden Sternen in Steinhaufen eingekäfigt und hinter Mauern gehalten. Dabei wurden wir vielfach verbildet, überzüchtet, ja manches Mal bis zur Lebensunfähigkeit zerstört. Aber wir nahmen mit alledem nur eine Entwicklung vorweg, welche einige Jahrhunderte später ganz ebenso das Schicksal der proletarisierten und in die Arbeitswirtschaft eingesperrten Menschenmassen Europa-Amerikas werden sollte. ... Die großen Weltstädte ohne Erdwuchs und Wald, von Kohlen überweht, die Industrieviertel, in denen blasse Proletarierkinder zwei Drittel des Lebens an Maschine und fließendem Band

365 Vgl. ebda., S. 212.
366 Vgl. ebda., S. 214.
367 Ebda., S. 215. Lessings besondere ideologische Position, nämlich die Verknüpfung von sozialistischer und antinationaler Einstellung mit einer Rassekonzeption vom Judentum, erklärt seine Mitgliedschaft in der Poale-Zion-Partei, über die er am 3. April 1929 in einem Brief schrieb: „Ich bin Mitglied des sogenannten Poale-Zionismus, das ist der Verband des ostjüdischen Proletariats, welcher einerseits das jüdische Volk und Rassetum als gleichberechtigt zu erhalten wünscht, andererseits aber sozialistisch und nicht national denkt“, zit. nach Jörg Wollenberg, Schönheit durch Bildung - Theodor Lessing als Bildungsreformer und Volkshochschulgründer, in: Theodor Lessing, Ausgewählte Schriften, Band 1, S. 10-50, hier S. 37. Zu Poale Zion vgl. auch Pierson, S. 38.

> zubringen, sie sind durchaus nichts anderes als riesige moderne Ghetti.“[368]

Den Gedanken, daß die „Industriearbeiterschaft aller Länder .. nichts anderes als eine einzige Judenheit“ sei, hatte Lessing bereits 1927 formuliert[369]. Aber zu diesem Zeitpunkt hatte er daraus noch keine Konsequenzen für das jüdische Volk abgeleitet, sondern war rückhaltlos für die zionistische Lösung der „Judenfrage“, eine Auswanderung nach Palästina, eingetreten (s.o.). 1932 schrieb er hingegen:

> „Um nichts geistreicher [als die Vorschläge zur »Assimilation«] sind die Lösungsversuche der Zionisten, insofern diese die gleichen Methoden der Militarisierung und des Rassenhochmuts verwenden, welche die von Menschen bewohnte Erde längst aufgeteilt haben in zahlreiche kriegbereite Termitenhügel, deren jeder sich für den Mittelpunkt der Welt und alle anderen für minderwertig oder für Feinde hält.“[370]

Der Zionismus mag vielleicht eine Lösung für die „Judenfrage“ bieten, d.h., er mag fähig sein, aus dem „kranken Volk“, das unter den „gesunden Völkern ... fortvegetiert“[371], das unter verschiedenen „Degenerationserscheinungen“ sowie unter dem Selbsthaß leidet (s.o.), ein starkes, selbstbewußtes und naturverbundenes Volk wieder erstehen zu lassen[372], aber dieser Punkt ist Lessing in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr der wichtigste. In den Vordergrund tritt die „Sendung“ der Juden, und damit ist das gemeint, was die Juden für die Menschheit tun können. Lessings oben besprochene erste Konzeption von der „Sendung“ des jüdischen Volkes, die Vermittlung zwischen „Europa“ und „Asien“, war einerseits in einem eher metaphysischen Bereich angesiedelt und setzte andererseits die „Volkwerdung“ in Palästina

---

368 Lessing, Selbsthaß, S. 215-217.

369 Vgl. Lessing, Jüdisches Schicksal, S. 15.

370 Lessing, Die Unlösbarkeit der Judenfrage, S. 416. Die Interpretation dieses Zitats steht und fällt mit der Auslegung des Worts „insofern“. Meint es dasselbe wie „da“, so lehnt Lessing den Zionismus mittlerweile total ab. Dies ist aber unwahrscheinlich, da er noch im August 1933 am Zionistenkongreß in Prag teilnahm (einer seiner letzten öffentlichen Auftritte vor seiner Ermordung), vgl. Marwedel, Lessing, S. 360f. Es scheint also so, daß Lessing nur einem Teil der Zionisten Rassenhochmut und Militarismus vorgeworfen hat. Trotzdem belegt das Zitat die Schwerpunktverlagerung in Lessings Denken weg vom Zionismus.

371 Vgl. Lessing, Selbsthaß, S. 16.

372 Zu zionistischen Konzeptionen vom „neuen jüdischen Menschen“, der in Palästina entstehen werde, vgl. auch Pierson, S. 214ff.

als Bedingung voraus. Beide Punkte stellen sich in seiner zweiten Konzeption, die er schlußendlich annahm, anders dar. Lessing schreibt:

> „Wenn die Medizin ein Heilmittel gewinnen will gegen drohende Volkskrankheiten und Massenseuchen, was tut sie? Sie wählt ein altes, im Lebenskampfe bewährtes Tier als Sündenbock und impft ihm alle diejenigen Gifte und Krankheitsstoffe ins Blut, die für die glücklicheren Tiere auch einmal gefährlich werden könnten. So gewinnt sie ein Heilserum. Erlöserblut, Heilblut, entsühnendes Blut. Nunmehr kann mit dem Serum des notbewährtesten Geschöpfes die Not von allen Bedrohten ferne gehalten werden. Diese Heilandrolle sei dem Judentume zugedacht. Sie muß und möge sein Schicksal sein; vielleicht hat es darum den Messias geglaubt und geboren, um selber Messias werden zu können. ... Das Ghettoschicksal der Juden von ehemals ist heute das Proletarierlos der halben Welt. Das Proletariat lebt überall in Ghettos, abgeschnürt von Natur und Landschaft, vernutzt und verkaufbar wie Tiere... »Man kann nicht zwei Nationen zugleich zugehören« ... Aber die Juden müssen es eben können! Und morgen, übermorgen, in polynationalen Staaten der Zukunft, werden alle das erlernen müssen, was heute nur der Jude seiner Natur abgerungen hat. – »Man kann nicht international und national in Einem sein.« Aber die Juden müssen es eben können. Und morgen, übermorgen, im Zeitalter des siegreichen Kommunismus, werden alle das erlernen müssen, was heute nur der Jude seiner Natur abgerungen hat.“[373]
>
> „Das jüdische Volk befindet sich heute in der Lage eines Organismus, der eine Epidemie, eine Infektion schon durchgemacht hat, von welcher die jüngeren Organismen gerade eben jetzt übermächtigt worden sind. Wir besitzen bereits die ‘Antitoxine’ und sind als die Älteren bereits ‘immun’ geworden gegen Krankheitsgifte, deren Überwinden gerade jetzt zur Lebensfrage aller Völker der Erde wird. Dies ist der Schlüssel für die Führerschaft der Juden im kommenden Zeitalter der sozialen Revolution. Nicht eine besondere Neigung zu Umsturz und Radikalismus steht dahinter, sondern einfach die ältere Leidenserfahrung. Das Leiden, welches allen Völkern droht, hat das jüdische als das älteste am frühesten zu erdulden gehabt. Es mußte viele Fraglichkeiten durchdenken und versöhnen, welche an die jüngeren und glücklicheren Völker erst später herangetreten sind. Es hat seine Lösungen nicht nur für sich gefunden. Sie kommen allen Leidenden

373 Lessing, Die Unlösbarkeit der Judenfrage, S. 423f.

> zugute. Grade darin liegt die Bedeutung der Juden, aber auch die große Gefahr, an dieser übervölkischen, rein geistigen Aufgabe sich aufzulösen.“[374]

Gegenüber Lessings erster Konzeption von der „Sendung“ der Juden ist die zweite sehr konkret: Die Juden sollen die „Führerschaft im kommenden Zeitalter der sozialen Revolution“ übernehmen. Ihre „Volkwerdung“ ist dazu nicht notwendig, ja sogar hinderlich, denn die Revolution muß ja (unter der Führung der Juden) in den verschiedenen Ländern gemacht werden. Früher hatte Lessing den „Durchbruch zum Leben“ für die Juden angestrebt, jetzt überträgt er ihnen eine „rein geistige Aufgabe“. Der Weg vom „Leben“ zum „Geist“, den Lessing persönlich gegangen ist, ist nun auch in bezug auf seine Konzeption von der „Sendung“ der Juden komplett. Aber: Genausowenig, wie ihn persönlich dies glücklich gemacht hat (vgl. Kapitel 3.4), genauso betont er, daß die „jüngeren Völker“ glücklicher seien als das jüdische. Die Juden müssen leiden und „zum Messias werden“.

Damit entzieht Lessing den Juden das Glücksversprechen, welches der Zionismus bot und welches er selbst vormals unterstützt hatte: das Glück, das daraus entsprungen wäre, daß die Juden ein Volk wie alle anderen auch hätten sein können. Statt dessen überträgt er ihnen eine „übervölkische Aufgabe“, an der sie sich als Volk auflösen *können*. *Ob* sie sich auflösen werden, dazu scheint Lessing zu verschiedenen Zeiten seines Lebens eine unterschiedliche Meinung gehabt zu haben. 1924 schreibt er in pessimistischem Tonfall:

> „Aber bevor der Kommunismus auf Erden gesiegt hat, wird auch das Judentum, national oder international, schon verschwunden sein, hinweggespült von irgend einer neuen aus Asien unvermittelt hervorbrechenden Völkerwelle oder zweckmässig verbraucht von Englands schachernder Orientpolitik. So wiederholt sich zuletzt auch an diesem Volke als Ganzem die selbe sinnlose Tragödie, welche als Einzelner Christus gelebt hat. Das ist wunderbar genug; aber ist auch gar nicht wunderbar, wenn man weiss, dass der ganze Erdengang der Menschen und alle ihre Geschichte zuletzt nichts anderes ist und sein wird als der immer wiederholte Passionsweg Christi. Das ist das Ende, und dieses Ende sollen wir billigen.“[375]

374 Lessing, Selbsthaß, S. 217f.
375 Lessing, Untergang, S. 284.

1930 hingegen scheint er optimistischer zu sein:

> „Jedes gesunde Volk befreit sich von der Gefahr seines Selbsthasses, indem es gütig lachen lernt und froh wird auch seiner eigenen Leiden. ... (N)och ist der Jude nicht an sich selber froh geworden, aber er wird eines Tages auch seine Grenze lieben lernen.“[376]

In diesem letzten Zitat deutet sich auch an, wie Lessing die „Widersprüche der Juden“[377], ihre „Wahlklemme“[378] zwischen den Völkern, ihre Zwischenstellung zwischen „Übervölkischem“ und Volkstum, ihre Situation als Beschuldigte und Selbstbeschuldigte lösen will, nachdem die „therapeutische“ Lösung der Errichtung einer „Volksgemeinschaft“ in Palästina für ihn in den Hintergrund getreten ist. Diese Lösung soll auf der individuellen Ebene erfolgen. Es scheint banal und ist doch das Endergebnis eines lebenslangen Nachdenkens über die „Judenfrage“, daß Lessing den Juden, auch wenn sie zugegebenermaßen unter Umständen leben müssen, die sie zum „Selbsthaß“ disponieren, empfiehlt, einfach das zu leben, was sie sind, und zwar mit Selbstsicherheit und Stolz. Dies sei trotz allem möglich:

> „Sei was immer du *bist* und vollende in dir das jeweils Bestmögliche. ... Kein Wesen kann mehr, als sich erfüllen, so gut und solange Boden, Witterung und Klima das zulassen. Wir nehmen alle unser Dasein viel zu wichtig. Wer du *bist*? Sohn etwa des fahrigen Handelsjuden Nathan und der trägen Sarah, die er zufällig besamte, weil sie ihm genug Geld in die Ehe brachte? Nein! Juda Makkabi war dein Vater, Königin Esther deine Mutter. Von dir, von dir allein aus geht die Kette, wenn auch über noch so schadhafte Glieder, auf Saul und David und Moses. – Sie sind in allen und immer gegenwärtig. Und waren seit je und können morgen wieder sein.“[379]
>
> „Wir wollen gar nicht ... ‘das Salz der Erde’ sein. Wir wollen Mensch unter Menschen sein, und wollen uns nicht anders erfüllen dürfen, wie jeder Baum sein Leben erfüllt.“[380]

376 Lessing, Selbsthaß, S. 220.
377 Das erste Kapitel seines Aufsatzes *Die Unlösbarkeit der Judenfrage* nennt Lessing „Die Widersprüche der Juden“, vgl. a.a.O., S. 415f.
378 Diesen Ausdruck benutzt Lessing in Selbsthaß, S. 40.
379 Lessing, Selbsthaß, S. 51. Der Gedanke, daß in jedem Juden die gesamte jüdische Geschichte fortlebt, war zeittypisch, vgl. Pierson, S. 80-83.
380 Lessing, Selbsthaß, S. 220.

> „Wir lösen »Widersprüche« (und wären es noch so viele) immer nur dadurch, daß wir *sind*. ... Wir bewähren und bewahren uns einzig durch die Schönheit und Würde unsres *Eigenseins*.“[381]
>
> „Nicht also kommt es an auf Geist, auf Wille, auf Ziel. Nicht kommt es an auf Ruhm, Erfolge, Geschichte. Nicht einmal auf heldische Bewährungen und Lorbeern der Sieger kommt es an. Einzig kommt es an auf Adel unsres *Soseins*. Auf die Würde unsres uralten Blutes.“[382]

Scheinbare „Widersprüche“ existieren nicht mehr. Man kann alles zugleich sein. Und so schreibt Lessing 1933:

> „(I)ch bin ein Deutscher, bin ein Jude, bin Kommunist, bin national, heimatbedingt und blutbedingt als Mensch, aber unabhängig und international als denkender Geist, bin seit Jahrhunderten in der engsten Heimat verwurzelt, in Niedersachsen, und stehe dennoch als Denker jenseits von Rasse und Landschaft ...“[383]

Dieses Zitat stammt aus einem Aufsatz aus Lessings letztem Lebensjahr, in dem er sich als „Maultier“ bezeichnet, als eine Mischung zwischen Deutschem und Juden mit einer eigenen, vielleicht höheren Natur[384]. Nachdem wir Lessings Konzeption von Wesen und Sendung des jüdischen Volkes in seiner letzten Lebensphase erläutert haben, wollen wir dieses Kapitel nicht abschließen, ohne vorher noch auf seine Einstellung Deutschland gegenüber und auf sein Selbstverständnis als Deutscher in diesem Zeitraum einzugehen. Es war dies eine Zeit, in der der Antisemitismus immer stärker wurde, und auch Lessing mußte leidvolle Erfahrungen mit gegen ihn persönlich gerichteten antisemitischen Angriffen machen[385]. Wir haben oben gesehen, welche Konsequenzen er auf der *politischen* Ebene daraus gezogen hat: Er empfahl den deutschen Juden, „der den besten Sohn verschmähenden Mutter auch *die*

381 Lessing, Die Unlösbarkeit der Judenfrage, S. 421. Das Kapitel, aus dem dieses Zitat stammt, hat die Überschrift: „Das fraglose Sein“.
382 Ebda., S. 424.
383 Lessing, Gnade dem Maultier, S. 131.
384 Vgl. ebda., S. 129.
385 Die gegen Lessing lancierte studentische Kampagne aus den Jahren 1925/26 hatte eine eindeutige antisemitische Stoßrichtung, vgl. dazu Marwedel, Lessing, S. 274f. u. S. 285f.; Schoeps, S. 209; Stern, in: Lessing, Wortmeldungen, S. 36; Wollenberg, „Juden raus! Lessing raus!“. Der Fall Lessing in den Akten des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, insb. S. 265 und Lessings eigene Schrift „Massenwahn“, insb. S. 330 u. S. 336.

Sohnespflichten nicht zu gönnen“[386] und auszuwandern. Für sich *persönlich* hat er diese Konsequenz aber erst nach der Machtübernahme der Nazis gezogen, als sein Leben akut bedroht war. Es widerstrebte ihm, Deutschland zu verlassen, da seine Heimatverbundenheit bis zuletzt Deutschland – und in einem noch engeren Sinne: Hannover – galt[387]. Er schrieb 1927:

> „In Hannover wurde ich geboren, nachdem Vorelternschaft von Vaterseite dort schon zweihundert Jahre gesessen hatte. Ich bin ein Leben lang an dieser Stelle der Erdrinde haften geblieben. Ich weiß, daß es schönere Länder gibt und wohlwollendere Menschen. Aber dies war nun mal mein Land und mein Schicksal. Und so habe ich es geliebt. Und auch der Haß war Liebe.“[388]

Diese Heimatliebe geriet weder mit seinem Zionismus (und der darin enthaltenen Rassekonzeption vom Judentum), noch mit seinem Internationalismus in Konflikt:

> „Unser Gerede von Volkstum ist kurzsichtig grob. ... Bei mir selbst spielten niemals eine Rolle dergleichen rassenbiologische Erwägungen. So lange ich zurückdenken kann, war mir die Verbundenheit mit dem Außermenschlichen, mit Wolken, Himmel, Bäumen, Tieren, Wetter und Wind gewisser als die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Menschengruppe. Meine Heimat konnte ich nie eng genug wählen. (Das nächste Nachbardorf war dem Kinde schon ‘feindliches Ausland’.) Mein Vaterland nie weit genug.“[389]
>
> „Ich könnte somit sagen, ich sei Weltbürger, aber hinter dem Grenzstein auf der Chaussee nach Lehrte hört mein Heimatgefühl auf und beginnt das feindliche Ausland.“[390]

„Heimat“, das waren für Lessing „die Gräber meiner Vorfahren, die seit vielen hundert Jahren mit der Erde Niedersachsens verbunden sind“ und „die Denker und Dichter, die mich schufen“[391]. Aus dem tschechischen Exil schrieb er:

---

386 Vgl. Lessing, Selbsthaß, S. 42.
387 Vgl. zum folgenden auch: Rainer Marwedel, Philosophenheimat: Theodor Lessing und Hannover, in: Hannoversche Geschichtsblätter, Neue Folge, Band 38 (1984), S. 177-215.
388 Lessing, Jüdisches Schicksal, S. 11.
389 Ebda., S. 12.
390 Lessing, Brief an Jakob Klatzkin.
391 Lessing, Vaterland, S. 106f.

> „So verlassen wir, deutsche Juden, die Heimat... Hinter uns keine Heere? Nein! So ist es nicht. Hinter uns die Heerschar der Väter. Abraham, Jakob, Moses. Hinter uns aber auch alle deutschen Schutzgeister. Mit uns ziehen aus Deutschland alle, die Heimat haben in unseren Herzen. Und die vielleicht nirgend auf Erden noch Wohnung hätten, wenn nicht in uns: Goethes weltweise, klare Menschlichkeit. Schuberts tröstendes Lied. Dürers treue Kindlichkeit. Hölderlins hymnische Seligkeit. Und auch Ihr, geliebte Lehrer meiner Jugend: Johannes Scherr, Wilhelm Jordan. Euer gedenk ich heute und bleibe treu.“[392]

Der Landschaft und den Toten, nicht aber den Lebenden galt Lessings Heimatliebe:

> „Aber *ist* denn das eine »Heimat«? Und wenn diese Menschen *deutsche* Menschen sind, was verliere ich an den deutschen Menschen? Und wenn das, was man mir antut, deutsch ist, wie kann es da für mich *ehrenvoll* sein, Deutscher zu heißen?“[393]

Anders als die Mehrheit der deutschen Zionisten, die forderte, die Juden müßten sich aus der deutschen Kultur „entwurzeln“, um eine eigene jüdische Kultur wiederaufzubauen[394], wandte sich Lessing noch 1933 gegen „einen fanatischen Doktrinarismus: ‘Entweder – oder’“: „(I)ch sehe nicht ein: daß die neue Ghettoisierung not tut und der Widerruf zweier Jahrhunderte deutscher Entwicklung und Entwicklung zum Deutschtum“[395]. Obwohl sich Lessing aus seinem Exil heraus wieder eindeutiger zum Zionismus bekannte als in den Jahren davor[396], so muß man doch festhalten, daß er in der Beto-

---

392 Lessing, Deutschland, S. 32. Im selben Sinne: Theodor Lessing, Deutschland (1933), abgedruckt in: Theodor Lessing, Ausgewählte Schriften, Band 2, S. 102-104.

393 Lessing, Gerichtstag, S. 411. Im selbem Jahr (1925) schrieb Lessing merkwürdigerweise auch: „Gegenwärtig verfügt die Notwendigkeit einen Zusammenschluß des gesamten Deutschtums: Österreichs mit dem deutschen Reiche wie mit den Gebietsteilen der Schweiz, die vom Italienertum übermächtigt werden. Diese Gemeinschaft und Brüderschaft auf Tod und Leben ist unerläßlich. Ohne sie würde unsere Sprache und Geistespflege und mithin unsere Seele verloren gehen“, vgl. Lessing, Studentenschaft, S. 78.

394 Vgl. Pierson, S. 160ff.

395 Vgl. Lessing, Gnade dem Maultier, S. 132f.

396 In *Gnade dem Maultier*, S. 132, schreibt er: „Selbstverständlich ist es natürlich und gut und notwendig, daß wir Juden angesichts des Rassen- und National-Wahnsinns unbedingte Zionisten sind, aus jüdischem Stolz, mit jüdischer Würde“. In *Deutschland und seine Juden*, S. 23, formuliert er diesen Gedanken so: „Wenn der deutsche Jude auch jetzt noch nicht begriffen hat, dass nur der Zionismus ... ihn rettet und ihm Halt sichert, dann ist er

nung des „Sowohl – Als auch“, der Widerspruchslosigkeit seines Deutsch- und Jüdisch-Seins, der „lebendigen Einheit“ beider Identitäten, der Position des *Centralvereins* näher stand als dem Zionismus[397].

Wo Theodor Lessing glaubte hinzugehören, wird besser als durch irgend etwas anderes illustriert durch eine Reise, die er im Frühjahr 1931 nach Palästina unternahm. Von dort schrieb er seiner Frau nach Hannover, man wolle ihn dabehalten, weil er wohl als Märtyrer gelte[398]. Aber worauf achtete Lessing, als er durch die Straßen Jerusalems schlenderte? –

> „ ... auf einen kleinen Laden; im Fenster stand ein Schild >Lindener Bier<. Natürlich ging ich hinein. Es wurde Bier der Aktienbrauerei Hannover-Linden verschenkt. Bier, davon die Flasche zehn Pfennig bei uns kostet zu 80 Pfennig. Es schmeckte bitter und recht molkig. Das war mein Abschied von Jerusalem.“[399]

---

verloren ...“ Daß seine neue Konzeption der „Lösung der Judenfrage“, die des „fraglosen Seins“ (s.o.), sich aber mittlerweile seines Zionismus’ (der ersten „Lösung“, s.o.) bemächtigt hat, wird daraus ersichtlich, daß er ebda. schreibt, er verstehe unter „Zionismus“ „nichts anderes, als Besinnung auf die eigene Wesensart“.

397 Pierson, S. 320, bezeichnet diese von ihr so genannte „synthetische“ Sichtweise, nach der man sein eigenes Deutsch- und Jüdisch-Sein zwar analytisch trennen könne, beides aber letztlich eine „lebendige Einheit“ bilde, als „the full formulation of the Central-Verein program“.

398 Vgl. Marwedel, Lessing, S. 321f.

399 Aus einem Brief Theodor Lessings an seine Frau Ada vom April 1931. Zit. nach Marwedel, Lessing, S. 324.

Schluß

In seiner 1925 geschriebenen autobiographischen Skizze *Gerichtstag über mich selbst* kommt Theodor Lessing auf die beiden „wichtigsten Lebensmächte“ zu sprechen, die ihn zeitlebens bestimmt haben und nennt neben seinem „Verhältnis zu Liebe und Geschlecht“ sein „für Außenstehende schwer zu klärendes Verhältnis zum Judentum“[1]. Es war nicht nur für Außenstehende, sondern auch für ihn selbst schwer zu klären. 1927 schreibt er:

> „Ich konnte weder sagen, daß ich Jude noch daß ich Deutscher sei. Und wenn man mich heute stellen würde vor ein solches 'Problem', so empfinde ich Pein, wie die Kinder in Frankreich beim 'jeu de bateau'. Dies ist ein Pfänderspiel: zwei geliebte Personen werden genannt; der Befragte hat sich vorzustellen, er befände sich auf einem untergehenden Schiffe und könne nur eine von den beiden Personen retten. Er soll beichten, welche von den beiden er vorziehen würde. Ich komme mir vor, wie jener Mann, der verzweifelt ruft: Alles redet von Heimatkunst und will wurzelständig sein; und ich bin ausgerechnet geboren im Orientexpreßzug.“[2]

In dieser Arbeit wurde beschrieben, daß Lessing in seinen Entwicklungsjahren vom Judentum fort wollte. Ihm schwebte eine Anverwandlung an ein „germanisches“ Ideal vor: „Meine frühe Jugend und meine frühen Bücher waren wurzelhaft deutsch ...“[3]. Nachträglich erkannte er den „unermeßlichen Vaterlandsfanatismus“[4] seiner Jugend als falsch:

> „Als ich aber älter wurde, da merkte ich, daß nichts von all dem, was ich als Heimat in mir trug, das gemeinte »Vaterland« sei. Bis heute frage ich vergeblich. Was meinen sie denn eigentlich, wenn sie behaupten, ich sei vaterlandslos, sie aber hätten, nein, sie wären: das Vaterland. ... Vaterland ist Wille zur Macht. Vaterland ist Wille zum Versklaven immer der Andern. Vaterland ist Ich. ... Sie sagen »Liebe

1 Lessing, Gerichtstag, S. 395f.
2 Lessing, Jüdisches Schicksal, S. 11f.
3 Ebda., S. 12.
4 Lessing, Einmal, S. 200.

> zu Deutschland«, das sei Vaterland. Und wenn sie von Liebe sprechen, so bekommen sie böse Augen.“[5]

Diese Erkenntnis berührte aber nicht Lessings Heimatliebe. Die „Idee der Nation und des Vaterlandes“ sei „etwas vollkommen anderes und weit abstrakteres .. als die selbstverständliche *Tatsache* der Heimat, Heimatsliebe und heimatliche Bodenständigkeit“[6]. Gerade aus dem tschechischen Exil heraus attackierte Lessing die Barbarei der Nazis vom Standpunkt eines Trägers deutscher Kultur und Gesittung:

> „Wir waren niemals versucht, Gipfel und Gut deutscher Seele zu sehn in den klassischen Werken der germanischen Selbstvergottung, etwa in den schlackenreichen und zweifelhaften Werken Houston Chamberlains und Paul de Lagardes (die ja übrigens dem Blute nach keine Deutschen waren). Aber angesichts der deutschtümelnden Führer des Heute sind diese Chamberlain und Lagarde wirklich und echt gewesen. Nie ist das Deutschtum so unecht und unwirklich gewesen wie heute, wo der gräßliche Pampf und Schwulst hitlerscher Reden Ausdruck der deutschen Seele, wo all der Haß und all die Galle der Rosenberg und Goebbels Offenbarung deutscher Natur sein soll ...“[7]
>
> „Aus welchen Beweggründen denn kämpfen wir Deutsche im Ausland gegen die Knechtschaft? Aus dem Stolz und aus dem Gram unsres Deutschtums. Soll ich, aus einer Scholle geboren, auf der meine Vorgeschlechter Jahrhunderte lang für die Heimat wirkten, mir plötzlich von brüllenden Horden sagen lassen, was deutsche Heimat sei? Soll ich, der nichts bis zur Vollendung und Meisterschaft gebracht hat als deutsches Denken in deutscher Sprache, mich von ganz barbarischen oder halb gebildeten braunen Jungen belehren lassen, was deutsche Seele sei und deutscher Geist? Was uns angeschieht, das empört uns nicht als Juden, wenigstens nicht nur als Juden, sondern eben auch als Deutsche.“[8]

Gefühlsmäßig war Theodor Lessing stets nur Deutscher, nie Jude:

> „Ich stand nie unter jüdischen Einflüssen und habe nie ein Wort Hebräisch gelernt. ... Die ersten Freunde, die ich gewann, empfanden

5 Theodor Lessing, Vaterland (1931), in: Lessing, Flaschenpost, S. 105-108, hier S. 107f.
6 Lessing, Studentenschaft, S. 77.
7 Theodor Lessing, Die deutsche Universität (1933), in: Lessing, Flaschenpost, S. 111-116, hier S. 116.
8 Lessing, Vermächtnis an Deutschland, S. 78.

> mich als deutschen Menschen. Und so habe ich mich selbst empfunden und bin zumal im Ausland immer empfunden worden. Kaum jemals erfühlte man in mir einen Juden, und auch als ich unter Juden lebte, wurde ich nie recht als zugehörig betrachtet."[9]

Er hatte keinen Anteil an dem, was im Kapitel 1 als „intime jüdische Kultur" beschrieben wurde. Er umgab sich nicht hauptsächlich mit jüdischen Freunden. Seine erste Frau war gewiß nicht jüdischer Herkunft, seine zweite Frau wahrscheinlich nicht (darüber konnte aus der Literatur kein sicherer Aufschluß gewonnen werden)[10]. Walter Grab bezeichnet Lessing zu Recht als „akkulturiert"[11]. Hierher gehört evtl. auch, daß Lessing seinen zweiten, jüdischen Vornamen, Elchanan, in keiner seiner autobiographischen Schriften erwähnt[12].

Lessings erste Hinwendung zum Judentum erfolgte aus gekränktem Stolz. Die Bejahung seines Jüdisch-Seins in seiner zweiten Lebenshälfte stand in einem intellektuellen Kontext: Er paßte sie in sein Konzept der Philosophie der Not ein. Je mehr er sich (entgegen seinem „eigentlichen Wesenskern") dazu bekannte, die „Not" mindern zu wollen, desto eindeutiger stellte er sich auf die Seite des „notgestachelten Sklavenvolk(es) der Juden"[13].

> „Es entsprach meiner Natur, mich zugehöriger dort zu fühlen, wo man mich nötiger hatte."[14]
>
> „Ich fühle mich nicht als Jude, aber wenn man die Juden angreift, dann fühle ich mich als Jude ..., und sollten einmal Juden und Deutsche herfallen über die Zulukaffern, dann werde ich den Wunsch haben, Zulukaffer zu werden."[15]

Wirft man einen abschließenden Blick auf die Beurteilung Theodor Lessings in der Literatur, so kann man nicht umhin, festzustellen, daß diese bislang fast immer einseitig ausgefallen ist. Herbert Poetzl versucht, Lessing in die Phalanx der „Gegen-Aufklärung" und des „Antimodernismus" einzureihen.

---

9 Lessing, Jüdisches Schicksal, S. 12. Vgl. auch Poetzl, S. 190.
10 Lessing schrieb 1933: „Weder Kinder noch Schwiegersöhne noch Enkel noch Frau noch Schülerschaft sind Juden", vgl. Gnade dem Maultier, S. 130.
11 Vgl. Grab, S. 11.
12 Daß Lessing diesen zweiten Vornamen trug, vermerkt allein Hieronimus, S. 9. Der Name Elchanan (Elhanan) findet sich im 2. Buch Samuel [21,19].
13 Lessing, Deutschland, S. 13.
14 Lessing, Jüdisches Schicksal, S. 12.
15 Lessing, Brief an Jakob Klatzkin.

Dahinter steht aber ein merkwürdiges Verständnis von „Modernität“. Poetzl versteht darunter den sozialen Wandel im 19. Jahrhundert ebenso wie alle diesen Wandel reflektierenden Werte und Normen der bürgerlichen Gesellschaft, inklusive Kapitalismus, Fortschrittsglaube, positivistischer Wissenschaft und Pragmatismus in der Philosophie. Als „Antimodernisten“, begreift er all jene, die die mit diesem Wandel einhergehenden Entfremdungstendenzen betonten[16]. Nach einer solchen Definition müßte auch Marx als „Antimodernist“ eingestuft werden; warum Poetzl ihn ausnimmt[17], wird nicht recht verständlich. An anderer Stelle wirft er denn auch konservativen Traditionalismus und Sozialismus in einen Topf:

> „Both ideological positions were psychologically 'overdetermined', that is, they were rigidly defensive reactions to the new forces of social change. Both, also, showed a marked preference for escape into romantic alternatives, as the utopian rhetoric on the left and the various neo-romantic challenges on the right of the cultural spectrum at the turn of the century indicated.“[18]

Nur „Pragmatismus“ und „Realismus“ seien „modern“. Vielleicht wird an diesem Beispiel deutlich, mit welch unhaltbaren wissenschaftstheoretischen Kategorien Theodor Lessing in die „rechte Ecke“ gedrängt worden ist. Lessings soziales Engagement auf der Linken, das dieser Einordnung widerspricht, wird denn von Poetzl auch abgetan als Sublimation eines Schuldkomplexes aus der Kindheit; seine Philosophie der Not sei der Versuch, seine verkorkste Kindheit harmonisch zu rekonstituieren, wobei der „Geist“ dem tyrannischen Vater und die „Natur“ der unterdrückten Mutter entsprochen habe[19].

Aber auch Rainer Marwedel ist der Vorwurf der Einseitigkeit nicht zu ersparen. Er stellt Lessings Philosophie der Not und sein Engagement für die Notleidenden in den Mittelpunkt seiner Darstellung. Daß nach Lessings eigenen Worten diese Richtung seiner Entwicklung seiner eigentlichen Natur gar nicht entsprochen habe, erinnert sei an seine Aussage: „Denn ich war kein Mensch der Tat, sondern der Betrachtung, kein Weltverbesserer, sondern ein Dichter“, zu der sich zahlreiche ähnliche hinzufügen ließen, wird bei Marwe-

16 Vgl. Poetzl, Kapitel 1, S. 12-51.
17 Vgl. ebda., S. 28f.
18 Ebda., S. 43f.
19 Vgl. ebda., S. 58f.

del nicht mitgeteilt[20]. Er beleuchtet somit nur eine Seite von Lessings Charakter[21].

Lessings These, daß alle Geschichtsschreibung auf Wunscheinblendungen von im Nachhinein beruhe, findet in der Darstellung seiner eigenen Person durch die historische Wissenschaft eine glänzende Bestätigung.

Aber es gibt eine Gesamtbeurteilung der Person und Lebensleistung Theodor Lessings, der sich der Verfasser der vorliegenden Arbeit anschließen kann. Sie stammt von Hans Stern, der somit das letzte Wort erhält:

> „Theodor Lessing war ein Mann des Widerspruchs und der Widersprüche. Er war Rationalist und Irrationalist in einem – und beides mit schlechtem Gewissen. ... Die Theorie von den drei Sphären Leben, Wirklichkeit und Wahrheit, von der Überlegenheit des 'Lebens' in seiner Unmittelbarkeit über den Geist rückt Lessing unvermeidlich in den Umkreis spätbürgerlicher Lebensphilosophie, mag er sich auch noch so sehr gegen diese Zuordnung zur Wehr setzen. ... Lessings weltanschauliche Positionen wirken in der Tat wenig überzeugend auf uns, und sie wirkten wohl auch weniger überzeugend als der dahinterstehende Antrieb, mit Einsatz der Person für die Unterdrückten einzustehen. ... Ohne je Marxist gewesen zu sein, war er nach eigenem Verständnis lebenslang Sozialist. ... Und wenn die Fähigkeit, Widersprüche in ihrer ganzen Schärfe sehen, aussprechen und ertragen zu können, ohne sie immer ausgleichen zu müssen, eine philosophische Tugend ist, gebührt ihm der Rang eines philosophischen Kopfes.“[22]

---

20 Vgl. dagegen Hieronimus, S. 12.

21 Dies gilt zumindest für Marwedels Lessing-Biographie. Zur „Ehrenrettung“ Marwedels (die jener gewiß nicht nötig hat) sei aber gesagt, daß er die andere Seite von Lessings Wesen in seinem Aufsatz „Philosophenheimat“ in schönen Worten bespricht.

22 Stern, in: Lessing, Wortmeldungen, S. 47f.

Aufnahme aus den Jahren 1925/26, als die antisemitische Hetzkampagne gegen den jüdischen Hochschullehrer tobte

Anhang 1

Eindrücke aus Galizien

(In: Allgemeine Zeitung des Judentums, Nr. 49 (1909), S. 587f., Nr. 51 (1909), S. 610 f., Nr. 52 (1909), S. 620-622, Nr. 53 (1909), S. 34 f.)

Seit früher Jugend hatte ich den Wunsch, Galizien zu sehen. Ich kannte das Land aus Geschichten und Büchern. Aus den alten Judengeschichten und Ghettobüchern von Kompert, Sacher-Masoch und Franzos. Später aus den Erzählungen neuhebräischer und neujüdischer Dichter, deren größter vielleicht S. J. Abramowitz ist. – Im Jahre 1906 hatte ich zunächst Gelegenheit, nach Polen zu kommen. Ich hielt sozial-wissenschaftliche Vorträge im äußersten Osten, und ich wünschte, diesen Zeitpunkt zu benutzen, um Krakau und Warschau, vor allem aber einige der galizischen Judenstädte zu besuchen. Ich wünschte jene Schulen zu sehen, die durch die Wohltätigkeit des Baron Hirsch in Galizien entstanden sind. Ich war damals Lehrer an deutschen Landerziehungsinstituten. Darum interessierte mich vor allem die Frage, was wohl für die körperliche Aufzucht und eine bessere Jugenderziehung der Knaben in Oesterreichisch-Polen geschehen könne. Ich hatte den Auftrag, über die neuen Schulen in Krakau zu berichten. Hier mietete ich mich im Kasimir-Viertel ein, einem Viertel, wo nahezu 30 000 Juden eng gepreßt beisammen wohnen. Ich will einiges von meinen ersten Eindrücken erzählen.

I.

Meine erste Begegnung mit einem polnischen Juden kam mir sehr teuer zu stehen. Es war in einer kleinen Stadt an der deutschen Grenze. Ich wünschte in der Morgenfrühe mit dem ersten Zuge nach Krakau zu fahren, beging aber die Torheit, bis zum letzten Augenblick zu schlafen, so daß ich Mühe hatte, mit meinen Köfferchen vom Gasthaus aus den nicht weit entfernten Bahnhof zur rechten Zeit zu erreichen. In diesem Gasthof schaltete und waltete als Oberkellner, Portier, Hausknecht, kurz als „Mann für alles“, ein polnischer Jude, der trotz seines westeuropäischen Aeußern ein eigentümliches Jargondeutsch sprach. Im letzten Augenblick vor Abgang des Zuges präsentierte er seine Rechnung für das Nachtquartier. Ich mußte, da ich nicht genügend

österreichisches Geld bei mir führte, sie in deutschem Gelde bezahlen. Sie betrug etwa fünf Mark, die ich in voller Hast, noch rechtzeitig die Bahn zu erreichen, mit einem Papierschein bezahlte. Im Augenblick, als ich das Billett zum Zuge lösen will, bemerke ich schon auf dem Bahnsteig, daß ich in der Eile einen 50 Mark-Schein mit einem 5 Mark-Schein verwechsel habe. So ließ ich den Zug abfahren, kehrte sofort zum Gasthof zurück und forderte von seinem Matador Richtigstellung des geschehenen Irrtums. Zu meinem höchsten Erstaunen aber legte mir der Mann einen schmutzig fettigen, alten 5 Mark-Schein vor, von dem ich hätte schwören können, daß es nicht derselbe Schein war, den ich fünf Minuten zuvor ihm gegeben hatte. Ich bestand darauf, meinen 50 Markschein zurückzuerhalten. Anfangs beteuerte mein Gegenüber lächelnd, daß ich mich geirrt haben müsse. Da ich jedoch fest blieb, änderte er sofort seine Taktik. Er begann zu zetern, zu schreien, zu heulen. Er schlug sich die Brust und raufte sich die Haare. Er sei kein „Betrüger", er sei ein ehrlicher Mann; ich hätte ihn tödlich beleidigt, ich wolle ihn aus seiner Stelle verdrängen. Ja, er hatte die unglaubliche Unverschämtheit, den Wirt herbeizurufen, um bei diesem darüber Klage zu führen, daß er von dem Fremden mit Unrecht eines Diebstahls bezichtigt worden sei. Es kam zu einem wahren Volksauflauf, indem sich allmählich die gesamte Bevölkerung in den Streitfall einmischte. Die Tränen, das Geschrei und Gezeter des offenbar aufs tiefste gekränkten Mannes waren so fanatisch, erschienen so echt, daß ich einen Moment an der Richtigkeit meiner Behauptung iire wurde, obwohl ich ganz genau wußte, daß ein Irrtum von meiner Seite nicht vorliegen konnte. Es fehlte gerade noch, daß ich gezwungen wurde, den Mann wegen Verleumdung um Verzeihung zu bitten. Er drohte mit Richter und Polizei. Er forderte – ein Beispiel jüdischer „Chutzpe" – daß ich mit ihm vor Gericht gehe. Er war nicht davon zu überzeugen, daß in dem Umstande, daß ein Fremder das Vorkommen eines Irrtums beim Zahlen der Hotelrechnung behauptet, nicht persönliche Kränkung verborgen ist. Da ich selbstverständlich Wirt und Nachbarschaft als Fremdling gegen micht hatte, so blieb mir nichts übrig, als die empfangene Lektion ruhig einzustecken und zu verschmerzen. Von da an war ich im Verkehr mit galizischen Juden so auf meiner Hut wie man etwa auf einer Reise durch Süditalien beständig den Gedanken festhält, daß jedermann, dem man begegnet, in irgendeiner Weise begaunern und betrügen möchte. Selbst in Schulen und Synagogen, ja, sogar bei Gelegenheit eines Vortrages mißtraute ich allen meinen Gastfreunden. Und seither kam ich aufs allerbeste mit ihnen zurecht. Ja die Endeindrücke, die ich in Galizien davontrug, waren völlig anders, als diese

Erfahrung vermuten ließ; sie flößten mir eine große Liebe, ja geradezu Verehrung und Ehrfurcht vor dem Volkskern der galizischen Juden ein.

II.

Als ich zuerst die Judenstadt in Krakau betrat, war es später Abend. Mein erster Gang galt selbstverständlich dem „Wawel“. Das ist die alte Burg, in der die Könige Polens residierten. Von hier aus genießt man den herrlichsten Blick über die alte Königsstadt und weit hinaus in das Land an der Weichsel. Zu Füßen dieses gewaltigen, weit ausgedehnten, auf Festen gebauten prachtvollen Kastells liegt die Judenstadt eng zusammengedrückt, armselig, unendlich schmutzig und elend. Niemals habe ich geglaubt, daß soviel menschliche Not, soviel Krankheit, Dumpfheit, Degeneration auf einem Fleck zusammengefunden werden kann. Freilich läßt sich kaum entscheiden, ob die Juden oder die polnisch sprechende Bevölkerung der galizischen Bauern elender und verkommener bei dem ersten Eindruck anmutet. Zu der prachtvollen gotischen Kapelle führt ein jäher Aufstieg. Am Fuße des Hügels saßen und hockten allerlei armselige Gestalten, die sofort ihre Führerdienste anboten, und auf Deutsch und Polnisch bettelten. Ein fürchterlich aussehendes blatternnarbiges Individuum folgte, obwohl ich ihn abwies, auf Schritt und Tritt bis ich ihn schließlich in den gewaltigen Höfen der Burg aus den Augen verlor. Im Dom knieten in der Dämmerung nur wenig Menschen im Gebet. Aus dem Schatten der Halle trat ein Mensch an mich heran, der sich als „Domkustos“ vorstellte. Wie ich ihn im Licht sehe, ist es der Blatternnarbige. Er wich nicht mehr von mir und hauchte mir in schlechtem Deutsch die Namen aller Geschlechter und Erzbischöfe ins Gesicht, deren Grabmäler ich betrachtete. Sogar das Grab von Miekiewicz sah ich in dieser üblen Begleitung. Es war schon halbwegs Nacht, aber ein Trinkgeld an den inzwischen erschienenen Wärter schuf mir die Erlaubnis, in die Grüfte hinabzusteigen. Sie waren durch kleine elektrische Flämmchen erhellt. Sarg an Sarg, in jedem ein König von Polen. Und während ich von einem zum anderen ging, wohl eine Stunde lang, schlängelte, zwischen den Särgen her und hin hüpfend, ganz allein mit mir in der unterirdischen Gruft, immer neu der ekelhafte, unheimliche Mensch sich an mich heran, in der Hoffnung, ein gutes Trinkgeld zu erhalten ...

Der erste Tag im Krakauer Judenviertel war ein Freitag. So war sogleich Gelegenheit geboten, die Bewohnerschaft außerhalb der entsetzlichen, armseligen Gassen beisammen zu sehen. Welch ein Volk! Alle erschienen mir krank und elend. Nie eine rote Wange, nie ein fröhliches Auge, nie ein gera-

der Rücken. In allen den Spelunken ein Elend, wie ich noch keines sah. Ich redete viele an, und alle schienen mir ungeheuer intelligent.

Gleich am ersten Tage fiel mir als eine der merkwürdigsten Charakterstufen der galizischen Juden die ewig spähende vigilante Neugier auf. Keine andere Eigenschaft stellt sich so offen dar, wie dies Mißtrauen, mit dem jeder beständig auf seinen Vorteil bedacht oder eine bedrohte Position zu verteidigen scheint. Ich hatte den Eindruck, als ob diese Leute jedes äußere Geschehen augenblicklich bemerken und beobachten müßten. Ihre seelische Energie erschien mir mehr als bei irgendeiner anderen Menschenklasse auf apperzeptive Funktionen, auf reflektierende Aufmerksamkeit eingestellt. Kein Mensch, den ich ansprach, den ich in den Häusern, in der Schule, in den Läden, in den Wirtshäusern gesehen habe, gab sich nöllig naiv; jeder hoffte und suchte etwas, jeder vigitierte, spähte oder lauerte. Am frappantesten drängte sich mir dieser Eindruck auf, wenn ich irgend einmal in den Straßen vor einer Auslage, einem Laden, einem Bilde stehen blieb. Sofort hatte der Ladeninhaber, dessen Frau oder sonst ein Mensch aus der Umgebung ganz genau den Gegenstand meiner Aufmerksamkeit bemerkt. Sofort sprang sicher irgend jemand hinzu, um ein Kaufangebot zu machen oder mir zu versichern, daß er mir denselben Gegenstand ebensogut oder noch viel billiger beschaffen könne.

Ich will hier nicht sprechen von der furchtbaren Wohnungsnot, die ich unter den polnischen Juden gesehen habe. Davon ist so oft gesagt und geschrieben worden, und doch kann man sich von dem Elend, in welchem diese Aermsten der Armen beisammenwohnen, kein Bild machen, wenn man nicht in diese Löcher, in diese entsetzlichen Gassen der alten Ghettos selber hineingeblickt, wenn man nicht in ihnen gelebt hat. Am traurigsten machten mich die Kinder mit ihren klugen, altklugen Augen. Alle diese kleinen Talmudschüler im Kaftan und mit Paies. Sie bildeten einen merkwürdigen Gegensatz zu den christlichen Knaben der Stadt, unter denen einige meiner eigenen Schüler waren, die eine schmucke, wirklich nette Uniform trugen.

Zum Gebetsanfang war ich in der „alten Schul“. Ein kellerartiges, feuchtes Gebäude; eng vollgestopft mit Juden in Kaftan und Paies. Ich hatte bereits einige Bekannte unter den altorthodoxen Jugen. Daher hatte ich, sowie ich in die Synagoge trat, das Gefühl, daß jeder bereits ganz genau instruiert sei, wer ich sei, woher ich stamme, und warum ich da sei, und daß ich die Synagoge besuchte, um die Art ihrer Frömmigkeit zu „kontrollieren“. Die Vorstellung, daß ein Fremder, ein „Gelehrter aus Deutschland“ unter ihnen sei, gab der Eraltation des Gebets bei einigen zweifellos etwas Bewußtes. Ich konnte

mich hier des Gefühls niemals erwehren, beständig bewacht, beobachtet und in jeder Geste, jeder Bewegung argwöhnisch oder neugierig betrachtet zu sein. „In innerer Defensive“ das schien mir vom ersten Augenblick an das wesentlichste psychologische Charakterikum zu allem, was ich sah. Was den Gottesdienst dieser wahrhaft frommen galizischen Juden am tiefsten von den Gottesdiensten in christlichen Kirchen, insbesondere in der katholischen Kirche, unterscheidet, das schien mir vor allem die lebhafte Aktivität jedes einzelnen zu sein. An hohen Feiertagen sieht man in den kleinen galizischen Betstuben eine Ekstase und Inbrunst religiöser Entäußerung, wie wohl nirgend sonst in der Welt. Ein gräßliches Brüllen und Näseln. Fortwährende Verbeugungen, Hinundherwerfen des Oberkörpers und Verneigen nach der Richtung, in der der verschüttete Tempel Zions zu vermuten ist. Einige waren oft wie wilde Tiere. In den hinteren Gängen hinter den armseligen Sitzen liefen einzelne fanatisch auf und nieder, schreiend, gestikulierend, immer die gleichen hebräischen Zeilen fanatisch hervorstoßend. Eine außerordentliche Energie der Entäußerung, eine gewaltig starke Akzentuierung aller Ausdrucksbewegungen eignet diesem Volke, ohne das darum die Ausdrucksbewegungen, wie man das oft in südlichen Ländern, zumal in Italien, sieht, konkret malend, anschaulich gestikulierend wären. Vielmehr sind die Gefühle und Leidenschaften der Juden unvergleichlich vergeistigter, innerlicher, intellektueller. Der Gottesdienst wie die religiösen Vorstellungen sind ohne konkrete sinnliche Anschaulichkeit, ohne Bilder, bunte Farben, Blumen, lebendige, konkrete Dinglichkeiten. Vielmehr scheint ein jede Form zersprengendes, unendliches, unfaßliches Wollen und Leiden der Einzelseele um Ausdruck zu ringen. – Der Vorsänger schlug den Talles dicht um den Kopf, sprang her und hin, überschrie sich in unverständlichen hebräischen Lauten; aber keiner hörte ihm zu. Alles näselte und gestikulierte auf eigene Faust. Ganz oben in der Decke sah ich einige Gitterchen. Dahinter saßen die Frauen und hörten zu. Zuweilen kam ein klageähnliches Wimmern von der Galerie der Frauen herunter. Mir fiel auf, wie groß der Unterschied dieses Fanatismus gegenüber jenen Fanatismen war, die ich in den polnischen Kirchen während polnischen Gottesdienstes zu sehen bekam. Wieviel folgsamer, gefügiger, hingebender zeigte sich bei diesen katholischen Riten jeder einzelne des Volkes. Man fühlte, daß hier die feste, eiserne Hand einer systematisch gegliederten Hierarchie auf den Betenden lag. Bei den Juden dagegen schienen das Entäußerungsbedürfnis und die Aktivität jedes einzelnen mehr zum Rechte zu kommen.

III.

Ich wußte, daß in einem entsetzlich baufälligen, düsteren kleinen Hause in der Nähe der orthodoxen „alten Schul“ ein kleiner Verein der „Allerfrömmigsten“ Mischne, abhielt. Ein Verein, der sich von den orthodoxen Juden (die schon ihrerseits von den Besuchern der „modern eingerichteten“, die deutsche Sprache bevorzugenden neuen Synagoge als „Altgläubige“ erachtet wurden) absichtlich abgesondert hatte, weil dieser Gebetsfeste die Allerfrömmsten doch noch immer nicht fromm genug erschienen. Die Zusammenkunft dieser kleinen Schar religiöser Fanatiker wurde streng geheim abgehalten. Man gebrauchte untereinander nur hebräische Sprache. Die meisten dieser Frommen verstanden außer dem Hebräischen nichts als ihren gewohnten polnisch-jüdischen Jargon. Es war mein dringender Wunsch, einen Freitag abend bei diesen strengsten, fest am Ritual haltenden Separierten mitzumachen. Eigentümlich berührte mich, wie die Bitte, an diesem Gottesdienst teilnehmen zu dürfen, als ich sie vortrug, nach Art der polnischen Juden weder abgeschlagen noch zugebilligt wurde. Ich stand schließlich vor dem entsetzlich baufälligen düsteren Hause.

„Sie entschuldigen, kann ich mit Ihnen hinaufgehen,“ redete ich den ersten besten der erscheinenden Kaftanträger an.

„Sie haben Beine, warum sollen Sie nicht hinaufgehen.“

„Ich meine, ob ich Mariv mitmachen kann, obwohl ich fremd bin.“

Die Antwort lautete: „Is ’ne Frag! Wer soll Se herausweisen!“

„Nun, ich meine, ob ich als Fremder nicht etwa stören würde?“

Antwort in höflichen und demütigen Lauten: „Was heißt stören? Was heißt Fremder? Kann ich wissen, ob Se sind e Fremder? Kann ich’s Ihnen ansehen, daß Se sind Fremder?“ (Dabei war ich dem Mann offenbar ein Gegenstand unerschöpflicher Neugier. Er würde etwas darum gegeben haben, zu erfahren, woher ich kam, wer ich sei, und was ich wolle.) Es kam in diesem Augenblick ein uralter Greis in das fürchterliche Haus gehinkt. Ein wundervoller Kopf. Ein völlig blinder alter Mann mit langem, weißem Patriarchenbart; die blinden Augen namenlos mißtrauisch ins Leere gerichtet. Es führte ihn ein ganz kleiner Knabe, offenbar Enkel oder Urenkel; ein ganz kleines, blasses Judenjüngelchen, in seinem Kaftan und mit seinen Stirnlöckchen unendlich komisch und rührend anzusehen. Das Kind hatte, wie zahllose jüdische Kinder, die ich in Galizien sah, ganz große, stahlblaue Augen und dazu

Haare, schwarz wie Fett, die in merkwürdiger Art, in dem Schnitt, den die Friseure „Polakschnitt“ nennen, hinten abgerundet waren. Der Alte trug einen langen seidenen Kaftan mit Pelzbesatz und dazu eine hohe Pelzmütze. Es sah schön und tief ehrwürdig aus. Das Kind sagte jedesmal, sowie eine neue Stufe der wurmstichigen jammervollen Treppe kam, die unmittelbar von der Tür in das einzige Stockwerk des hinfälligen alten Hauses führte, mit jüdisch-deutschem Ausdruck: „Staigen“ und nannte dazu einen hebräisch klingenden Namen, den ich nicht verstand. Ich sprang augenblicklich hinzu, nahm den blinden Greis unter den Arm und bugsierte ihn, während er sich ganz arglos auf meinen Arm stützte, die Treppe hinauf, wobei die Umstehenden die Kappen abnahmen, offenbar sich freundlich berührt und wohlwollend gesinnt fühlten und mich ruhig in ihre Versammlung eintreten ließen. Freilich hatte ich wieder das Gefühl, von jedem einzelnen beobachtet, beargwöhnt und belauert zu sein. In dem kleinen, engen, halbdunklen Raum stand nichts, als ein paar wurmstichige Bänke und Tische, worauf ungeheure, hebräische Folianten lagen, schmutzig, zerlesen, in einer uralt schwerfälligen Schrift.

Alles sang, schrie oder las bereits aus Gebeten. In dem Raum brannte neben der Türe ein eisernes Oefchen. Es gab gräßliche Glut. Ihre Pelze und oberen Kaftane warfen die Eintretenden in der Mitte auf einen einzigen Haufen. Dieser ward so groß, daß er fast bis an die Decke reichte. Ich wunderte mich, wie wohl nachher jeder seinen Pelz und seinen Kaftan wieder herausfinden möge. Bei dieser Gelegenheit lebte ich in einer beständigen Angst. Es herrschte nämlich an jenem Tage ein so furchtbares Wetter, daß ich mich nicht ohne Schirm auf die Straßen getraut hätte. In dieser Gemeinschaft aber am Schabbes einen Schirm tragen, das hätte die Menschen aufs tiefste verletzt und gekränkt. Es hätte mich als Ketzer und Abtrünnigen entlarvt und diskreditiert. Ich hatte daher meinen Schirm unter meinem Pelz fest eingeknöpft, lebte aber bei dem beständigen Gedränge in der Antgst, der Schirm könne etwa entgleiten und zu Boden fallen, eine Szene, deren Verlegenheiten ich mir kaum auszumalen wagte. Gegenüber dem kleinen Betraum befand sich eine Art Waschkabinett: ein entsetzlich enges, fürchterliches Loch! Dahin gingen alle zuerst. Dann kamen sie in das Zimmer, berührten die Mesusoth, holten Tefillim und Zizzith, küßten ihre Finger. Dann gingen sie nochmals an ein Waschgefäß und taten so, als ob sie sich wüschen; aber sie trockneten nachher die Finger allesamt an einem einzigen unbeschreiblichen Handtuch. Alles schrie, sang gestikulierte und musterte dabei ‚offenbar’ fortwährend mit Neugier meine Gesten und Mienen, während ich mich in dem

Winkel neben dem heißen Ofen möglichst unsichtbar zu machen suchte. Die meisten dieser Allerfrömmsten waren Greise; einige aber Knaben aus dem Cheder. Die meisten gehörten zu den „Chassidim“, doch waren auch Anhänger anderer Sekten in dieser „Claus“, fast alles kranke, verhungerte, versehnte Gesichter; krumme, schiefe Gestalten, bleiche Wangen, krumme Rücken. Einige Gesichter ungemein schön, besonders unter den Kindern, aber durchweg leidend, krank, degeneriert. Unter den Alten einige Charakterköpfe, mit Augen, die wie ein verprügeltes Tier in die Welt blickten, oder ein Tier von ursprünglich edler und schöner Art.

Der Zustrom neuer Ankömmlinge hörte nicht auf. Das kleine enge Zimmerchen faßte soviel Menschen, daß ich kaum noch den Arm bewegen konnte. Ein ohrenzerreißendes Singen, wie ein einziger Klageschrei, hallte hin in den Raum. Man mußte das Geschrei aus dem schrecklichen Hause weithin vernehmen. Immer wahnsinniger, verzückter wurde die allgemeine Ekstase. Schreiende, näselnde Laute, konvulsivische Zuckungen, allgemeine Erregung und Bewegung, die sich bei einigen in Schluchzen und Weinen entlud. Ich sah Menschen um mich, die wie Maniakalen gestikulierten, tobten und weinten. Mich schüttelte vor dieser Art Gebets beinahe Grauen. Mir wurde schlecht. Unwillkürlich geriet ich mit in die allgemeine Erregung hinein. Diesen Haufen hatte religiöser Fanatismus ergriffen, demgegenüber der einzelne machtlos war.

Am Anfang glaubte ich, daß meine Gegenwart die mir zunächst Stehenden dazu befeuere, nur noch toller, unsinniger eine Art Schaubeten zu produzieren. Schließlich aber schien doch jeder nur mit sich selbst beschäftigt und seine Umgebung vergessen zu haben. Der eine überschrie den anderen, schlug sich die Brust, raufte Bart und Haar, schleuderte den Oberkörper auf und nieder, bebte, zitterte in jedem Nerv. Ich hatte das Gefühl, unter Wahnsinnigen zu sein. Noch einen Augenblick länger, und der Wahnsinn steckte mich an, so fühlte ich.

Ich drängte gewaltsam zum Ausgang. Zum Glück war ich unmittelbar neben der Türe, ich riß sie auf, lief ins Freie, während hinter mir die klagenden, fürchterlichen Stimmen zusammenschlugen.

Ich stürzte die Treppe hinunter; ich hatte ein Gefühl des Dankes und der Erleichterung, als ich draußen den klaren, blauen Nachthimmel und die großen, gesunden Sterne sah ...

IV.

Was mir bei Krakauer und überhaupt bei galizischen Juden besonders auffiel, war ihre merkwürdige Mischung, von trockenster, nüchterner Verständigkeit mit unsinnigsten Aberglauben und mystisch-finsterem Fanatismus. In den alten Talmud-Thora-Schulen, im alten Cheder herrscht noch die Unterrichtsweise des Mittelalters. In viel zu engen, ungelüfteten, traurig unreinlichen Räumen hockt eine Schar blasser Knaben um einen blassen, kranken, meist sehr machtlosen Lehrer, der mit Mühe einige Disziplin aufrecht hält, um die frühgeweckten, frühreifen Kinder in elementaren Kenntnissen, vor allem im Talmud und im Hebräischen zu unterrichten. Die Unterrichtsgegenstände des jüdischen Studiums, auch die Gegenstände, die den Geist der Gewecktesten und Fortgeschrittensten lebenslang beschäftigen, haben kaum irgendeine Beziehung zur praktischen, konkreten Welt, die das jüdische Kind oder später den jüdischen Talmudgelehrten umgibt. Man disputiert über Bücher, die ein Rabbi vor tausend Jahren über ein anderes Buch verfaßt hat. Ja, sogar über Bücher, die wiederum von Büchern über ein Buch handeln, so daß die Gegenstände, an denen der Scharfsinn der östlichen Juden sich ausfeint, schließlich völlig ins Ungreifbare, Wesenlose verstießen. So etwa, wie der germanische Knabe beim Turnen in der Betätigung körperlicher Kraft und Geschicklichkeit seine beste Jugendfreude erlebt, so müssen viele von diesen armen, kränklichen Kindern jüdischer Proletarier, die im Lernhaus „lernen“, das heißt über Talmud disputieren, in dieser gegenstandslosen Gedankenjonglierkunft die Betätigung und Erweiterung ihrer Kraft verspüren. – Man nennt bezeichnend diese Methode spitzfindiger Scharfsinnsübung mit dem Worte „Pilpul“, zu deutsch „Pfefferung“. Aber unmittelbar neben dieser kritisch zerpflückenden, zersetzenden Art der Dialektik um der bloßen Dialektik willen, neben der vergeistigten Intellektualität, der keine anschauliche Einzelheit konkreter Sinnlichkeit zugrunde liegt, steht doch wieder ein fanatisch wildes, früh aufgeregtes, leidenschaftliches und vor allem tief sozial interessiertes Gefühlsleben.

Für dieses Nebeneinander möchte ich gleichfalls einige konkrete Einzelzüge anführen dürfen. Auf einigen Plätzen des alten Judenviertels in Krakau befinden sich kleine ummauerte Friedhöfe mitten zwischen Gassen und Häusern. Vor einer solchen Ummauerung redete ich einen jungen Mann an, um ihn nach dieser Einrichtung zu befragen. Es war ein junger Primaner, dessen Eltern noch im Ghetto wohnten, der aber seinerseits völlig „emanzipiert“ dachte, vortrefflich reines Deutsch sprach, von der Höhe seiner modernen

Kultur herab sehr verächtlich auf seine Stammesgenossen herabblickte und sich mir (ein echt jüdischer Zug) schon nach zehn Minuten als deutschnational und „antisemitisch“ vorstellte, gleichwohl aber ein lebhaftes Wohlgefallen an meinem großen Interesse für alle Häuser und Baulichkeiten der Judenstadt zu empfinden schien. Er führte mich aufs freundlichste überall umher und machte freiwillig meinen Cicerone. In seiner Begleitung befand sich ein bildhübsches, sehr gut gekleidetes Mädchen, das er als seine Cousine vorstellte. Mit diesen beiden besuchte ich verschiedene Gebetsvereine, wo überall die große Holzkiste an der Wand hing, in der das ewige Licht brennt, an welchem am Sabbat, wo kein Feuer angezündet werden darf, alles andere Feuer entfacht wird. Mit diesen beiden kam ich zum erstenmal in die „neue Schul“, die nach westeuropäischen Begriffen immer noch orthodox, für die Verhältnisse Krakauer Juden aber gefährlich aufgeklärt und liberal ist. Es war mir aufgefallen, wie sehr die Abnahme an Frömmigkeit mit der Zunahme an Reichtum und Macht der einzelnen Volksschichten zusammenhängt. Die Frömmsten und Getreusten schienen auch immer die Aermsten zu sein. An jenem jungen, modern gekleideten und allem spezifisch Jüdischen offenbar längst entfremdeten Mädchen bemerkte ich nun einen jener Widersprüche, die mir für die Denkart der polnischen Juden so charakteristisch scheinen. Ich fragte nach der Herkunft eines der ummauerten Friedhöfe mitten im Judenviertel. Die junge Dame erklärte seine Existenz in folgender Weise: Es dürfen in Krakau nur Freitags Hochzeiten gefeiert werden. Als aber einmal vor Jahrhunderten eine Jüdin am christlichen Sonntag geheiratet hat, da ist an jener Stelle der Boden aufgebrochen, und die ganze Hochzeitsgesellschaft ist von der Erde verschlungen worden. Zum Gedächtnis daran steht dort noch heute die alte Mauer. Ich sagte, das sei eine schöne, tiefe alte Sage. Worauf das junge Mädchen mit jüdischem Akzent sofort erwiderte:

„Woher wissen sie, daß es Sage ist?“

„Ja, aber Fräulein, glauben Sie, daß das wirklich so gewesen sei?“

Darauf lautete die Antwort: „Nun, ich bin doch nicht dabei gewesen, als sie eingesunken sind!“

„Also gut,“ erwiderte ich, „dann glauben Sie, daß die Geschichte nicht wahr ist, aber daß sie, wie ich eben sagte, eine Sage ist?“

Aber dadurch ließ sich die junge Dame keineswegs überzeugen, denn ihre Entgegnung lautete nun wieder:

„Sie sind auch nicht dabei gewesen! Also können Sie nicht beschwören, daß die Sache nicht so gewesen ist.“

Kurz, sie ließ weise die Möglichkeit nach beiden Seiten offen. Sie stellt frei, daß die Geschichte sich so verhalten haben könne, daß sie möglicherweise sich auch anders verhalten haben könne. Diese Art Stellungnahme nun ist im Durchschnitt für jeden galizischen Juden, charakteristisch. Im alltäglichen Gespräch gelingt es niemals, den Ostjuden auf irgendeinen Punkt, an dem er sich nach irgendeiner Richtung hin Blößen geben könnte, festzunageln. Seine ungeheuer entwickelte intellektuelle Neugier läßt immer Möglichkeiten nach verschiedenen Seiten offen. Sie zeigt sich gleichzeitig nach verschiedener Richtung interessiert und orientiert. Alle jene Witze und Anekdoten, nach denen der Jude immer auf eine Frage mit neuen Fragen antwortet, zeigten sich mir im Umgang mit Juden kleiner galizischer Judenstädte als volle, echte Wahrheit. Ich will als Beispiel ein solches Gespräch beim Fraugen nach einer Oertlichkeit auf der Straße anführen.

Ich will im Judenviertel das jüdische Theater besuchen, wo übrigens in ganz unvergleichlich genialer Weise im Jargon gespielt wird. Ich frage in einer Gasse einen wundervollen alten Juden mit Augen wie ein halbtotgequälter Hund nach dem Wege:

„Entschuldigen Sie, es sollhier ein jüdisches theater geben. Können Sie mir sagen, ob heute dort Vorstellung ist?“

„Nu, es soll e Theater geben, da wissen Se mehr als ich. Warum fragen Se?“

„Bitte, ich wollte Sie nicht kränken. Es gibt also kein Theater?“

„Warum soll ich entschuldigen, haben Se ebbes getan? Hab ich gesagt, es gibt kein Theater?“

„Zum Kuckuck, also es gibt ein Jargontheater! Dann können Sie mir auch sagen wo es ist.“

„Kann ich wissen, wo es ist, wenn de Schauspieler heute sind in Lemberg und morgen in Warschau. Was wollen Se denn machen mit’m Theater?“

„Ich interessiere mich für jüdisches Leben und möchte gern das Theater kennen lernen.“

„Ei, ei, ei, Se interessieren sich for jiddisches Leben! Entschuldige Se, was is am jiddischen Leben interessant? Se sind gewiß von weit her?“

„Ja, ich bin hier fremd."

„Allerdings, Se sind fremd! Natürlich sind Se fremd. Werden Se mir auch noch sagen wollen, daß Sie sind fremd! Weiß ich ohnehin, daß Se sind e Ruß."

„Nein, ich bin Deutscher!"

„E Deutscher? Nu, ich bin auch e Deutscher, Oesterreich ist auch daitsch!"

„Gewiß, ich meine Reichsdeutscher."

„E Reichsdaitscher. Ja, ja, is e großes Land. Daitschland is e großes Land."

„Jawohl, da haben Sie Recht, Deutschland ist groß."

„Nu, ich meine, es gibt viele Städte in Deutschland; der Herr kann nich aus allen Städten sein."

„Ach so, Sie wollen wissen, aus welcher Stadt ich komme! Ich komme aus München."

„Se komen aus München: E schöne Stadt, München. E große Stadt, München. Es liegt in Bayern. Da sind Se geschäftlich hier. War weite Reis!"

„Nein, ich habe hier keine Geschäfte."

Daraufhin ungeheures, ungläubiges Erstaunen. Und eine Pause, während der er offenbar nachdenkt, wie er mir auf andere Weise die Würmer aus der Nase ziehen kann. Schließlich beginnt er wieder mit einer ganz anderen Frage:

„Was wollen Se im jiddischen theater? Se sind doch kein Jüd?"

„Doch, ich bin allerdings ein Jude."

„Sollen Se gesund bleiben! Se sind e Jüd? Werden Se mir nicht einreden! Sie erlauben wohl, darf ich fragen, was hat der Herr denn für e Geschäft?"

So ging das weiter. Von meinem Judesein überzeugte er sich erst, als ich erklärte, mit welchem hebräischen Namen ich in der Synagoge aufgerufen würde. Von der Frage, ob das Theater an diesem Abend spiele oder nicht, erfuhr ich gar nichts. Dagegen erfuhr er seinerseits auf Umwegen durch zahllose Frage- und Gegenfragestellung schließlich alles, was seine einmal erregte Neugierde wissen wollte. Ich wurde den Mann nicht eher los, als bis ich in eine vorüberfahrende Tram sprang. Ich hatte das Gefühl, obwohl ich der Fragende war, im Grunde immerfort ausgefragt zu werden. Diese

Kunst, mit scheinbarer Antwort beständig Fragen zu stellen, besitzt der polnische Jude im höchsten Maße. Es lebt in ihm eine ungeheure Sachlichkeit und Neugier, Menschen gegenüber. Er horcht aus, weil er in seiner zur Gewohnheit gewordenen Not, in seinem bedrückten Leben alles und jedes fortdauernd auf sein praktisches Interesse bezieht.

Unter den vielen Widersprüchen im Leben und Charakter der polnischen Juden ist aber keiner so frappierend, als der Konflikt zwischen dieser ganz einseitigen Einstellung auf das praktische Interesse und auf die momentane Sicherheit und Nützlichkeit des Lebens und zwischen einer abstraktiven Phantastik und Rabulistik, wie sie ähnlich nirgendwo einem Volke eignet. Eben dieselbe Leute, die beständig aus den Nöten ihrer Existenz heraus vigilieren und machen, wo ihr Vorteil zu suchen sei, und ob sie von anderen Gutes oder Schlimmes zu erwarten haben, eben die selben Leute sind in ihrem geistigen Leben spekulative Phantasten, die über Dinge grübeln und disputieren, die einer Welt längst entschwundener Generationen angehören. – Es ist mir unvergeßlich, wie ich einmal aus den Trubeln und Nöten der wachsenden Großstadt Leipzig in die kleine orthodoxe Synagoge nach Sabbatschluß anzuhören. Es wurde ein Kapitel aus dem Talmud, ich glaube Sanhedrin 99, traktiert. Die Schüler waren ganz alte, vom Leben verbrauchte Leute, darunter zwei uralte Greise mit hohen Zylinderhüten, die aus alten hebräischen Ausgaben der Mischna lasen, obwohl es die besten modernen Ausgaben längst überall gibt. Der Rabbi, ein kleiner, bleicher, fetter polnischer Jude, übersetzte etwas in singender und näselnder Sprache und kommentierte, während von den Hörern nur selten jemand eine Frage oder einen Zusatz dazwischen warf, worauf der Rebbe jedesmal wütend wurde. Ich hatte lange Mühe, heraus zu bekommen, um was es sich bei diesen Disputen handelte. Es handeltes sich um die Frage, wie ein Beth ha kisse – sagen wir zu Deutsch mit parlamentarischem Ausdruck eine – Waschgelegenheit „dem Gesetze gemäß“ besucht werden solle. Die Mischna ergeht sich ausführlich darüber, daß ein solcher Ort mindestens 13 Minuten von menschlichen Wohnungen entfernt sein müsse: daß er nicht in Gesellschaft besucht werden darf: wie ein Soldat sich im Felde, wo ein solcher Ort nicht auffindbar ist, benehmen müsse: wie ein alter, und wie ein junger Mann. Würden all diese Vorschriften von den polnischen Juden wirklich befolgt, so könnten sie keinen Schritt tun, ohne über zehntausend Gesetze zu stolpern. In Wirklichkeit aber sind solche Fragen Gegenstand des Disputes. Offenbar selbst in einer Stadt Deutschlands, die nicht den mindesten konkreten Anhalt bietet. An jede solcher Stellen bei Besprechung eines Talmudabschnittes schließen sich

lange moralisierende Exkurse. Oft Exkurse von höchster psychologischer Feinheit. So hörte ich eine Debatte über ein Gebot des Talmud, das jeden, der ein falsches Lob aussprechen hört, verpflichtet, den Redner zu korrigieren. Daran schloß sich alsbald die Frage eines der Höhrer, ob man dieses Gebot auch einem panegyrischen Leichenredner gegenüber befolgen müsse. Diese Frage wurde dann auf die andere zurückgeschoben, ob die Leichenrede zu Ehren der Ueberlebenden oder zu Ehren des Verstorbenen gehalten werden. Der Rabbi explizierte, daß nur im letzteren Falle dem übertriebenen Lobe widersprochen werden müsse. Im ersteren Falle dagegen sei der Widerspruch nicht statthaft, weil Ueberlebende an einem Toten, etwa an einem verstorbenen Vater, immer mehr verloren hätten, als der Verstorbene an und für sich selbst wert gewesen sei. An diese psychologisch und ethisch zweifellos sehr feinen Gespräche schlossen sich sofort weitere Exkurse an über die Frage, ob man überhaupt einen Toten loben, oder ob man ihn auch in seinen Fehlern erkennen solle. Ob es richtig sei, daß man von Verstorbenen immer nur Gutes sprechen solle. Oder ob es vielleicht nur psychologische Tatsache sei, daß man die Neigung besitze, von den Toten eher Gutes als Schlimmes zu erzählen. Bei solchen Debatten schienen alle diese armen, alten, schlotterigen, kränklichen Menschen aufzuleben. Selbst gemeine, gefühllose und schamlose Gesichter, Gesichter von bodenloser Frechheit und unverschämtester Zudringlichkeit, wie man garnicht selten unter den polnisch-galizischen Juden findet, bekamen bei Gelegenheit solcher Schulstreitereien einen vergeistigten, edlen Ausdruck.

V.

Man wird den galizischen Juden nicht gerecht werden, wenn man sie unter Voraussetzungen der westeuropäischen Kultur mit dem Maßstabe westeuropäischer Ethik betrachtet. Daß in den armseligen Elend-Nestern dieser halbgebrochenen, in Not und Leiden starr gewordenen Menschen ein entsetzlicher physischer und moralischer Schmutz nistet, das muß sich der Lage nach von selber verstehen. Aber es bleibt bewunderswert, daß all dieser Verkommenheit dennoch immer ein eigenartig intellektuelles Gepräge, ein Stempel der Geistigkeit, ich möchte fast sagen, ein moralisches Air anhaftet. Betrügen oder betrogen zu werden, das scheint den galizischen Juden zur Natur des Lebens selber zu gehören! Lügereien, Flunkereien, kleine Unredlichkeiten, Spüren nach jedem Vorteil, der eine Besserung der Lage verheißt, das versteht sich im diesem Elendvolke von selbst! Und man würde sich sehr irren, wenn man diese Leute, die mit Gemütsruhe lügen,

gaunern und betrügen, darum für Menschen halten wollte, die schlechter oder bösartiger sind, als irgendwelche andern Menschen.

Von der naiven Selbstverständlichkeit und Freude, mit der der polnische Jude zu „ganeffen“ pflegte, zeugt vielleicht das folgende kleine Erlebnis! – Ich hatte bei einem Notar eine kleine Formalität zu erledigen, zu der die Identifizierung meiner Person unerläßlich war, und da ich an dem betreffenden Ort niemanden kannte, so geriet ich in Verlegenheit, wie die betreffende notarielle Beglaubigung für mich zu erlangen sei. Ich wandte mich in dieser Verlegenheit an meinen Wirt, einen polnischen Juden, nennen wir ihn Herrn Edelstein. Herr Edelstein nahm meine Bedenken nicht im mindesten schwer, obwohl ich ihm, vollkommen fremd, war und keinerlei Legitimationspapier bei mir führte. Er verwies mich an einen Notar und vertröstete mich, daß ich am Vormittag, wenn ich „auf Gericht gehen“ würde, vor der Haustür mit Sicherheit zwei Personen antreffen solle, die vor dem Notar meine Identität bezeugen könnten. Er würde im Gastlokal einigen Gästen Bescheid sagen, diese würden mir dienen, wenn ich nur einige Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Ich versprach das und begab mich zur festgesetzten Zeit zur Kanzlei des Notars, neugierig, wie die Leute meine Personalien dann feststellen würden. Als ich aber in die betreffende Straße kam, begegnete mir ein polnischer Jude, der bei meinem Anblick mit lebhaften Freudenbezeugungen sich vorbeugte, sein Käppchen zog und mich hochbeglückt mit einem: „Habe die Ehre, Herr Doktor!“ begrüßte. Ich wunderte mich, aber ging weiter. Es konnte ja eine Verwechslung sein. Aber alsbald begegneten mir zwei weitere Juden, die ebenfalls bei meinem Anblick lebhafteste Freude bezeugten, „Servus“ und „Hab die Ehr“ riefen und mich begrüßten, als habe ich mein Lebtag in der Stadt gewohnt, die ich soeben erst betreten hatte, und in der mich niemand kennen konnte. Als ein vierter und fünfter ebenfalls hinzukam und mich grüßte, trat ich schließlich an einen der Grüßenden, die sich im Kaftan bis an die Erde beugten und fragte: „Kennen Sie mich eigentlich?“

Der Mann schlug vor Erstaunen die Hände, lachte hell auf und rief beteuernd: „Nu, wird’ ich den Doktor Lessing nicht kennen?

Die ganze Gesellschaft war erbötig, für ein paar Heller jeden Meineid zu schwören, daß ich ein alter Bekannter von ihnen sei. Der eine hatte dem anderen, sobald er hörte, daß es etwas zu verdienen gab, meine Personalien weitergegeben, und so hoffte jeder, daß ich ihn mitnehmen werde, um meine Personalien feststellen zu lassen.

VI.

Es sei zuletzt ein Wort gesagt über die Lage der jüdischen Frauen und Mädchen im Osten. Es ist allgemein bekannt, daß der Mädchenhandel nirgend so blüht, wie unter diesen in Armut und Enge verkommenden Juden des Ostens. Merkwürdig aber ist, daß bei ihnen nebeneinander die strengste und treueste Eheführung, der innigste, festeste Familiensinn und die entsetzlichste Prostituierung der Frauen zu finden ist. Das Laster tritt in einer so naivselbstverständlichen, ja familienhaften, gemütlichen Form auf, daß man es bisweilen mit patriarchalischen, sittlich strengen und religiös gestimmten Formen der Lebensführung vereint findet. Ein Mann, der in seinem Privatleben alle religiösen Gebote aufs strengste festhält, der musterhaft für seine Familie besorgt ist, findet nicht das mindeste darin, etwa seine Tochter für eine größere Geldsumme fortzugeben. Diese schweren sittlichen Mißstände sind in der ganzen sozialen Lebensform der Ostjuden begründet. Diese Lebensführung ist noch durchaus alttestamentarisch-patriarchalisch. Die Frauen haben weder Rechte noch Bildung. Während der kleine Knabe von früh auf zum Studium der Schriften, zum Hebräischlernen und Disputieren angehalten wird und von früh bis spät über Büchern im Cheder hockt, lernen Mädchen (ich rede allerdings nur von den Mädchen im Volke, nicht von den Schülerinnen der höheren Töchterschulen) nur das Allernotdürftigste, kommen niemals aus den armseligen vier Wänden ihres Ghetto heraus und kennen keinerlei anderen Beruf und Lebenssinn als den, daß sie früh verheiratet und Mütter werden müssen. Nach Meinung und Selbstbestimmung der Frauen wird nie gefragt. Das Heiraten der Kinder ist Sache der Eltern. Sie einigen sich schon im frühesten Lebensalter der Kinder darüber, welche Paare zusammengegeben werden sollen. Es ist nicht selten, daß Knaben schon mit dem vierzehnten Jahre verheiratet werden. Väter und Mütter von sechszehn Jahren findet man häufig genug. Für die Heirat der Mädchen entscheidet einzig und allein die Mitgift. Dagegen werden bei den Knaben insbesondere ihre gelehrten Fähigkeiten als Ausleger und Kenner des Talmud, sowie ihre Frömmigkeit und ihre moralische Begabung auf das höchste geschätzt. In manchen Orten findet geradezu ein Markt für Schwiegersöhne statt. Kleine Jungen, die sich zu künftigen Rabbinern und Talmudgelehrten ausbilden, genießen schon in früher Jugend das höchste Ansehen in der ganzen Judenstadt. Nirgendsonst findet man derartige Kultivierung geistiger Talente. Der Gelehrte, der Bocher, braucht im Grunde garnichts anderes zu tun, als Talmud zu lesen und zu disputieren. Die reichsten und angesehensten Familien rechnen sich zur Ehre an, solch einen kleinen Talmudgelehrten durch Heirat bei sich auf-

nehmen zu dürfen. Die Frau ernährt dann oft den Mann, falls ihre Mitgift nicht hoch genug ist, durch ihrer Hände Arbeit, durch eine kleine Wirtschaft oder ein Geschäft, während der junge Ehegatte nichts anderes zu tun hat, als seiner frommen Beschaulichkeit und geistigen Ausbildung zu leben und ins Unermessene hinein unversorgte, armselige Kinder zu erzeugen.

Aber es gibt kaum eine Menschengruppe, in der dem Auskommen des großen einzelnen Individuums, dem Genie, der verfeinerten, differenzierten Einzelseele, so viele Hemmnisse geboten sind, wie unter diesen Ostjuden. Gerade darum nämlich, weil das intellektuelle Durchschnittsniveau jedes einzelnen in dieser Volksgruppe so hoch ist, haben es diejenigen, die über diesen Durchschnitt hinaus wollen, ungemein schwer. Gerade darum, weil die Juden ein Volk von Talenten sind, ist die Genialität sowohl in der Volksgruppe als in der Seele des einzelnen Mitgliedes der Gruppe durchaus zum Untergang prädestiniert! Die Juden haben mit ihren großen Genies stets Unglück gehabt. Erscheinungen wie Jesus oder Spinoza konnten sich unter ihnen nicht halten. Dem widerspricht nicht im mindesten jene andere Tatsache, daß nirgendwo so sehr wie unter Juden das Talent, insbesondere das geistige, intellektuelle Talent, bewundert, aufgesucht und gepflegt wird. Just die zarten, feinsten und genialsten Seiten der Menschenseele gedeihen am besten in einem Nährboden, der zu ruhigem, stillem Wachstum Zeit und Kräfte verleiht. In einem im Durchschnitt völlig unbegabten, schwerfälligen, primitiven Volk können am besten die großen einzeln die wenigen Ingenien gedeihen; wo aber die Rasse und der Durchschnitt schon an und für sich geistig hoch steht, da leiden am ersten die Gipfel, jene Feinsten und Edelsten des Stammes, die ihrer Natur nach immer und überall aus der sozialen Gruppe herausfallen. Wo der eine immer noch klüger und begabter ist, als der andere, jeder erfüllt von einem riesigen, intellektuellen Ehrgeiz, jeder kritisch und skeptisch gegen die Anlagen der Stammesgenossen, wo jeder Jude, wie das immer unter herabgedrückten und degenerierten Menschen der Fall ist, ohne Ehrfurcht und Achtung ist vor dem anderen Juden, da ist es außerordentlich schwer, daß die konkreten Nüancen und Sonderzüge der einzelnen Individualitäten sich entwickeln. Und so originell der Ostjude als Gruppe ist, so wenig originell ist der einzelne innerhalb der Gruppe. Die Gruppe läßt ihm genug Freiheit und Aktivität, aber sie schützt und behandelt ihn nur als soziales, familiäres und politisches Wesen, nicht als dieses eine, nur einmal lebendige, qualitativ bestimmte Individuum.

Dies alles aber kommt am krassesten in der Welt der jüdischen Frauen zum Ausdruck. Eine jüdische Frau ist von vornherein sozusagen ohne Eigenheit und Einzelseele geboren. Sie ist bestimmt, als Durchgangspunkt der Gattung, als Gebärerin und Mutter, als ein Gegenstand der Spekulation und des Gelderwerbs früh aufgebraucht zu werden. Und wie immer man von der Schönheit jüdischen Familienlebens und der strengen moralischen Kultur altbiblischer Zustände singen und sagen mag, nirgendwo trat mir die würdelose, soziale Stellung, die verkehrte Einschätzung der Frau, so grell vor Augen, wie unter den russischen und polnischen Juden. Die altgewohnte Hörigkeit der Frauen macht natürlich unmöglich, daß das Leben dieser Menschen durch romantische Tragödien und unglückliche oder glückliche Leidenschaften gestört wird, wie sie sich aus dem Konflikt und Drang menschlicher Liebesgefühle ergeben. Die Stellung der Geschlechter ist trotz der außerordentlichen Reizbarkeit und Impulsivität der Rasse so nüchtern und materiell wie nur möglich. Heirat aus „Liebesleidenschaft" scheint mir unter den Ostjuden so selten, daß im Grunde schon das Liebesgefühl selber bei Durchschnittsjuden mit materiellen und utilitärischen Erwägungen durchtränkt ist. Er ist von vornherein darauf eingestellt, sich in ein reiches Mädchen eher zur „verlieben" als in ein armes. Der Reichtum als solcher dient bereits als Auslöser seiner erotischen Affekte. Man denkt durchweg so sehr aus der Not des Machtwillens und des gedemütigten und niedergehaltenen praktischen Ehrgeizes, daß ein freies Verschenken der Seele, ein Hingeben Mensch zu Mensch, ohne Einmischung rationeller Gesichtspunkte, nicht mehr möglich ist! Nirgendwo wird weniger die oberste Forderung des Sittengesetzes erfüllt, daß der Mensch dem anderen Menschen immer nur zum Zweck und niemals zum Mittel werden soll. Hier ist aus Not des Schicksals jeder dem anderen immer nur ein Mittel, ein Mittel zum Lebenserwerb oder Lebensgenuß. Dies gilt am meisten für die Frauen. Sie kommen für den Mann in ihrer Eigennatur kaum in Betracht. Sie sind in erster Linie Darbringerinnen einer Mitgift, die von den Eltern gezahlt wird an den, der bereit ist, das Mädchen zu heiraten. Sie sind in zweiter Linie Geschlechtsware, indem den Instinkten des Volkes aufs tiefste eingeprägt wird, daß es keinerlei Genuß gibt, der nicht durch Geld erkauft werden kann. So kommt es, daß in Galizien neben dem frömmsten und gebundensten Familienleben die ungebundenste ruchloseste Prostitution besteht. Und zwar bedingt offenbar die eine Seite sozialen Lebens die andere. Je unfreier und gebundener die Frau innerhalb der Familie ist, um so mehr wird sie außerhalb der Familie ein Gegenstand des Handels mit festen Marktpreisen. Von

der Naivität und Unbefangenheit dieses Frauenschachers aber macht man sich meistens keine rechte Vorstellung. Es gibt kleine galizische Städte, deren einziges Logier- und Gasthaus gleichzeitig Bordell ist. Der ankommende Fremde wird von denselben Mädchen bedient, die als Lustdirnen der ganzen Stadt zur Verfügung stehen. Von dem naiven Schutz dieser uralten patriarchalischen Nester kann man sich ein rechtes Bild machen, wenn man etwa im Innersten Böhmens ähnliches gesehen, und erlebt hat. Ich kam einmal in eine kleine böhmische Stadt, in welcher das Logierhaus gleichzeitig Hotel, Gastwirtschaft, Badehaus, Bäckerei und Bordell war. Die in diesem öffentlichen Hause gehaltenen Mädchen besorgten die Hausarbeit und kneteten appetitlicherweise das Brot für die Stadt, dienten als Bademädchen und versorgten ankommende Fremdlinge. Schon beim Mieten des Zimmers wurde der ankommende Gast gefragt, ob ihm solch ein Mädchen auf das Zimmer geschickt werden solle.

Derartige Zustände sind nun freilich in Galizien sozusagen mit herzlicher Naivität und freudiger Selbstverständlichkeit verknüpft. Dieselben Menschen, die im Erwerbsleben als Mädchenhändler und Kuppler dienen, sind vielleicht auf der anderen Seite die allerfrömmsten religiösesten Naturen, die kein Tittelchen vom „Gesetz“ ablassen würden und in Herzenseinfalt Talmudstudium und Mädchenhandel miteinander verbinden.

Ich möchte zum Schluß ein Erlebnis erwähnen, das ich in einer Gasse des Krakauer Judenviertels hatte. Bei einer planlosen Wanderung unmittelbar vor meiner Abreise von Krakau kam ich in Straßen, wo das ärmste jüdische Proletariat haust, wo etwa kleine Bethäuser, koschere Restaurants, Bordelle, kleine Kramläden, alles in einem einzigen Hause untergebracht sind. Ich betrachtete die Menschen und war neu verwundert über die rührende und krankhafte Schönheit mancher halbwüchsigen Kinder. Aus einem der armseligen Häuser trat ein halbwüchsiges Mädchen auf die Straße. Ein ganz junges, vielleicht vierzehnjähriges Kind mit einem rührend resignierten, schwärmerischen Mignongesicht, ganz dunkel, ganz blaß. Ich betrachtete lange dieses junge Kind, wie sie in armselig dürftigem Kleide die enge Gasse hinunterschritt. Als sie schließlich um die Ecke verschwunden war, ging ich auf meiner Wanderung langsam weiter, von Haus zu Haus, Menschen und Dinge betrachtend. Plötzlich fühlte ich mich im Rücken berührt. Hinter mir stand ein älterer verschmitzt aussehender Jude mit langen Schläfenlöckchen, zog sein schwarzes Käppchen, machte Kratzfuß auf Kratzfuß und begrüßte mich mit betulicher, hinterhältiger Freundlichkeit, indem er sich vorstellte als der

Karfunkelstein. Ich begriff nicht, was mir die Ehre seiner Bekanntschaft verschaffte. Herr Karfunkelstein aber blieb zur Seite, verwickelte mich in ein Gespräch, bei dem auf langen Umwegen herausschaute, daß er meinen langsamen Bummel längst beobachtet hatte und von der Ueberzeugung ausging, daß ich auf der Jagd nach Freuden das Ghetto durchwanderte und irgendein geeignet scheinendes Opfer suche. Wie aber wuchs mein Erstaunen, als er unvermittelt begann, mir die Vorzüge seiner Tochter, die mir ja bereits bekannt sei, anzupreisen. Ich sagte, daß ich mich nicht erinnere, je seine Tochter gesehen zu haben. Herr Karfunkelstein rieb die Hände, kratzte sich, gestikulierte hin und her und rief voll Erstaunen: „Hat ebbes der Herr meine Tochter nich betrachtet?“ Er war der Vater jenes schönen und leidenden jungen Geschöpfes, das er in aller Herzenseinfalt an einen ihm völlig unbekannten Fremden gegen eine möglichst hohe Geldsumme zu verschachern suchte.

Als ich dieses Vorhaben begriff und ihn erstaunt musterte mit dem Ausruf: „Also sie wollen Ihr Kind verkaufen!“ verzog sich in seinem Gesicht keine Miene. Es wäre unmöglich gewesen, ihm klar zu machen, daß das, was er tat, ein ruchloses Verbrechen an seinem Kinde sei. Im Gegenteil, er pries die Unberührtheit und Unschuld und alle Vorzüge seiner Tochter mit echtem Vaterstolz, ja fast mit Rührung, immer mit dem Hintergedanken, sie möglichst teuer bezahlt zu bekommen, und ein Hauptargument von ihm war, daß ein christlicher Graf, ein Offizier mit hohem Namen sich für seine Tochter interessiert habe und bereit sei, für sie eine beträchtliche Summe zu zahlen. Alle Schönheit, ja selbst alle Reinheit der Jugend schien im Kopf dieses Mannes mit gutem Recht nichts anderes zu sein, als ein Handelsartikel, der hoch im Preise steht, und der zu rechter Zeit möglichst raffiniert zu Markte gebracht werden muß. Hier Moral predigen zu wollen, wäre völlig aussichtslos. Solch ein Herr Karfunkelstein, der sein Kind mit Freuden verkauft, wenn er in seiner armseligen Existenz einige hundert Kronen erringen kann, ist vielleicht im übrigen ein Muster von Gelehrsamkeit, von Familiensorge und Familiensinn. Solcher Widersprüche gibt es unter den Ostjuden zahllose. Sie alle erklären sich aus dem tiefen sozialen Elend dieser beständig auf Arbeit und Erwerb ausgehenden, eng zusammengepferchten Menschen. Es ist das Große und Reizvolle in diesem proletarischen Elend, daß dies Volk von Proleten im Grunde ein Volk verkommener Aristokraten ist. So verfeinert, so vergeistigt und intellektualisiert, daß es unerträglich erscheint, diese Menschen als Lastträger und Fabrikarbeiter oder als Hausierer und kleine Zwischenhändler jämmerlich vegetieren zu sehen. Es bedürfte einer starken,

mächtigen Hand, einer konsequenten, sozialen Sanierung, um aus galizischen und polnischen Juden neue Volkskräfte zu wecken.

Freilich nicht Kräfte physischer Art. Denn es wird vieler Generationen bedürfen, um diese durch Inzucht und Naturentfremdung, im zusammengepferchten Leben enger Ghettos degenerierte Menschenrasse körperlich neu zu heben. Wohl aber ein ganz neues Aufleben geistiger und moralischer Werte, die in den Jahrhunderte hindurch geübten Hirnen armer verworfener Menschen leben.

Anhang 2

Galizien – Zur Abwehr

(In: Allgemeine Zeitung des Judentums, Nr. 7 (1910), S. 7f.)

In den Nr. 49 und 51 bis 58 der Allgem. Ztg. habe ich Reiseeindrücke erzählt, wie ich sie vor fünf Jahren empfangen habe, in dunkelsten Quartieren polnischen Judenlebens. Einige Zeitungen mit judengegnerischen Gefühlen druckten daraus Stellen ab, die ihnen für Wesensart und Leben der östlichen Juden belastend schienen: die Tägliche Rundschau, die Post, die Staatsbürgerzeitung, das Deutsche Volksblatt und andere. Aber auch einige jüdische Zeitungen orthodoxer Richtung brachten Gegenartikel: Der Israelit und die Wahrheit. Endlich glaubte auch an dieser Stelle Herr Prof. Dr. S. Kalischer, meine subjektive und objektive Wahrhaftigkeit in Frage stellen zu sollen.

Bevor ich auf diese verschiedenen Angriffe eingehe, sei mir erlaubt, einige der unliebenswürdigsten Sätze aus Nr. 4 der „Wahrheit“ vom 21. Januar hier anzuführen:

„Wenn man keine Meineidige sucht, findet man keine. Wenn man keine halbwüchsigen Mädchen sucht, findet man keine Angebote ... Die Absicht liegt klar zutage. Es soll die Kerntruppe des Judentums, die galizischen Juden, in ihrem innersten Wesen getroffen werden, wenn man sie als eine Horde verkommener kulturloser Barbaren hinstellt. Was kümmert es Herrn Professor Geiger, ob die Schilderungen wahr sind; was schert es ihn, daß die schändliche Mache auf den ersten Blick zu erkennen ist.“ (Rotabene: die betreffenden Aufsätze wurden noch von Dr. Gustav Karpeles aufgenommen; Herr Prof. Geiger fand sie nach Dr. Karpeles Tode als angenommen vor.) ... „Herr Lessing, der sich als Jude und Privatdozent bezeichnet und einer Professur dringend benötigt, hat’s behauptet, also hepp, hepp! Galizische Juden, ihr seid das Aschenbrödel der Welt, euch darf jeder Servusbruder ungeniert begeifern ... Aber die Zeiten sind vorüber ... Damit lockt man in Deutschland keine Professur vom Ministerium herunter.“

Ahnungslose arme Worte! Sie kennen mich nicht, und ich bin nicht dagegen empfindlich; peinlich berührte mich nur ein Passus der „Täglichen Rund-

schau“, der die Worte gebraucht: „Herr Dr. Lessing bezeichnet sich mit anerkennenswerter Offenheit als Jude.“

Welch ein Mensch wäre wohl der, dem das Wort „ich bin ein Jude“ nicht aus sicherem Stolze flösse?

Von Notständen der Seele war die Rede. Von Aberglauben, Inzucht und Schacher, vom physischen und moralischen Elend gebundener Menschen. An drei Orten habe ich das gelesen: im Ostviertel von London, im alten Amsterdamer Ghetto und in Galizien; aber in Galizien ergriff mich unseres Stammes Elend am tiefsten. Nicht um gebildete Oberschicht, um Juden großstädtischer Zivilisation handelte es sich – die sind im Osten genau wie überall in Westeuropa. Ich habe von Ghettoexistenzen gesprochen. Geschah es, um verächtlich zu machen? Es gibt genug deutscher Mannesseelen, die jedes harte Urteil gleich dem meinen aus dem Zusammenhang gerissen frohlockend weitertragen. Verstünden sie, was hinter solchen Urteilen steht, sie möchten erzittern. Schamrot möchten sie werden im Anblick der Erniedrigung eines mit endlosen Energien der Seele begabten altadligen Menschheitstyps. Wenn ich dartue, daß ein Körper Wunden hat, tat ich dann dar, daß er Schandmale aufweist? Statt das Quäler und Verächter der jüdischen Volksseele sich selber prüfen und befragen, ob nicht etwa das Häßliche, was sie an uns zu sehen glauben, ihr eigen Werk sei – Werke ihres Mißtrauens, ihres Demütigen – ihres Unterdrückenwollens, Mensch gegen Mensch, statt daß sie unsere Narben als ihre Schuld gegen uns durchschauen, ziehen sie vor, auf Wunden, die uns geschlagen sind, öffentlich hinzuweisen als auf Beweise für Minderwertigkeit unserer Art. Das ist, die alte Schmach tausenmal erlitten. Was soll unsereins da tun? Größer sein als unser Los! Niemals Striemen und Narben leugnen! Sie belasten niemanden als Hände, die sie schlagen, oder die gern hindern möchten, in Sonne und Luft uns auszuheilen. Ich habe den Typ des Ghettojuden als moralisch depraviert hingestellt, aber habe zugleich auch gesagt, daß seine moralische Größe ihn bis heute trägt. Es gibt kaum ein zweites Volk, das im Kettenleben mancher östlichen Juden nicht ethisch zugrunde gegangen wäre. Die östlichen Juden aber bestanden die letzte Probe, die in rabbinischen Schriften heißt: Der Notstand des Schlechtwerdens.

Dies wäre Wesentliches. Ganz unwesentlich aber ist, ob z. B. in dem kleinen Gebetraum einer frommen Sekte in Krakau, bei der ich vor fünf Jahren einen Freitagabend verbrachte, sich Tessilim befanden oder nicht (ich habe übrigens nicht, wie mir unterstellt wird, gesagt, daß Tessilim angelegt wurden

am Sabbath; ich habe nur erwähnt, sie dort gesehen zu haben). Es hieß dabei von den Allerfrömmsten, daß sie in einem verfallenen Hause Mischna abhielten. Was das ist, fragt mich Herr Professor Kalischer. Ein leider stehengebliebener Druckfehler. Es sollte Mincha heißen, nicht Mischna. Wenn man im übrigen meine Erzählungen in ihrer Glaubwürdigkeit anzweifelt, so bin ich machtlos. – Wer fremde Länder als Reisender schildert, färbt immer anders als der sieht, der im Lande selber wohnt. – Der Ton macht die Musik; das versteht sich durchaus von selbst. Gesetzt, ich schreibe eine provokatorische Schilderung vom Elend der Heimarbeit im Osten Berlins, glaubt man dann, der Beweis für Unwahrheit meiner Schilderung sei erbracht, wenn man eine Million Menschen als Zeugen vorführt, die allesamt neben diesem Elend herleben, ohne doch je es zu sehen? – Ich bereiste Galizien mit der Absicht, die physische und moralische Not der Juden kennen zu lernen. Wäre ich nach Lemberg gefahren, um Vorlesungen zu hören, oder nach Krakau, um Museen zu besichtigen, so hätte ich allerdings weder etwas von Menschen bemerkt, die um ein paar Kreuzer falsche Zeugenschaft stellen, noch von einem Vater, der seine minderjährige Tochter verkuppelt. Dergleichen gibt es überall! Für mich aber war im Interesse sozialer Hilfe von speziellem Wert, festzustellen, wie weit es das unter Juden gibt. Endlich sollte sich auch die Weisheit des alten Sprichwortes von selber verstehen: Der Narr weiß besser Bescheid im eignen Hause als der Weise im fremden. Daß ich mich in Dingen des Rituals, der Lebenssitte, der hebräischen Sprache dilettantisch irre, das ist – ich sage es mit Bedauern – ein Defizit, welches ich heute mit wenigstens der Hälfte aller in Deutschland lebenden Juden teile, die vom Hebräischen soviel wissen wie ich und vom jüdischen Ritual beträchtlich weniger.

Ein Adelsvolk, in Abhängigkeit, Defensive und Niedrigkeit als Träger der höchsten ethischen Forderung – das ist die Tragödie des Judengolus. In diesem Notstand des Schlechtwerdens aber besaß der Jude eine originale Waffe, die das jüdische Genie zur höchsten Feinheit schliff. Eine Tendenz innerer Selbstschau, eine Fähigkeit zur kritischen Selbstbetrachtung, ja zur lächelnden Ironie über sich selbst, die die eigentliche Stärke jüdischer Geistigkeit ist. Irgendwer hat gesagt, aus dem Judentum werde niemals ein naiver Heros, ein Cäsar oder Napoleon hervorgehen. – die klassische Heroengeste sei beim Juden darum unmöglich, weil er in jedem Augenblick geneigt sei, die Skepsis starker Bewußtheit gegen das eigene Ich zu kehren und die leise Lächerlichkeit zu durchschauen, die überall wohnt, wo Menschenkinder hochpathetisch auf dem Kothurne stelzen. Dürfen wir als Juden eine Ueberlegenheit

des Blutes uns zusprechen, dann scheint es mir die zu sein, daß unser Los Innerlichkeit und Selbstbescheidung uns gelehrt hat. Frohere, beglücktere Menschen, die auf eigener Scholle wachsen, mögen Selbstgerechtigkeit und Selbstvergötterung lieben. Wir aber haben unter dieser naiven Selbstgerechtigkeit, die die eigene Spezies Mensch für Sinn der Erde hält, so furchbar gelitten, daß wir davor gesichert sein sollten in die gleiche Art Selbstschmeichelei zu fallen. Wir sollten uns abgewöhnen, als Juden verletzt zusammenzuzucken, wenn irgendwer ein objektiv hartes, verdammendes Urteil über Jüdisches fällt und in falschem Solidaritätsgefühl zu glauben, daß unsere Art verunflimpft werde, wenn irgendwo auf dem Erdenrund einem jüdischen Menschen Makel anhaftet. Diese jüdische Reizbarkeit ist ein Stück sozialer Neurasthenie, eine Pathologik der Volksseele. Sie entspringt dem Zweifel und der Unsicherheit. Aber im selben Maße, als wir reif und sicher sind, legen wir alle pathetischen Sentimentalitäten ab und lernen, über uns selber die Wahrheit sagen und Wahrheit hören. Wir lernen auch den Ton des Schmerzes und tragischen Konfliktes verstehen, wenn ein Jude gegen Juden spricht. Wir zetern nicht sofort über Verrat und Abfall. Denn damit haben wir die stärksten und besten unseres Blutes stets von uns abgestoßen und an jener ungeheuerlichen Vergeudung und Versplitterung jüdischer Energien des Geistes gearbeitet, die den Juden zum Ferment aller Nationen werden ließ, statt zu würdevoller Größe in sich selbst.

Anhang 3

Samuel zieht die Bilanz

(In: Die Schaubühne, 6. Jahrgang (1910), Nr. 3, S. 65-73)

1

... Gott, ich entsinne mich mit Vergnügen, wie die kleine kuglige Gestalt zuerst vor mir auftauchte. Er kam zum ersten Mal nach München. Irgendwer in Berlin hatte ihm einige Zeilen an mich aufgeschrieben. Damit begab er sich vor das weltverlorene Häuschen am äußersten Ende von Schwabing, wo ich mit Frau und Kind damals lebte. Das ist fast zehn Jahre her. Aber er traf mich nicht, denn ich war gerade beim Doktor Simon in der Türkenstraße und hielt Vortrag über transzendentale Analytik.

Plötzlich ging die Tür auf, und ein gestikulierendes Entschuldigungs-Sermönchen purzelte ins Zimmer. Auf ein paar ganz kurzen fahrigen Beinchen ein fettiges Synagögklein, sein Bäuchlein wie die Apsis (in der die Bundeslade verwahrt ist) weit in die Außenwelt hineingestreckt. Gleichwie der Frosch sein Bäuchlein vorplustert, wenn er stolz tut und durch einen Tümpel schwimmt. Aber auf dem schwammigen Bäuchlein kurz aufgepfropt saß ein schwarz-rundes Köpfchen mit ein paar siebengescheiten Knopfäuglein, die durch eine Brille hindurch zweifellos gar nichts sahen und ahnten. Und wer das Männlein kommen sah, wußte sogleich: Ach, lieber Gott, der sieht nicht, der hört nicht, der schmeckt nicht, der riecht nicht, der redet und schreibelt sich nun so durchs Leben! Aber das Männlein mauschelte sich gar naiv ins Zimmer und ließ Wortwürmlein fallen, nach links und nach rechts: Ob der Doktor Lessing wohl hier sei? Er bitte gar sehr um Entschuldigung. Man möge ihm doch ja verzeihen. Er wolle nur eilends den Doktor Lessing sehen. Welches denn der Doktor Lessing sei? Er komme gerade aus Schwabing.

Ob er sich nicht setzen und ein bischen zuhören wolle? Nein, er könne nicht zuhören. Er sei nur gar so kurz in München. München sei ihm als Stadt im ganzen sympathisch, ganz anders als Berlin. Er werde vielleicht darüber schreiben. Er sei am Morgen in der alten Pinakothek gewesen. Nun wolle er gleich in die neue Pinakothek gehen. Aber am Abend, wenn es dunkel werde, dann könne man ja keine Kunst mehr sehen, dann widme er mir mit

Vergnügen seine wertvolle Zeit. Dann könnten wir vielleicht ein bischen unsre Seelen tauschen.

Jawohl, sagte ich, heute abend um neun Uhr, im Café Luitpold, hinten links auf dem roten Fauteuil unter dem großen Venetianerspiegel. Und das Gebürtchen knixte sich wieder rückwärts und machte neue Abschieds-Sermönchen und mauschelte mit den Beinchen und streckte gar weit sein Bäuchlein heraus, wodurch es Würde markierte und den Stolz des großen Literaten oder die tragische Höhe eines Propheten unter den Sterblichen. Die Türe schloß sich hinter ihm. Die Herrschaften blickten einander an, ein bischen stupéfait.

Oh, look, what a swell! Sagte die wunderschöne Amerikanerin an meiner Seite, was so viel heißen sollte wie: Welch interessanter Zeitgenosse! Was haben Sie denn für merkwürdige Bekanntschaften? fragte der Doktor Simon mit der ihm angeborenen Schnoddrigkeit. Ich aber sprach: Damen und Herren, der eben erlebte Augenblick möge ein Markstein auf Ihrer Lebenspilgerschaft bleiben. Der Mann den Sie soeben staunend erschaut, ist ein deutscher Dichter. Das heißt, er hat viele Bücher geschrieben und wird zweifellos auch künftighin viele Bücher schreiben. Ich kann sie nicht alle lesen, aber sie werden zweifellos sehr gescheit sein. Er heißt Samuel Lublinski und kommt aus Pinne in Posen.

2

... Betritts du das Café Luitpold, dann schreitest du einen Gang entlang, der sich gegen das Ende zu einem Carré weitet. An den Wänden dieses Carrés hängen rechts und links zwei große Spiegel aus Venetianerglas, und davor stehen zwei rote Plüschsofas. Auf dem roten Plüschsofa links habe ich drei Jahre gesessen. Ihr glaubt mirs nicht; ach, es ist bitterschmerzlich, daß ich die Wahrheit sage drei Jahre lang, Nacht für Nacht bis gegen Morgen. Sehnsüchtig, unklar, größenrapplig, schwerblütig, einsam, unzufrieden, ewig gereizt gegen das Leben im allgemeinen und gegen jeden Menschen im besonderen, mein dreiundzwanzigstes bis sechsundzwanzigstes Lebensjahr. Verträumte, vertändelte, vergrämte, verdüsterte, verspielte Jahre. Mein Gott, und wer nicht alles saß auf diesem Sofa neben mir; sein Bild wurde wohl aufgefangen und zurückgeworfen aus den beiden Venetianerspiegeln. Meistens Ludwig Klages. So hieß der beste unter denen, die ich auf dieser Erde kannte. Oft Richard Perls, der schwer lebte und schwer starb, unersetzlich; er war ein geistiger Wunderbau. Stefan George saß daneben, die Sonne, ein zäsarischer Leichnam auf Urlaub, ausgebrannt, ein Vulkan, der damals noch

Schlacken warf, aber aus dessen Lava schon die schönen Totenblumen der Dichtung brachen; die hängenden Asphodelosgärten.

An andern Tagen aber kamen die vom Train. Oder auch das größere Fußvolk. Otto Erich Hartleben, ein sentimentaler Biergrieche. Michael Georg Conrad, ein prächtiges Berberroß: nur der Cäsar fehlte, der es zurechtritt. Detlev Liliencron, der aussah wie ein quicker strammer Froschmäusekönig. Oder wie ein Kaninchenlöwe. Oder eine Art Bauern-Goethe. Ein guter Kamerad und nicht viel dümmer, als zum Ausüben edler Dichtkunst nun einmal nötig ist.

In diesen alten Spiegeln blieben sie hängen, eine lange Reihe. Der Zeit beste und feinste Köpfe. Groß, still, schweigend.

Aber an jenem Frühlingsabend, als ich vom Doktor Simon kam, saß der kleine Samuel durchaus nicht schweigend vor dem Spiegel. Samuel, unser aller Rächer und Richter. Er zog Bilanzen. Er redete Weltanschauung. Mauschelte mit den Aermchen seine Gedanken in die Luft. Erdolchte falsche Götter. Wanzte die ganze deutsche Literatur durch. Kurz, machte es wie Jehovah am Posaunentage: die Böcke zur Rechten, die Schafe zur Linken. Er kollerte wie ein Streithähnchen: Kikeriki! Symbolismus, Neuromantik, Idealismus sagte er. Und sagte: differenziert, eigene Note und Persönlichkeit. Oder sagte auch: Menschheit und Entwicklung des Menschengeschlechts. Er käute Literatur. Er spie Wortwürmchen aus und aß zwischenhinein an einer Kalbshaxen, denn – so sagte er – er sehne sich endlich nach Erdscholle, Wurzelständigkeit und Lokalkolorit. Und er sah nichts und hörte nichts und wußte noch viel weniger und ahnte nicht das Allermindeste. ... Aber, o Gott, er redete. Er zog die Bilanz.

3

Richtig, da saß er. Und hatte gleich sein liebes Schwesterlein mitgebracht, das den kleinen Samuel betreute und fütterte und an den hohen Feiertagen wohl auch einmal wusch. Bescheiden, still, gütig, ein unterirdisches Alt-Fräulein. Sie blickte gottergeben, schwärmerisch zu dem ewig redenden Brüderchen auf, das gar nicht sah, wie sie ihm all die guten Häppchen vorschnitt. Ein bischen schwärmerisch, aber doch auch ein bischen kritisch und wieder auch ein bischen flehend, als sagten die alten Fräuleins-Augen: Oh, bitte, widersprechen sie doch Samuelchen nicht! Er wird dann gleich so aufgeregt und schläft so schlecht, und das Essen bekommt ihm nicht. Sie ahnen nicht, wie Samuelchen ist. Schon auf der Schulbank der Stolz von ganz

Pinne. Er tut man nur so bös, wenn es sich abjachtern und dem Menschengeschlecht die Bilanz ziehen muß. Wenn er aber nicht bedeutend ist, dann kann er ganz nett sein! So flehten die besorgten Augen des alten Fräuleins, die viel feiner, ahnender und klüger waren als ihr großes Brüderchen, das, ach, gar so furchtbar klug redete, als sei es nur aus Versehen ein menschlich Gebürtchen geworden. Denn eigentlich einmal hatte sein liebes Väterchen an einem schönen Schabbes ein kleines Talmudtraktätchen erzeugen wollen, aber aus Versehen ist aus dem kniffligen rabbinischen Büchlein ein kluges Samuelchen geworden. Und ich dachte mir, die Liebe ist doch das beste Augenwasser. Ich werde mir dies Talmud-Gebürtchen mit seinen hypertrophisch entarteten Schreib- und Redezentren im klugen Gehirnchen durch die Augen seines alten Schwesterchens besehen.

4

Ich habe in Krakau einmal in der alten Judenschul einer Disputation zugehört. Sie handelte über Bücherstellen. Nicht aber über Bücher, die die Disputierenden lasen und erlebten, sondern über eine Bemerkung, die ein Rabbi geschrieben hat gegen die Bemerkung eines andern Rabbi, der seinerseits etwas bemerkt hatte zu einer Stelle in einem Buche eines vierten Rabbi, welches aber heute nicht mehr zu haben ist.

So ungefähr entwickelte sich die Geistesblüte des kleinen Samuel Lublinski aus Pinne. Ein Professor aus Wien habe ihm gesagt, daß David Hume moderner sei als Kant; was nun ich wohl wieder zu dieser Bemerkung eines Fachgenossen aus Wien sage? Ich bin, da ich als Arzt viel in Irrenkliniken lebte, an den Umgang mit Geisteskranken aller Schattierungen gewöhnt und werde sogar mit deutschen Dichtern und andern Monomanen im allgemeinen ganz gut fertig. Ich sage ihnen meistens entschuldigend, daß ich (es entspricht das auch der Wahrheit) für Literatur nur wenig Interesse habe und seit einigen Jahren mich nur mit Abelschen Funktionen und mit den Kegelschnitten Xter Ordnung beschäftige; davor haben Dichter schreckliche Angst. Ja, sie sind eigentlich schon entwurzelt, wenn sie mit einem Manne sprechen müssen, der keine deutschen Journale liest.

Indessen machte der kleine Samuel, als ich im Examen über Literatur vollkommen durchgerasselt war, noch einen zweiten Anlauf, indem er versuchte, mir einige Journalismen über Kunst abzustrotzen. Er verwickelte mich in ein Gespräch über die neue Pinakothek, die auf seine Seele, wie er sagte, am Nachmittag überwältigend und unauslöschlich eingewirkt hatte. Hier muß ich nun aber aus langer Kenntnis jenes schreibenden Typus, den ich den

espritjüdischen nenne, vorweg bemerken, daß der kleine Samuel in seinem ganzen Leben noch niemals ein Bild gesehen hat, so wenig als er je ein Musikstück gehört oder je eine lebendige Blume gerochen hat. Man sieht zwar seine flinken Beinchen durch sämtliche Galerien der Erde watscheln. Aber auch an jenem Frühlingsnachmittage hatte der kleine Samuel doch nur Schilder mit Namen und Bildunterschriften gesehen und sich gar wohl gemerkt. Er betrachtete nämlich gemalte Bilder als Belegstücke zu den von ihm persönlich gelesenen Museumskatalogen. An den Bildern ist zu ersehen, ob die darunter stehenden Namen stimmen, und über diese Namen wieder liest man in Muthers neuester Kunstgeschichte nach.

Zuletzt sagte der kleine Prophet, er möchte nun etwas vom Volksleben kennen lernen, denn er schwärme gar sehr für Quellfrische, Ursprünglichkeit und Erdduft. Ob ich ihm nicht ein bischen München zeigen wolle. Er sei schon ganz berauscht von unsrer Lebfrische. Hier gebe es doch noch wurzelhaftes Volksleben. Berlin sei nur groß in der ätzenden und zersetzenden Kritik. Der Süddeutsche habe mehr Gemüt. Die Preußen hätte zwar eine Zivilisation, aber noch keine Kultur. ... So gab er seine Spruchbänder von sich, ein deutsches Literaturfontänchen. Lieber Gott! sagte ich schließlich resigniert, Herr Lublinski, wenn Sie Quellfrische und treues bayrisches Volksgemüt kennen lernen wollen, so gehen wir halt a bisserl zusammen ins Hofbräu. Ich lebte eben in München schon die zehen Jahr.

5

Ich habe also den kleinen Samuel Lublinski aus Pinne in Posen oder Johannisburg in Ostpreußen zum ersten Mal in seinem (wenn man so sagen darf) Leben ins münchner Hofbräuhaus verschleppt. Ich ging mit den beiden Geschwistern über den Odeonsplatz, vorbei an der Residenz zum Theater und dann die schöne Maximilianstraße hinunter. Ich sehe die kleinen Beinchen noch heute vor mir. Er schnuffelte mir voran wie ein Hündchen nach literarischen Gelegenheiten, an denen er sein Wasser abschlagen könne. Die ganze Welt zerfiel ihm in solche, die schreiben, und in solche, die nicht schreiben. Von jedem Menschen wußte er genau so viel, wie aus seinen Büchern durch Lesen zu entnehmen ist. Er trippelte neben mir und sah und hörte von mir nichts, und er hätte ebensogut neben Dante oder neben Newton hertrippeln können, er hätte auch denen in all seiner Herzenseinfalt vorgemauschelt, was für Dramen Er zu schreiben gedenke, und wie Seine Stellung zu Dante sei, und was Er über Newton für Ansichten gelesen habe.

Vor dem Theater blieb der kleine Samuel stehn. Unter dem Giebel dort im Giebelfeld ist ein sodablaues Gemälde; Apollo und die Musen. Zählen Sie doch einmal die Musen nach, Herr Lublinski! sagte ich. Ich glaube, es ist eine zuviel dabei. Herr Lublinski zählte die Musen. Das ist die Muse der Zukunft, sagte Herr Lublinski zu der überzähligen. Ihre Schutzgöttin, meinte ich neckisch. Aber solche Huldigung steckte die kleine Gestalt gar naiv ein und begann sofort (wie übrigens die meisten Dichter, die ich kennen gelernt habe) mich mit Sätzen zu apostrophieren, wie etwa diesem: Apropos, Doktor Lessing, das wird sie gewiß interessieren, Jonas Meier – Gott, ich halte ja eigentlich nicht viel von Jonas Meier – Jonas Meier schrieb neulich bei Scherl von mir, ich glaube, mit Recht, daß ich gegenwärtig in die dritte Periode meiner Entwicklung einzutreten im Begriff bin. Es wird auch Ihnen gewiß nicht entgangen sein, daß zwischen dem Hebbelschen Oeuvre und dem Lublinskischen einige innere Verwandtschaften ...

Dabei mauschelte er wieder mit seinen literarischen Beinchen und steckte die Bauapsis mächtig vor, womit er den Stolz des Schaffenden markieren wollte und die tragische Höhe der ganz großen Literaten. Sehen sie, Herr Lublinski, sagte ich, dort das Caféhausfenster, dahinter hat Ibsen jeden Nachmittag seinen Kaffee getrunken. Sofort hub er wieder das literarische Beinchen und ließ wieder Wässerchen ab. Ibsen! rief er, ich muß zwar bemerken, daß ich mich mit gewissen Unklarheiten seiner Problemstellung durchaus nicht einverstanden erklären kann, aber immerhin scheint mir die Moderne nicht denkbar ohne den Magus aus Norden – (so sagte er, natürlich! Er sagte ja auch nicht Bismarck, sondern die Eiche im Sachsenwald).

Vielleicht könnte Samuelchen auf dem Rückwege vom Hofbräuhaus dort ebenfalls sein Täßchen Nachkaffee trinken, meinte das Schwesterchen. Ja! sagte Samuel groß, als wenn er zeigen wollte, daß er lebe und leben lasse, und als wenn er bedächte, daß sein künftiger Lublinski-Biograph einmal befriedigt konstatieren werde: Bei seinem ersten Aufenthalt in München erwies Samuel aus Johannisburg Henrik aus Skien immerhin eine gewisse Hochachtung.

6

Im münchner Hofbräuhaus war der kleine Samuel, der natürlich etwa eine Symphonie in C-Dur von einer Sonate in E-moll oder wie einen Monet von einem Manet (falls er zufällig auf dem Namenstäfelchen die Buchstaben durch seine Brille verwechselt hat), der kleine Samuel also war sogleich dionysisch begeistert, zumal er absolut kein Bier vertragen kann. Sobald er auf

seinem Stühlchen saß und das Schwesterchen ihn mit münchner Radi ätzte und er in kurzen Schlückchen zum ersten Mal aus einem richtigen Maßkrug statt aus einem Glase trinken konnte, da wurde er warm. Wenn aber ein Gesalbter des Herrn warm wird – oh, du mon dieu, mon dieu! – dann beginnt es bald zu tröpfeln: Oele der Weisheit. Nein, ich hielt es nicht länger aus! Der Mann wurde ja jede freie Minute literarisch. Ich glaube, sein ganzes Leben bestand ueberhaupt nur aus gelesenen Wortbildern. Wenn er im Hofbräu sitzt, dann denkt er etwa an die Rolle des Hofbräus in der deutschen Literatur, oder daran, daß schon andre berühmte Dichter im Hofbräu gesessen haben. Zwischen ihm und dem weiten Leben steht der neueste Literaturkalender. Nein, ich hielt es nicht länger aus. Gerade prasselte er wieder los: Was halten Sie von Zola? Haben Sie schon Jörn Uhl gelesen? Schätzen Sie die Buddenbrooks? Was halten Sie von Rilke? Kennen Sie Richard Schaukal? Herr Lublinski! rief ich, am Ende meiner Kräfte angelangt und mich zum letzten Entschluß aufraffend: meine Tochter nämlich, ja wohl, Judithchen, sie ist seit Nachmittag nicht gewickelt. Sie liegt gewiß ganz naß, denn sie ist gewohnt, daß ich sie wickle. Meine Frau wird eine sehr schlechte Nacht haben, wenn ich den Säugling nicht wickle. Adieu, leben Sie wohl! Es war mir ein Genuß, amüsieren Sie sich noch gut! Nannerl, zahlen! Und fort war ich. Ich habe den kleinen Lublinski nie wiedergesehen. Nur ein Mal, zufällig, vor fünf Jahren in einer Mitternacht.

7

Das war bei Dresden, auf dem Weißen Hirsch. Ich ging tief in der Nacht durch den Wald, die schöne Chaussee entlang, die von Neustadt zum Weißen Hirschen führt. Ich war froh, im Dunkeln fern von Menschen. Wo der Waldweg sich schon zur Stadtstraße wandelt, nah beim Lahmannschen Sanatorium, sah ich vor mir auf dem Pfade drei groteske Schatten. Einen ganz langen schwarzen Schatten und einen kugligen, kurzen mit vorgestrecktem Bäuchlein und mauschelndem Beinchen, und dahinter her humpelte noch traurig ein drittes unterirdisch und wehmütig verschrumpftes Gebilde. Indem ich erschreckt aufblicke, sehe ich schon dicht bei mir die drei verspäteten Nachtwandler. Ein semitischer Jüngling mit goldenem Pincenez schaut andachtsvoll nieder auf ein älteres wandelndes Synagöglein im maurischen Stil. Lublinski! hauche ich entsetzt. Und mein Blut erstarrt. Und nun höre ich schon den langen Semitenjüngling fragen: Wie stehen Sie zu Stefan George? Und höre, wie das kleine Talmüdchen antwortet: ich will ja gern zugeben, daß in formaler Hinsicht die Entwicklung der Moderne – aber anderseits

stehe ich doch nicht an, ernsthaft davor zu warnen, daß die einseitige aesthetische Richtung ... Um Gottes willen! schreie ich entsetzt, er ists! Leibhaftig! Es ist Lublinski, der wandelt hier bei Nacht durch den Wald unterm Sternenhimmel und zieht Bilanzen. Und ich lief und lief und lief vorbei an den dreien, im guten Vertrauen darauf, daß dieser schreibende Typus, den ich den espritjüdischen nenne, zum Glück weder sieht noch hört noch schmeckt noch riecht noch ahnt, sondern redet oder schreibt ...

8

Wie wunderlich ergeht es doch mit den kleinen unbedeutenden Erinnerungen unsers Lebens! Durch einen Zufall taucht all dieses in meinem Gedächtnis wieder auf, als ich gestern abend in der Kniepschen Buchhandlung zwei Bücher liegen sah: Die Bilanz der Moderne und Der Ausgang der Moderne von Samuel Lublinski. Zwei dicke Bücher. Ich blätterte darin ein bischen und las ein paar Seiten und dachte bei der ahnungslosen Klugdummheit ihres Stils: Gott, was gibt es doch in deinem lieben Viehstall für verschiedenartige Viecherchen!

Aber diese paar literarischen Klugschmusereien genügten, um mir heute eine furchtbare Nacht zu machen. Im fiebernden Halbschlaf sah ich ein großes Buch, das senkte sich mir zentnerschwer auf die Brust. Da lag es nun wie ein Alb. Aber plötzlich stieg aus seinen Blättern ein kleines Männchen und begann treuherzig mit den Beinchen zu mauscheln und streckte sein fettes Bäuchlein weit vor sich hin wie die Apsis an einer mißratenen maurischen Synagoge. Und daran erkannt' ich im Traum, daß es Samuel Lublinski war aus Pinne oder auch aus Johannisburg, ich weiß das nicht so genau. Und plötzlich begann die Apsis, in der die Bundeslade lag, sich von der übrigen Synagoge abzukerben. Es sah aus, als ob sich Samuel Lublinski halbiere. Aber aus der Apsis wurde plötzlich ein neuer Samuel Lublinski, der mauschelte gleichfalls mit den Beinchen und bekam gleichfalls ein Bäuchlein. Und so wie man es an befruchteten Seeigeleiern oder auch an Kerbtierchen unter dem Mikroskope sieht: aus jedem Lublinski kroch ein neuer Lublinski heraus, und zuletzt wackelten viele tausend Samuelchen auf mich los wie eine Armee winzig kleiner verfehlter Synagogen oder wie ein Riesenaufgebot von beweineswerten Mißgeburten, die nicht sehen und nicht riechen und nicht hören können und wohl eigentlich ein talmudisch Büchlein hatten werden wollen, das ihre Väterchen im klugen Köpfchen am Schabbes gar gerne gezeugt hätten. Und die Mißgebürtchen alle wurde deutsche Dichter. Aber da sie doch auch eigentlich wieder nicht Dichter sind, wurden sie Kunstkriti-

ker. Und da sie doch auch eigentlich nichts von Kunst verstehen, wurden sie Psychologen. Und als Psychologen bewiesen sie mir, ich hätte keine Existenzberechtigung. Und sie alle schwangen lange spitze Stahlfedern, die ganz schwarz waren von Tinte, und sie wollten damit in mein Herz pieken. Aber im Traum ächzte ich, stöhnte, fieberte und schrie aus dem Traum: Stoßen Sie doch nicht mein Herz ab mit Ihren Federn, meine Herren, das gibt die schwarze Blutvergiftung. Aber die Lublinskis konnten nicht sehen und nicht zuhören und der eine schrie mich an: Ich habe Ihre Gedichte gelesen, Sie sind ein Nachzügler der Neuromantik! Geben Sie zu, daß Ihr Standpunkt ein überwundener ist! (Ein überwundener, sagte er, denn selbst im Traum sprachen sie Literaturdeutsch). Gnade, Gnade! ächzte ich, lesen Sie doch endlich meine philosophischen Werke! Das ist Fachliteratur, schrie ein Zweiter. Was halten Sie von Reinhardt? inquirierte mich bereits ein Vierter. Ganz wehrlos lag ich da. Der Idelismus ist eine überwundene Weltanschauung. Das Zeitalter des gesunden Realismus und der Lebenskunst beginnt. Im Traum hörte ich noch viele, viele solche und ähnliche Worte sagen. Und im Fieber begannen vor meinen Augen Wortbilder und Sprachklischees zu tanzen. Die verheirateten Adjektive tanzten ein Pas de deux auf meinem Herzen. Und Laubhütten von Jargonblüten, voll und ganz, unentwegt, heiligste Güter der Nation und Entwicklung des Menschengeschlechts schickten sich an, ein Moulinet des dames aufzuführen, wobei ihnen mein armes zuckendes graues Hirn als Tanzboden diente. Und dann plötzlich träum ich, der Nachtmahr habe sich auf mein unglückliches Gehirn gesetzt. Aber als ich nachfühle, da ist es ein großer Hügel, der ist dort aufgeschichtet aus Berliner Tageblättern und Neuen Freien Pressen, für die ich so viel, so viel schreiben muß. Und die wachsen und wachsen nun überriesenhaft. Und nun war es schon ein kolossaler Berg. In seinen Rillen und Spalten kriechen und klettern wie Aeffchen die kleinen Lublinskis, und ich rief: Meine Herren, warum vermehren Sie sich denn so unvernünftig stark? Da sagte eine Stimme aus dem Berge: Dies ist der Parnaß, und der Erdfloh vermehrt sich seit Aristoteles durch Urzeugung. Jeder muß lesen, was der andre schreibt ...! Gott, Gott! stöhne ich, es wimmelt von Gnomen und Kobolden und magischem Trudenvolk. Ich bin aus Samter, sagte einer. Ich bin aus Pinne. Ich bin aus Krotschin. Ich bin aus Johannisburg. Wir ziehen die Bilanz, brüllte es rund um den Berg in meine Ohren. Ach so, es ist espritjudischer Typus, blitzte es dumpf durch mein armes erschöpftes Hirn, und mein Herzschlag ward ruhiger. Ich kanns erklären, hörte ich nun eine uralte Stimme sagen, denn ich bin der Berggipfel. In Pinne, Samter und Krotoschin hocken viele arme kleine

Jüngelchen. Sie sind sehr begabt, denn ihr Gehirn hat so wie deins seit zwei Jahrtausenden sich nicht ausgeschlafen. Ihre Mägen aber sind so hungrig wie deiner, darum arbeiten sie sich ein ins Bankfach oder in die Wäschekonfektion oder in die Jurisprudenz oder auch in die Literatur. Und da ziehen sie nun eben überall die Bilanz. Und es geschieht selten, daß ein Mensch eigen erfährt und abseits von den andern leidet. Die meisten tauschen die Meinungen. Das gibt nun den Typ. Das ist die Vermehrung durch Urzeugung. Aber die Stimme aus dem papierenen Berge schwoll furchtbar an, so daß ich erwachte.

... Ach, ich war heute den ganzen Tag krank, müde, zerschlagen. Und nun weiß ich: Nichts von mir wird übrig bleiben. Nichts von euch. Das Menschengeschlecht mit all seinen zufälligen Göttern und Idealen muß versinken. Aber auf den Trümmern des Kosmos sitzt der kleine Samuel Lublinski aus Pinne. Er streckt stolz sein Bäuchlein in den leeren Weltraum und zieht die Bilanz.

Anhang 4

Wider Thomas Mann

(In: Die Schaubühne, 6. Jahrgang (1910), Nr. 10, S. 253-257)

> „Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranzkrone ... ich selber setzte mir diese Krone auf, ich selber sprach heilig mein Gelächter, Keinen andern fand ich heute stark genug dazu."

Alyß, der Griechen Edelster, stieg würdevoll-widerwillig von stolzer Traumburg, um Thersites zu züchtigen. Den armen Schächer, den unverschämten Stümper, den alternden Nichtsnutz, das schäbigste Exemplar der schlechtesten Rasse, geduckt durchs Leben schleichend, ein geduldeter Privatdozent ... Sie haben, mit fiebernder Galle, verehrter Herr Thomas Mann, Ihren Blutsfreund gerochen! Samuel Lublinski, Prokurist bei Klio & Co. (für die er alljährlich die deutsche Kulturbilanz zieht). Sie haben, im ‚Literarischen Echo' von ersten März, alle anständigen deutschen Schriftsteller darüber aufgeklärt, daß dieser Mann, den ich rücksichtslos ausgelacht habe, ein „durchaus ernsthafter Schriftsteller" ist. Sie haben festgestellt, daß er ein Ehrenmann ist. Sie haben, ein eminenter Psycholog, sogar herausgebracht, warum ich eigentlich mein schäbiges Winkelpamphlet geschrieben habe, obwohl ich doch gar keinen persönlichen Grund dazu hatte. Weil Samuelchen mich in seinen Bilanzbüchern nicht erwähnt hat. Die Wahrheit tritt endlich an den Tag ... Ich habe nicht erwartet, meiner Satire vorausbemerken zu müssen, daß ich Herrn Manns Freundchen schätze. Nur seinen Stil schätze ich nicht, weil seine große Gescheutheit meine Nerven alteriert, und weil ich heilig glaube, daß er von den Gegenständen, die er verurteilt – Gott, die Erkenntnistheorie, die Moral und die Kunst – wirklich gar nichts versteht. Aber von der schönen Rechtlichkeit seines Charakters überzeugt auch mich die Langeweile, an der meine stete Sehnsucht scheitert, Ihren lieben Freund zu meinem Lieblingsautor zu erwählen.

2

„Herr Lessing! Ich werde Sie aufs schärfste richten. Aber ich will meinen Angriff im letzten Augenblick zurückziehen, wenn Sie in der ‚Schaubühne' Ihr Bedauern darüber ausdrücken, gerade diesen Schriftsteller zum Gegenstand Ihrer Satire gewählt zu haben." So haben Sie Edelmensch an mich geschrieben, bevor Sie gingen, mich den Bürgern schlachten. Und meine Antwort lautet: „Ihre ein bischen naive Aufforderung, Bedauern über meine Satire auszudrücken, andernfalls Sie mich so scharf wie möglich angreifen würden, unterschätzt erheblich die Freude, die ich daran habe, mit einem würdigen Gegner zu klärendem Kampf antreten zu dürfen. Ich habe mich im Leben so viel unnobler und ekler Mückenstiche zu erwehren gehabt, so wenig Freude an geistigem Kampf im Vaterlande gekostet, daß ich mich auf das Kreuzen reinlicher Klingen wacker freue."

Reinlicher Klingen! ... „Ein unverschämter, verachtbarer Literat als das Schreckbeispiel schlechter jüdischer Rasse sich durchs Leben duckend, sein ärmliches Leben fristend und seine Richtigkeit in Szene setzend, so gut er kann." Das entäußerten Sie vor dem Volke. Armer Thomas Mann! Vor noch nicht langer Zeit schrieben Sie an mich – wie ich glaube, in ganz richtiger Einschätzung unsrer beider Persönlichkeiten – in spontanem Briefe: „Ich bitte Ihnen aussprechen zu dürfen, daß ich Sie ... bewundere." Und heute? „Irgendwer mußte den Schächer strafen. Kein ehrenvolles Geschäft! Aber vornehmes Uebersehen macht den Lumpen das Handwerk zu leicht." Und an denselben Mann, über den Ihre Selbsterniedrigung beschämende Wutparoxymen stammelt, haben Sie aus dem Studium eines Buches heraus, meines Schopenhauer-Nitzsche-Buchs, spontan geschrieben: „Ich habe von wenigen Geistern so starke Wirkungen empfangen wie von Ihnen." Und wie rasen Sie nun wider mich, das Prestige Ihres großen Bürgerruhmes gegen meine unbekannte Existenz ausspielend? „Wer kann für seine Bekanntschaften? ... Nur der vermag die herausfordernde Unmöglichkeit des Schaubühnenartikels völlig zu würdigen, der zufällig weiß, welch ein Gebürtchen als Autor dahinter steht." Also, Thomas Mann, Ihre Nächsten haben sich fortgeworfen, die durch fast ein Jahrzehnt meine nahen Freunde waren, mich suchten, mir manches dankten? „Nachdem dieser Herr Lessing als Mediziner, als Schullehrer falliert, als Lyriker, Dramatiker und in jenen von ihm so dringlich empfohlenen philosophischen Werken seine weichliche Unfähigkeit erwiesen ... wird er nun, ein alternder Nichtsnutz, am Polytechnikum in Hannover als Privatdozent geduldet." O weh, Ihr Schwiegervater zumeist han-

delte gewissenlos, da er mich zu diesem äußerst glanzvollen Posten anempfahl ... „Es ist nicht zu sagen, wo überall Herrn Lessings Wiege gestanden haben könnte, gesetzt, daß er eine gehabt hat, dieser unfähige Stümper, der froh sein sollte, daß auch ihn die Sonne bescheint.“ So muß ich also dem Bruder ernst untersagen, vor Literaturmob die Schwester zu beschimpfen, die mich anders schätzt und meine Freundin ist ... Mein lieber, sehr verehrter Herr Mann! Ich hätte zu Ihrem Wahnsinn geschwiegen. Ich habe sie lieb und fühle mich für Sie verantwortlich. Ich hätte eisern geschwiegen, wenn eine große verletzte Liebe für Ihren Freund Lublinski dies Vergessen Ihrer Würde verschuldet hätte. Leider bezeugen Sie öffentlich, daß Sie zu meinem lieben Samuelchen nur ganz flüchtige sogenannte literarische Beziehungen haben. Ihr Motiv war banaler. Verletzte Dichtereitelkeit. Ich habe Ihnen, der Familie Ihrer Gattin, die sich als Juden durch meine Satire verletzt glauben und mich in verständnislosem Briefe kränkten, die gegen mich geübte Tonart verwiesen. Darauf setzten Sie racheheischend sich hin und brauten Ihr ästhetisches Gift ...

3

Warum ich gerade dieses Oechslein dem Marsyasschinder weihe? Gerade diesen Typ des liebesarmen Esprit, welcher rezensiert, statt zu erbluten, Stellung nimmt, statt zu erleben? Wirklich, ich weiß das nicht! Apoll zwang mich, aus Samuelchens lieber Seele das europäische Espritjüdchen herauszufiltern, ein Paradigma, ein neues Wort, einen neuen Irrtum schaffend. Nur die Bürger und die viel zu vielen anständigen Literaten glauben an Ressentiment als an das Gemeine, das sie verstehen. Denn wo diese Anständigen einen kunstheitern Spötter auf der Tat ertappen, haben sie die Strafe der Kastration vorgesehen, damit sein Fleisch sürder bitter schmeckt. Zur lachenden Bosheit, Thomas Mann, das verstehen Sie ja nicht, gehört viel selbstlose Liebe. Fragen Sie Ihren Nachbar Thomas Theodor Heine, wie er Karikaturen macht. Er wird Ihnen sagen, daß er nur Menschen karikieren kann, zu deren Verspottung selbstquälerisch Wahlverwandtschaft ihn reizt. Wer Bismarck fein verlächerlicht, muß ein Stückchen Bismarck haben. Herzlich lachen, Tom, macht einzig Persiflage, die von uns selber erlöst. „Du verhöhnst dein eigen Blut!“ ruft der immerwilligeige Bürger. Wir erwidern: „Was dürft ich wohl sonst verlachen? Ist den nicht Satire Opfertat?

4

Lüge aber schimpfen Sie meine Groteske! All das gräßlich Geschwätz, welches Lessing, der Pasquillant, meinem Freunde, dem Dichter in den Mund

legt, kann der in Fleisch und Blut an meinem Herzen Ruhende nie gesprochen haben! Denn mein Freund ist „geistreich und feinsinnig“. Er mauschelt nicht. Es ist nicht richtig, daß sein Schwesterlein nur an hohen Feiertagen ihn waschen darf. Er ist ein schöner Mann. Der Zeder gleich auf Karmels Höh ... So minnesüß locket Ihr Lied. Ach, ich glaube ihm gern. Wenn es Ihnen, wenns dem lieben Samuel Genugtuung schafft, dann will ich auf alle deutschen Märkte gehen und beschwören, daß Euer beider reales Bein und Fleisch von je verführerisch durch stolzer Frauen Sehnsuchtsträume schritt. Wahrheiten der Burleske sind ästhetisch-psychologisch, nicht literarische Wahrheit. Nicht der reale, nur der unsichtbare Buckel reizt Satiriker. Nur hinter den trefflichen Schriftwerken des braven Mannes, für dessen Seifenkonsum und Moralität Sie mit allen schönen Seelen rechtens erglühen dürfen, äugt bescheiden mein Samuelchen. Nur mit Kirkes fluchgeborenem Zauberstab wandelt Satire Ihr schön gewaschen Freundchen in das irreale Traumferkelchen, das ich hinter dem Stachelzaun seiner Verse und hinterm Gatter seiner sehr schlechten Prosa haben grunzen hören ...

5

Was ist Satire? Was Pasquill? Heines Spott auf Platen nennt Börne: Satire, mancher Freund Platens: Pasquill. Heines Spott auf Börne nennt Börne: Pasquill, aber Platen: Satire. Sie finden meine Schilderung gemein und niederträchtig? Einseitig ist sie, wie jede Karikatur. Aber die Wahrheit meiner Satire hängt nie davon ab, ob Sie oder sonstwer daran glaubt, sondern ob ich daran glaube.

Gute Freunde verleumdeten einst auch Sie, Tom, daß Onkel und Tante aus ehrenwertem Hause in Ihrem schönen Familienroman zur Farce entweiht sei. Man verglich Ihre züchtig wohlerzogene Geistigkeit mit Geistlosigkeit irgend eines, der damals Skandalgeschichten aus kleinen deutschen Garnisonen gipste. Sie wehrten edel ab. Sie zeigten den Bürgern, daß Wirklichkeit unsers Lebens dem Dichter das Transparent ist, durch das er hinblickt auf die Welt seiner Wahrheit – sein Ich.

Freilich ich bezweifle, daß sie für Ihre Kunst, die episch-referierende, das Problem klar erschauen. Ihre seelische Kultur, Sie Lieber, wurzelt tiefer als Ihre geistige. Aber für meine Kunst, Tom, haben sie recht. Für den Denker, den Kritiker ist reales Geschehen die Kette von Unwahrscheinlichkeit. Er macht erst das Wirkliche zur Wahrheit, indem er die Lüge zufälliger Geschichte in seine Welt voll Bedeutung – umlügt. Nicht trägt er, wie die Epiker, den Spiegel, der Menschen zeigt, wie sie sind. Er trägt den Hohlspiegel,

der karikierend all ihr Wesentliches offenbart. Ihr liebes Freundchen war mein Zufalls-Transparent. Durch sein reinlich, redlich Gebein – Gott, wie oft muß ich noch sagen, daß ich nie mit ihm Kontroverse hatte und ihm herzlich gut bin? – glaube ich zu erspähen, was ich harmlos ehrfürchtig niederschrieb in jener fröhlichen Groteske: Samuel zieht die Bilanz.

6

Untragische Aesthetenmoral, welche fordert, Schwären zu verdecken, weil Verweichlichte scheuen, an sie erinnert zu werden, ziemt nicht für meinereins, der von früh an zu Not und Trotz bestimmt ist. ‚Würdelos' schaltet ihr mich, Freunde, weil ich an Samuelchen objektive Mängel karikierte, zu deren Träger, zufällig oder notwendig, jüdische Geistesart sich darlieh. Wohl, ich verstehe Eure Empfindsamkeit! Alter Pathologik gequälter Vorwelt entstiegen, unsicher mißtrauisch aufzuckend, wenn irgendwo irgendwer eine Schärfe über Jüdisches sagt, ja, wenn des Blutes Erbbann nur erwähnt wird. Sie, lieber Tom, leben unabhängig, von je verwöhnt. Sie kostet weniger Wehe wider mich, den Schirmherrn Israels zu mimen, als mir Wehe kostet, aus Wunden Lichter zu sammeln, mit Ketten Häuser zu bauen.

Aber glauben Sie wirklich, Tom, Ritter vom Graal, es komme darauf an, zu entscheiden, wer von uns dreien der schönste ist? Erniedrigen wir einander nicht durch so elende Optik! Wenn in Deutschland neue Kulturschulmeister von Gottes Gnaden Zensuren der Geister austeilen, naiv befindend, welche Richtung für Kunst oder Philosophie erlaubt, wer bedeutend, bedeutender, am bedeutendsten ist, wenn ungünstig stelzend die Ewigahnungslosen, die starrpathetischen Bürger-Priester historisch festlegen möchten, welcher Dichter die Welt befördert, welcher ganz, welcher teilweis, welcher gar nicht – dann wird das Lachen zur notwendigen Tat. Um so befreiender, je bedeutender der Literaturpapst ist.

Was ich verbrach? Ich habe Euch parodiert. Ich habe Humorlosigkeit, Emphatik und talmudisch Literatur-Raisonnement eines besondern Bildungsbürgers unbürgerlich-kapriziös mit Leichtsinn verspottet. Ich habe nicht gehässig moralisieren, ihn nicht menschlich beleidigen wollen. Ich habe getan, was in politischen Witzblättern täglich geschieht: von einem bekannten Manne der Oeffentlichkeit, den ich menschlich ehre, mit drastischer Komik in derbem Umriß vergröbernder Schwarz-Weiß-Technik eine redlich harmlose Karikatur gezeichnet. Solche Persiflage sagt nicht: dieser Autor ist schlecht, nicht: dieser Mensch ist unliebenswürdig, sondern: dieser Autor ist komisch. Seht mein Gemälde aus richtiger Distanz an. Lasset dabei die

armen Maßstäbe Eurer bürgerlichen Ressentiments zu Hause! Das Moralische versteht sich von selbst! Meine Satire sagt nicht gleich eurem Bürgergemüt: Ich bin der Adonis, ihr seid die Mißratenen. Sondern ich rufe lachend: Kinder, uns fehlt noch manches zum Adonis. Glauben Sie, guter Tom, es sei würdiger, stärker, das wimmernd zu verkünden, so wie es hinter Ihren ein bischen schwachmatischen Romanen zu lesen steht? O nein, dazu litten wir zu viel. Und von Kunst wissen wir genau so viel, wie wir litten. Sie, lieber Tom, sind zu roh und klein für mein Seelenrecht, wissen viel zu wenig von Kunst. Ihr Schmerz hat Tränen. Ach, darum schwimmt Ihnen immer die Größe davon

Coda

Ich bin ein Gentleman. Herr Lublinski ist ein Gentleman. Herr Mann war einer. Herr Mann hat bewußt gelogen, bewußt gefälscht. Seine vornehme Feder ward unrein. Es ist bitter, in beengter bürgerlicher Existenz gezwungen zu sein, gegen unabhängige Menschen, die durch viele Jahre meine nahen Freunde waren, öffentlich zu rechten. Ein zartes Würzelchen reißt. Ein lauteres Glöckchen wird trübe. Ich habe, ehevor man mich zwang, hier mit der Feder mein Gewissen durchzusetzen, Herrn Mann wissen lassen, daß ich für meine Satire auch mit gröberer Waffe Genugtuung gebe. Mehr als das Leben kann sein Geist für seine seelische Freiheit einsetzen. Herr Mann depeschierte mir zurück, daß meine Auffassung der Dinge ihm unverständlich sei und dem Herkommen widerspreche. Beides ist mir nicht neu ... So verlange ich von ihm eine öffentliche Ehrenerklärung im ‚Literarischen Echo'. Erfolgt sie, dann betracht' ich die armselige Bagatellsache als gebührend erledigt. Erfolgt Schweigen, Versuch der Desavouierung oder Insult, dann bitte ich das hier Gesagte als harmloses Vorgefecht aufzufassen. Dann beginne mein Kampf.

Anhang 5

Samuel Lublinski

Gedenkworte

(In: Die Schaubühne, 7. Jahrgang (1911), Nr. 2, S. 41-46)

Es geschah, daß Buddha eines Tages vor den Toren der Stadt sich mit seinen Jüngern erging, im ersten Frühling, wo die Wasser des Flusses hoch geschwollen sind; und da sie am Ufer entlang schritten, stießen sie auf den angeschwemmten Leichnam eines Hundes, und die Jünger erschraken, wichen zurück und sprachen: Wir wollen einen andern Weg nehmen, denn hier liegt ein Kadaver, der ist häßlich und trostlos anzusehen. Buddha, als er das hörte, ging sogleich auf den verwesten Hund zu, betrachtete ihn aufmerksam und sprach, auf das hell im Sonnenlicht leuchtende weiße Gebiß des Tieres deutend: Aber seine Zähne sind schön. Dann gingen sie weiter und nach einer Weile sagte Buddha: Aus jeder Vernichtung blickt das Vollkommene, und für jede Kreatur kommt auch ihr Tag, wo die Schönheit, die sie trug, zu leuchten beginnt ...

Dieser Tag, an dem die Schönheit, die der Mensch trug, zu leuchten beginnt, und wo ein jeder dasteht als ein Held und auch der Feind kein andres als Gutes und Großes von uns zu melden weiß, das ist leider der einzige Tag, dessen Ehren uns nichts mehr bedeuten: der Todestag. Durchschauen wir seine wunderliche Macht, Gewesenes zu verklären, dann verstehen wir auch den Sinn der tragischen Dichtung und die tragische Bedeutung unsers kurzen Lebens, dessen Wert nur an seinen Nöten offenbar wird. Wie auf den alten Bildern kindlicher Meister die Wunden der Märtyrer als Duell des Lichtes gemalt sind, so ist alles Verstehen unsers Lebens das Produkt seiner Not. Keine Not aber kann den Menschen schwerer treffen, als die endgültige Vernichtung; darum schafft erst der Tod dem Leben die Apotheose. Er akzentuiert alle Werte des Gewesenen und streift das zweifelhafte Erdenkleid ab, damit aus dem angeborenen Ich sein eingeborenes Selbst leuchtend für die Nachwelt hervortrete. Das ist der Sinn des Mythos von Wiederkehr und Auferstehung. Zu seinem hoffnungsstarken Symbol erwählte der deutsche Glaube vor alters die immer grüne Tanne, bei deren winterlichem Leuchten

Samuel Lublinski in Weimar gestorben ist, Weihnachten 1910 am Gehirnschlag, dreiundvierzig Jahre alt.

Das dürftige, komisch-groteske Erdenkleid, welches Samuel Lublinski auszog, hat mich oft zum Lachen gereizt. Nicht zum gemeinen, feindlichen Lachen, sondern zu Spott von tiefem und heiligem Recht. Nun aber der Mann tot ist, wandelt, indem ich sein Werk und seine Wesenheit mir neu vergegenwärtige, ein schmerzliches Lächeln mich an; und wie man das spottende Lachen mir bitter verdachte, so wird die Optik des schreibenden Pöbels auch die lächelnde Träne mißkennen und nie verstehen, wie ich wahr fühlte, als ich versicherte, den Mann, der mir so komisch scheint, lieb zu haben. ...

***

Das Leben des kleinen Samuel Lublinski (wenn man überhaupt zugeben will, daß er ein Leben gehabt hat) kann schnell erzählt werden. Er wurde zu Johannisburg in Ostpreußen schlecht geboren; stotternd und schielend, als späte Karikatur eines der besten, ja des vielleicht adligsten Typus dieser Erde, des jüdischen Typus. Er besaß als das Kind armer Eltern nichts als seinen großen Hunger nach Butterbroten und nach Wissen, und diese zweite Sorte Hunger ließ in früh von der Schulbank entlaufen und als Lehrling in eine Buchhandlung eintreten. Da las, studierte, dichtete und kritisierte er denn die Mächte durch und beschloß, was wir alle einst beschlossen haben: ein großer Mann zu werden und dieser kranken Welt der Helfer und Heiland zu sein. Er wurde daher alsbald Literat und schrieb für viele deutsche Zeitungen. Er kehrte seiner östlichen Heimat den Rücken zu und wanderte in das unermeßlich Berlin, mietete Ludwigskirchstraße Eins ein paar Stuben für sich und seine treu ihn hegende Schwester und begann zu schreiben: Dramen, Essays, politische Artikel, literargeschichtliche, kulturpsychologische Bücher, alles aus mächtig ringendem Ethos geboren. In dieser Zeit lernte ich Samuel Lublinski flüchtig kennen. Er erschien mir in seiner Größe und Grenze naiv und überbewußt, ahnungslos und alles zersetzend, eine im modernen Kampf der Geister häufig gewordene publizistische Eigenart. Er hatte die Feder ergriffen, so wie hundert eingeengte Menschen in gereizter Defensive ewiger Unzufriedenheit zur Feder greifen, nicht um das arme gequälte Seelchen auszugraben, zu erfreuen, zu offenbaren, sondern als die Waffe ehrgeiziger Selbstbehauptung, die einzige Waffe, welche der Eitelkeit des Erblich-Belasteten frei steht. Das Dichtertum solcher Naturen ist niemals die Hingabe des eigensten Lebens, sondern ein selbstgezimmertes Piedestal,

ein Schmuck, ein Talar, eine eifrig umstrittene Würde, womit sie ihr Leben rechtfertigen, ähnlich wie die meisten menschen in ihrem sogenannten Beruf ihre Waffe gegen das Leben sehen.

Samuel Lublinski kapselte also seine Seele in geistige Werte ein; das war der Notausgang und die Lebenskrücke seiner Natur. Er wurde ein starrer Eiferer und strenger Richter seines Zeitalters, wahrlich ein Mann von stolzem Ethos und in dieser großen tiefen Blutschwere über tausende erhaben, welche ungleich leichtern und billigern Lorbeer sich pflücken. Aber in dieser orakulösen Prophetenrolle lag auch seine Begrenztheit. Für die Märtyrer des Gedankens gibt es immer zwei Wege: einmal die starre Selbstbehauptung in Trotz und Opposition, sodann den längeren Weg der Selbstbesinnung. Diese erkämpft Humor und Entsagung, die auf Gräbern blühen, und lehrt uns, was für einen jeden Menschen das Schwerste und Notwendigste ist: sich nackend im innern Spiegel zu beschauen und ruhig Ja zu sagen, auch zu der eigenen Grenze. Aber diese andere Art Wahrhaftigkeit findet man kaum jemals unter Literaten, denn die müssen nach der Macht und dem Erfolge trachten. Auch Samuel Lublinski wurde, was heute so viele, und manche von den vermeintlich Großen, sind: ein Märtyrer des Prokrustesbettes, einer der sein Leben dazu verwendet, auf dem Streckbett zu liegen, statt – schön aber häßlich, schwach oder stark – ruhig vertrauend dem unermeßlichen Leben sich hinzugeben. Samuel Lublinski rang um den Kranz, stark, ehrlich und treu, aber ohne jene letzte und völlig andersartige Ehrlichkeit, die sich selber jedes Blatt des Kranzes versagt und abspricht, wenn es von irgend einem Winde abgezaust werden kann. Das ergab nun diese groteske Literaturfigur mit ihrem Zwiespalt zwischen dem Menschen und seiner literarischen Aspiration. Ich möchte richtig verstanden sein! Nicht das darf irgendwem ein Recht zum Lachen geben, daß just der mißgeborene oder verkrüppelte Mensch sich als Richter seines Zeitalters auftut. Auch Swist, auch Scarron waren mißgeboren, ungleich unglücklicher als Lublinski. Und Moses Mendelssohn, der so gütig, wohlwollend und väterlich weise auf das leichte und harmlose Leben sah, gerade weil er selber draußen stehen mußte, war auch nur ein belasteter, kränklicher Jude. Ja, ich möchte bezweifeln, daß der große Spinoza ein schönerer und gesunderer Mann gewesen ist, als mein Samuel Lublinski aus Pinne in Posen.

Woran aber lag es, daß der Anblick dieser großen Halbgeratenen vielleicht das Erhebendste und Heiligste ist, was die Seele erfahren kann, und viel tiefer erhebend als die Gestalt eines vollkommen vom Glücke Begünstigten wie

Goethe; daß aber bei Lublinski ein peinlicher Erdenrest von Unzugänglichkeit die tragische Würde zerbröckelte und nichts aufkommen ließ als die kalte Hochachtung vor einer achtbaren Lebensleistung? Ich glaube, es ist eben dieses: Lublinski hat das starke Talent vieler im einseitigen Gehirnleben verbrauchter Geschlechter zum Lebenskampfe energisch verwertet, in Liebe oder Haß, in Mißtrauen, Verbitterung und mit einem Uebermaß unerlöster galliger Ressentiments. Aber an der einzigen Stelle machte sein braves Kämpfertum halt, wo es von Rechts wegen von Jugend auf hätte ansetzen müssen: vor seinem eigenen kritischen Selbst. Ueber alles konnte dieser starke, enge Geist sich erheben, nie über sich. Er klebte fest an diesem armen Zufalls-Ich, labyrinthisch eingekästigt in sein lächerliches Paradox. Vor sich selbst ward der Alleszermalmer im üblen Sinne moralisch sentimental. Darum fand er keinen Ausweg aus dem typischen Doppelleben all der vielen Tinten- und Büchermenschen. Lublinski wurde ein Kopf, ein Esprit, also ein Mensch, in welchem abstrakte Geistigkeiten ihren gespenstischen Reigen tanzen, wie die Hexen des Harzes in der Walpurgisnacht. In seinen Speichern lag das Leben auf Flaschen des Begriffs abgezogen, ohne daß er je seine Trauben und seinen Weinberg gekannt hätte. Alles Erlernbare oder Ueberkommene aber möchte wie Vampyre von unserem Blute saugen; ja, der Intellekt wird Verbrecher, die Historie und alle Beherrschung begrifflicher Formeln zu Unsittlichkeit, wenn wir Begriffe uns durchgehen lassen, die nicht durchblutet sind und vielleicht in subtile Widersprüche uns verwickeln zum eigensten Erlebnis. Das war Lublinskis typischer Fall. Mit undurchbluteten Schematismen sind seine Bücher vollgestopft, so daß der Leser den Eindruck erhält, es sei Rechthaben und Rechtbehalten etwas Wesentliches im Leben. Ein Autor aber, der uns nur etwas richtiges zu geben hat, gibt viel zu wenig.

***

Der Talmud nennt Denker, welche über das Leben hinwegdozieren, Männer, die im Nacken der Dinge stehen. Solch einer im Nacken der Dinge war Lublinski, der nicht an das Leben dachte, sondern darüber hin und sich blindwütig abjacherte, um nur ja auf der Höhe und im Recht zu bleiben und stets etwas Bedeutendes zu hinterlassen. Um des Buches, um der Tinte, um der Literatur willen schulte er sich zu dieser großartigen Mosaikintelligenz, welche kolossale Leistungen zusammenkarrt und zusammenschüttet, wo doch eine kleine noch so verkrüppelte Blume, die aus der Erde bricht, viel mehr ist.

Andre mögen mit besserm Recht den Fleiß, die Gelehrsamkeit und die enzyklopädische Vielseitigkeit dieses Rastlosen rühmen. In dem Buche, welches Lublinski noch vor seinem Tode vollendete, kommen diese edlen Eigenschaften aufs glänzendste zum Ausdruck. Er bekämpft mit diesem Buche den Glauben an die historische Wirklichkeit des Menschen Jesus, seine absurd unpsychologische Religionsphilosophie durch einen riesigen Fundus von Wissen und Scharfsinn stützend. Ich haber aber zu wenig Organe für den Reiz bloßer Gelehrsamkeit und nichtsynthetischer Spekulation. Ich bin überzeugt, daß die echte philosophische Begabung nie imstande ist, Kenntnisse, Tatsachen, Begriffe im Geiste zu schleppen, die nicht lebendig-organisch selbsterblutet sind. Darum kann ich auch am Grabe Samuel Lublinskis nicht anders sprechen, als Heine am Sarge des kleinen Ludwig Markus, der gleich Lublinski die lauterste, kindlichste Seele im Dienste der Makulatur verbrauchte.

Am ähnlichsten vielleicht mag Lublinskis Lebenswerk dem des vor Jahresfrist verstorbenen Leo Berg sein. Auch Berg war unglücklich und ähnlich genial. Ebenso besteht eine Wahlverwandtschaft mit Ludwig Jakobowski, dem jung verstorbenen Dichter, der an dialektisch-abstraktiven Gaben Lublinski wohl nicht gleichwertig war, dagegen das ursprünglichere lyrische Talent hatte. ...

Man sagt, daß man über die Toten nur Gutes reden solle. Muß ich darum bedauern, Lublinskis mir schwer erträgliche Literatur verspottet zu haben? Nein, das wäre sentimental und eines Mannes nicht würdig, den ich zu ehren wünsche, als ich ihn bestritt. Man soll auch an Gräbern nicht das Gute, sondern das nach bestem Gewissen Gerechte reden, und da bleibt vor allem eines, was keine Zukunft dem Bilde Samuel Lublinskis rauben kann: er war keiner von den Satten und Genügsamen. Ihn beseelte das stärkste Ethos, nicht zwar im Sinne jener höheren Ethik, deren erstes Morgenrot aus manchem Gedanken Friedrich Nietzsches schimmert, wohl aber im Geiste der Kämpfer- und Arbeitermoral, welche das rastlose Streben, gleich Goethes Faust, für der Menschheit Adel hält.

Was Stolz und sittlicher Wille dem Unglück der Geburt und der Stumpfheit, dem Unverstand, der Gemeinheit und Armseligkeit dieses Lebens abtrotzen kann, das hat Samuel Lublinski treu erarbeit. Darum kann seine Grabschrift die des treuen Schaffenden sein, von dem das alte Testament sagt, daß süß der Schlaf des Arbeiters sei, ob er viel oder ob er wenig genossen habe.

***

Indem ich diese Gedenkworte niederschreibe, beginne ich zum ersten Mal als tröstlich, ja als gerecht zu empfinden, daß ich um meiner Satire auf Samuel Lublinski willen viel erlitten habe. Zunächst durch Lublinski selber, der in seiner glücklich-naiven, halb krampfhaft-gequälten Selbstbewußtheit meinen Spott über sein Literaturdasein durchaus nicht voll nahm, sondern als Ausgeburt persönlicher Bosheit und Uebelwilligkeit mit grober Infamerklärung abtat. Aber solche Abwehrinstinkte waren natürlich, und ich hätte es gerecht gefunden, wenn Samuel Lublinski alle ihm verfügbaren Geisteswaffen gegen meine Verspottung seiner Kulturkritik gewendet hätte, eine Kritik, die dem ganzen Geistesleben richtend und auswertend gegenüber stand, nur nicht der eigenen Urteilskraft. Schlimmer aber, und in der Tat wahrhaft schlimm ward ein auch heute noch nicht erledigtes Nachspiel jener Gegnerschaft, bei dem Thomas Mann, ein glücklicheres Talent als Samuel Lublinski, die erstaunliche Aermlichkeit seines Menschentums an den Tag legte. Indessen was bekümmert uns die ganze Komödie mittelmäßigen deutschen Literatengetriebes angesichts der Gräber? ...

In einem Krankenhause lagen einmal zwei deutsche Dichter in zwei benachbarten Beten. Der eine von Ihnen war sehr schlank und abgemagert, aber der andre wohlbeleibt und geschwollen. Und da sie natürlich verschiedener Ansicht waren, wie alle Dichter, so begannen sie alsbald einen Streit über die Grundgesetze der Aesthetik, wobei der dünnere die Geometrie der Linie, wie sie im modernen englischen Kunstgewerbe herrsche, für den Gipfel guten Geschmacks erklärte, der dickere dagegen die Décadence der modernen Menschheit beklagte und für andre Zeitalter eintrat, wo noch Phantasie, Ueppigkeit und Formenfülle das Leben beherrschten. So hadernd und sich ihre Medizinflaschen und Wolldecken an die Köpfe werfend, vergifteten sie einander den letzten Tag, worauf sie am Morgen beide nicht mehr erwachten, und der sie sezierende Geheimrat konstatieren konnte, daß der Prediger der Linie an der Auszehrung und der Prophet der Formenfülle an der Wassersucht gestorben sei.

Droben aber predigen noch immer die Sterne ihre lächelnde Weisheit und herunten die Gräber. Hat jemals ein Sterblicher diese Predigten beherzigt, so lange er miteinverschlugen war in den dummen Schwindel und Wahn unsrer irdischen Komödie? Samuel Lublinski hat sie nun hinter sich, seitdem seine brave, tapfere Seele irgendwo über den Wolken sitzt, im Schoße unsers gemeinsamen Vaters Abraham, und gewiß viel fröhlicher über mich spotten kann, als ich einst über ihn.

Anhang 6

Jiddisches Theater in London

(In: Die Schaubühne, 6. Jahrgang (1910), Nr. 17, S. 451-455, Nr. 18, S. 481-486)

1

Kommt man aus der City ungefähr dort, wo das Hotel zu den drei Nonnen liegt, dann beginnt Whitechapel, und Londons Stadtbild wird ein anderes. Man läßt nun die Region der gewaschenen Menschheit hinter sich und tritt in die östliche oder ungewaschenen Zone. Ihre endlosen, seelenleeren Straßenzüge sind mit widrigem Auswurf übersät und mit häßlichem Kehricht. Aus dunkler Höfe hoffnungslosen Winkeln wälzen sich Haufen deformierter, stumpfer Geschlechter. Geschminkte Totengesichter, hungerndes Laster, verkommene Armut – alle längst bestimmt für Gruben des Schinders. Zerrissene Existenzen schlürfen bleiern daher. Ihr abgezehrtes oder gedunsenes Antlitz mit dem übergroßen Auge ist wie ein altes Kontobuch, darein das ganze Leben tausend Nieten gebucht hat. Halbwüchsige, noch jugendfrische Mädchen, Hand in Hand, mit schreienden Talmibrillianten und Papierblumen staffiert, sehnsüchtigen Blickes Whitechapels Gassen abstreifend, um ein paar Groschen zu verdienen; zu jedermann feil. Und dazwischen ein Aufzug der Heilsarmee: gute, verzückte, sanft-hysterische Gesichter. An Kreuzungen der Gasse stecken Messengerboys rote und gelbe Papiere dem Vorüberhastenden zu: Einladungen zu einem unzüchtigen Lokal, einem sektiererischen Meeting oder einer Versammlung der Spiritisten. Verkaufsbuden rings. Da liegen Gegenstände, werden schreiend verhandelt, die du kaum je als wirtschaftliche Werte betrachten lerntest: rostige Nägel, auf den Trottoiren aufgesammelt, Hosenknöpfe, Zigarrenstummel, Orangenschalen, Lumpen. Dahinter Läden, billige aufgedonnerte Ramschbazare, Obststände, Buden mit Fleisch und Fischen, Betstuben, Teestuben, Lunchsalons, die Armenkliniken londoner Aerzte, welche hier ein winziges Zimmerchen mieten für Gratiskonsultation der Aermsten. Ueberall schreiende Affichen in englischer und hebräischer Sprache. Mitten auf der Straße beginnt plätzlich ein junger, madig aussehender Mensch zu predigen. Der Geist hat ihn gepackt. Man läßt den Faselnden gewähren. Kein Polizist stört seiner Rede

Fluß. Die Leute hasten vorüber. Nur eine fromme Greisin und ein paar müßig lungernde Dirnchen bleiben kichernd stehen und horchen auf die Rede, die von Sündenschuld spricht. In einer Seitengasse predigt ein Sozialist. Er hat ein kleines Rednerpult auf die Straße gestellt, schwingt eine rote Fahne und gebraucht fortwährend die Anrede: workmen. Zuweilen sieht man Umzüge begeisterter Frauen, Suffragettes, Temperenzler. An einem Sonntag sah ich zwei alte Gentlemen im schwarzen Gehrock und Zylinder. Die standen mitten auf der Straße und hatten jeder neben sich auf dem Trottoir einen Haufen theologischer Bücher liegen. Mit Hilfe dieser Literatur bewiesen sie einander öffentlich vor allem Volk ihre Gottlosigkeit. Wenn der eine der Alten einen Augenblick pausierte, dann begann der andre, der diesen Augenblick fieberhaft erlauert hatte, die Gegenrede. Kein Mensch kümmerte sich um die ehrwürdigen Greise.

2

Wie kranker Fische geöffnete Mäuler starren Schornstein und nichts als Schornstein in grau verhangenen Himmel. Aber kein Wölkchen blauer Freude schwimmt hindurch in diese Rauch-Schicht von Tränen und Gram. Hoch an schrecklichen Hinterhäusern kleben die Küchenbalkone. Da hocken Menschen gleich kranken, siechenden Tieren in glanzlose Sonne teilnahmslos starrend. Rettest du dich in eine der angstbedrückenden Seitengassen, dann erst wirds furchbar! Bilder sah ich, wie ich sie nur in meinen gräßlichsten Träumen erlebe. Dort vor eines halbeingesunkenen Hauses Schwelle liegt ein Bündel Tod, ein hektisch keuchendes Weib, im Hustenkrampf, schleimbedeckt, sterbend, ihren abgezehrten Arm nach mir ausstreckend und mit ihren letzten Gedanken um eine Farthing winselnd. Ich warf ihr entsetzt ein Geldstück hin, aber schon hat ein halbnackter, zerlumpter Knabe das erspäht und reißt es brutal der Wehrlosen fort, davonlaufend unter dem Lärm eines Halbdutzend zerlumpter Menschen, die auf mich eindringen.

Drüben auf der andern Straßenseite steht ein zweifelhafter Mensch und zieht Zähne. Er besorgt das Geschäft auf offener Straße. Zahnkranke, schmerzverzerrten Gesichts, kommen heran. Ein Gehilfe spritzt jedem, der einen Penny zahlt, etwas Schmerzstillendes ein, allen mit derselben Spritze, dann werden die Zähne gezogen, und ohne Last humpeln die Erleichterten von dannen. Straße auf, Straße ab! In der Nähe der großen Docks ein Gewühl der Hölle; Abschaum aller Nationen; schwarze, braune, gelbe, weiße Menschen. Zu tausenden liegen sie in der ersten nassen Morgenfrühe vor den Toren der Docks. Zwanzig Stunden, vierzig Stunden hocken sie dort und warten, bis

ein Frachtschiff kommt, und die Aufseher neue Arme zum Verladen und Lastschleppen brauchen. Dann bieten sich hunderte an, und die Aufseher wählen, die am stärksten aussehen, am frechsten vordringen, oder das größere Mitleid erregen. Name und Land wird nicht erfragt, und wer Arbeit findet, kann bis zu zwei Mark am Tag verdienen. Niemals werde ich die Augen jenes zarten, schwächlichen Menschen vergessen, den ich auf einer jener Bänke des Themse-Embarkements hocken sah. In jener gräßlichen Hafenanlage unter den Mauern des blutigen Tower, wo in den Morgenstunden Hunderte, die keine Arbeit erhalten Verworfene, Besudelte, Entgleiste umherliegen. Eine Karawane der Verzweiflung. Nie werde ich dieses Wachenden Augen vergessen! Sie waren noch jung, noch voll Leben und voller Gefühl. Aber das hat sich schon nach innen gekehrt, zu selbstzernagender Verwüstung. Es ist aus, als ob eine lebendige Seele im Begriff stünde, zu versteinern, zu einem einzigen Blick zu gerinnen, einem starrenden, hilflosen, letzten Blick, der die Unentrinnbarkeit der eigenen Vernichtung einsieht. Und der schweigende Blick dieses Auges schnitt mich wie ein Messer, wie ein Vorwurf dafür, daß ich Leben und Arbeit habe; entsetzt kehrte ich mich ab und lief davon, um der Regung Herr zu bleiben, die mich hinriß, zu helfen, denn ich weiß, daß den kranken Baum nicht heilt, wer hier ein verdorrendes Aestchen stützt und dort ein vergilbendes Blatt vom Staube reinwäscht. Schon in der nächsten Gasse sah ich Freundlicheres. Auf den großen Pflasterquadraten des Trottoirs hatte ein Pflastermaler seine Kunst ausgeübt. Das ist ein in Ost-London verbreitetes Gewerbe. Arme Talente, die Schiffbruch litten oder nicht Geld genug besitzen, sich zur Künstlerschaft auszubilden, werden Journalisten des Rinnsteins: Pflastermaler. Ein Kohlenstift, ein Kreidestift, ein Tuch: das ist dann ihr ganzes Werkzeug. Damit malen sie Landschaften, Porträts, Geschichtenbilder in den Winkeln belebter Straßen. Und von den bedrängten, zerstreuten Menschen, die vorüber lärmen, wirft wohl hie und da jemand einen freundlichen Blick auf die fremde Welt und schenkt dem Genius einen Halfpenny. Meistens freilich sind die Pflastergemälde sehr primitiv, kalt und seelenlos. Aber jener Greis, den ich nahe der großen Towerbrücke hocken sah, malte ganz anders. Ein wildes, volkfremdes, volkvertrautes Leben lag in den Bildern: ein grauer Kreidefels ragte ins Meer, und die Möven schossen einher und schrien. So mögen die Felsen an Irlands Küsten stehen. Heide und Moor. So mag es in Cornwall sein. Und der Wald warf grüne Wogen, und der Wind wehte durchs Korn. Und in einem Park springt ein Marmorbrunnen. An dem Brunnen in Rosen sitzt ein blondes Kind und spielt mit goldnen Fischen. Sie ist gewiß die Tochter des

Königs. Aber der Bettler ist Herr über Meer und Wind. Ihm gehört der König und des Königs Tochter. Da saß der alte Mann bei seinen Pflasterbildern und blickte niemand an und bettelte nicht. Sein verhärmtes Gesicht war nicht unglücklich. Er fühlte, daß er die Menschen beschenkte. Und als ich ihn betrachtete, empfand ich der Inder Weisheit: ta twam asi. Da sitze ich also in Ost-London an einer belebten Straßenecke und male meine Seele auf Großstadt-Pflaster. Und die Vorübergehenden blicken flüchtig darauf hin, und zuweilen wirft ein Verleger einen Honorarpfennig mir zu. Und heute abend wird es regnen und windig sein. Dann werden die Bilder dieses Tages verwehen, und die stumpfe Schar schreitet darüber, und es ist vergessen und war doch ein ganzes Leben.

3

Dies ist die Welt der Juden. Hier ist das Ghetto. Wie in Newjork, Amsterdam und Krakau, so gibt es hier Straßen, die ausschließlich von Juden bewohnt sind. Die Inschriften an den Läden sind in hebräischen Lettern geschrieben. Die Theaterzettel und Plakate an den Mauern sind hebräisch, und an der Straßenecke verkauft ein Greis Tageszeitungen in hebräischer Sprache, deren größte so umfangreich ist wie die Times. Die Männer tragen Bärte, während du sonst in London keinen Mann mit Vollbart findest. Die Frauen haben, wenn sie schön sind, ihre eigene Art rührenden Liebreizes, aber im Alter haben sie ein krankes Fett. Die Kinder haben große, schwarze Augen in kranken, bleichen und edlen Gesichtern. Die Sprache der Leute ist ‚Jiddisch'. Das ist ein verdorbenes Deutsch mit einigen polnisch-russischen und viel hebräischen Einschlägen.

Ich will hier vorausschicken, daß mir an den Juden aller Länder eine merkwürdige Verwandtschaft und Hinneigung zum Deutschen aufgefallen ist. Wie in Posen und Westpreußen, in Ungarn und Böhmen der Jude gegenüber der slavischen Bevölkerung ein wesentlicher Träger des Deutschtums ist, so hatte ich auch in England den Eindruck, daß diese buntgewürfelte Kolonie londoner Juden das beste Material abgeben würde, um deutscher Kultur zu dienen, sobald einmal das Vorurteil, welches gerade der Deutsche gegen Juden hegt, überwunden ist. Wie Bakterien wirkungslos werden, sobald der Organismus sich ihnen anpaßt, dagegen aufleben und zu wirken beginnen, wenn sie auf einen neuen, noch unangepaßten Organismus gelangen, so sind viele spezifisch deutsche Eigenschaften nicht mehr bei autochthonen Deutschen zu entdecken, wohl aber bei diesen fremden Rasse-Elementen, die die deutsche Kultur aufgenommen und sich zu ihrem Träger gemacht haben. Es

ist ergreifend, zu sehen, wie die Juden, die aus deutschen Grenzgebieten nach Amerika und England kommen, ihre deutschen Ueberlieferungen von Geschlecht zu Geschlecht fortschleppen, während doch die Deutschen selber, sobald sie als Auswanderer auf die fremden Volkstypen stoßen, ihr eigenstes Wesen preisgeben. Ich halte den Juden immer und unter allen Umständen für den konservativern Typus. Dafür zeugen auch die verschieden gearteten Ideale, die Juden und Germanen vorschweben. Der Germane preist die Treue, der Jude den Fortschritt. Und beide ergreifen damit instinktiv das, was ihnen am notwendigsten ist. Denn der Jude ist von Hause aus der wandlungsunfähigste, der Deutsche aber der treuloseste aller Seelentypen. Im Nibelungenlied und Edda wird das Wort ‚Treue' unausgesetzt gebraucht, während immer der eine dem andern die Treue bricht. Umgekehrt konnte der Jude zu fortdauernder Umschichtung seines Wesens erzogen werden, weil eine sehr schmerzliche Beharrlichkeit des Instinkts ihm wesentlich ist. So erklärt sich das Paradoxon, daß ich die dargebrachte Treue gegen das Deutschtum fast niemals bei Deutschen, sehr häufig bei Juden gefunden habe, und daß mir die Juden von Ost-London wie eine deutsche Enklave in England erschienen sind. Aehnlich wie die Irländer haben sie große Begeisterung für den deutschen Kaiser, und ihre geistige Nahrung ist unsre klassische Literatur, die in hebräischen Schriftzeichen gedruckt wird. Eine philosemitische Politik, die diese zerstückelten Gruppen im Interesse Deutschlands zu verwenden wüßte und die törichte Taktik aufgäbe, eine im innersten zentrifugale Volksseele zu verwunden und durch Mißtrauen oder Zurücksetzung immer neu auf sich selber zu stoßen, eine kluge Politik, die den unschuldigen Wahn überwände, daß ein Dreißigmillionenvolk von einer Handvoll jüdischer Intelligenzen absorbiert werden könne, würde aus der jüdischen Intelligenz den stärksten Träger deutscher Kultur machen. Wäre ich politischer Organisator, dann wollte ich mit den heute lebenden Juden, die einst Asien nach Europa brachten, nunmehr Asien für Europa erobern, und Bethlehem wäre die Stätte, wo ich eine deutsche Hochschule für Asien ins Leben riefe.

4

Wenn du in London einen Polizisten höflich anredest, so bekommst du eine barsche Antwort. Denn deine Höflichkeit beweist ihm, daß du keinen Rang hast. Hättest du Rang, dann würdest du wissen, daß ein englischer Beamter ein Institut zur Bequemlichkeit des Volkes ist. Du würdest streng und mit selbstverständlicher Impertinenz den Mann ansprechen, und er würde dir die freundlichste Auskunft erteilen. Aber du bist eben von Deutschland her ge-

wöhnt, im Eisenbahnschaffner den Vorgesetzten der Reisenden zu sehen, und wolltest du mit einem berliner Schutzmann reden, wie du mit jedem londoner Policeman reden mußt, dann würde er dich arretieren. ... Ganz anders ist der Verkehr mit Juden. Du findest selten im englischen Volke einen Menschen, der dich nicht bedient wie eine Pagode, teilnahmslos, interesselos, völlig sachlich. Er hat nicht den mindesten Sinn dafür, ein fremdes Idiom zu lernen; er funktioniert wie der Policeman als Institut zum Nutzen der Gesellschaft, und alles Fremde findet er gleichgültig oder komisch. Nun aber rede den zerlumptesten Juden im Ostviertel an; er reagiert sofort, Mensch gegen Mensch. Er versteht dich, magst du nun deutsch, russisch oder spanisch reden. Er kennt von allen Sprachen ein paar Brocken, und wenn er sie nicht kennt, dann befähigt ihn doch starke Einfühlung, dich zu verstehen und sich mit seinem Kauderwelsch dir verständlich zu machen. ...

Ich habe unter Juden in Galizien und in Amsterdam gelebt, aber nie so viel jüdisches Elend gefunden wie in Ost-London. Der galizische Jude ist noch ärmer und kränker, aber er hat einen gewissen Halt an seiner Unwissenheit und Dumpfheit. Hier in London leben geweckte, aufgeklärte Großstadtgenerationen; sie sehen das Bessere und ersehnen es, und das macht ihr Elend nur fühlbarer und unerträglicher.

5

Palace-Theater und Pavillon-Theater: das sind die Namen der beiden Konkurrenzbühnen, auf denen Jiddisch gespielt wird. Sie sind nicht entfernt so gut wie die jüdischen Theater in Warschau und Krakau, aber sie sind Mittelpunkt für das geistige Leben des jüdischen Proletariats. ...

Ich will von einem bestimmten Theaterabend erzählen, den ich in dem größern und bessern Pavillon-Theater erlebte, welches an sechstausend Zuschauer faßt. Es war an dem Abend, wo die jüdischen Schauspieler aus Rußland heimkehrten. Der Begründer des Theaters, ein Schauspieler Feinmann, war einige Tage vorher gestorben; nun sollte die junge Witwe, die die erste Zugkraft des Jiddischen Theaters war, zurückkommen und zum ersten Mal mit ihrer Truppe in London auftreten, nachdem sie den Gatten in Lodz begraben hatte. Am Eingang des Theaters war das Telegramm, in dem sie ihre Ankunft meldete, unter Glas und Rahmen ausgestellt. In der Judenstadt wurde das Theaterereignis viel besprochen. Mein Freund, der alte Flickschneider Israel Rosefield, eigentlich ein Oesterreicher (sein ältester Sohn ist Schriftsteller unter dem Namen Mr. Field, sein zweiter dichtet als Mr. Perch Roß), sagte mir, ich müsse hingehen, denn es würde einen Theaterskandal

geben. Die Frage nämlich wäre die, ob nach dem Tode des Direktors nicht der andre Direktor, der vom Palace-Theater, der grimmige Mr. Cohen, die ganze Judenschaft an sich ziehen würde. Vielleicht müsse das Pavillon-Theater eingehen. Darum hätten die angesehensten und frömmsten Juden einen Brief in jüdischer Sprache abgefaßt, den man der jungen Mrs. Feinmann bei ihrem ersten Auftreten übergeben, und worin man sie bitten werde, an Stelle des verstorbenen Gatten die Leitung des Theaters fortzuführen. ...

Das Theater war total ausverkauft. Die Luft entsetzlich. In den obern Reihen ein Gewirre schwarzer Köpfe, funkelnder Augen, wild gestikulierender Arme. Das Parkett sozusagen unanständig elegant, ein Gemisch von Schmierigkeit und falschen Diamanten. Ich saß auf dem besten Platz – er kostete drei Schilling – unmittelbar neben dem riesigen alten Flügel, der im Orchester steht. Furchtbar verschlissene alte Plüschsitze und dicke Teppiche, auf denen rauchend und trinkend Leute herumstampften. Sie waren direkt von der Arbeit mit Kind und Kegel ins Theater geflogen. Viele lasen ihre Zeitung, andre hatten ihr Abendessen mitgebracht, die jungen Leute poussierten, die ältern wickelten Geschäfte ab. Das ganze Haus schien in Bewegung. Plötzlich tönte von der Galerie her Geschrei. Irgend zwei altsemitische Kämpfernaturen waren in Meinungsverschiedenheiten an einander geraten. Die Nächstsitzenden nahmen Partei; dadurch wurden die entfernt Sitzenden veranlaßt, nun auch ihrerseits Partei zu nehmen, und im Nu war das ganze Haus in zwei Kriegslager gespalten, und mit blödem Entsetzen höre ich die Herrschaften einander die Meinung sagen: „Meschuggenes Ponim, Chutzpeponim, Menubbel, Chammer, Schaute, Chaser, Umchein, Behäme, Rosche! ... Ein Schauspieler trat vor den Vorhang und schrie in das Publikum hinein. Der Kapellmeister gab mit dem Taktstock das Zeichen zum Beginn. Alles umsonst.

Zwar wußte niemand, um was es sich eigentlich handle, aber die motorische Erregung hatte nun einmal alle diese geschwächten, überreizten Menschen ergriffen und mußte sich austoben. Plötzlich sank ich hustend und prustend auf meinen Sitz. Der verfluchte Klavierspieler hatte einen teuflischen Einfall, um das Publikum zu beruhigen. Er hämmerte und raste auf den Tasten, in donnernden Akkorden. Und dabei kamen aus den geöffneten Saiten des vor mir stehenden Flügels dicke Staubwolken, als sei dies Instrument seit Abrahams Zeiten nicht gereinigt worden. Ich preßte das Taschentuch vor den Mund; ich sagte mir, daß in dem Staub die Bazillen aller nur möglichen Krankheiten aller nur möglichen Individuen leben müßten. Schließlich

wurde es ruhig. Das Orchester begann. Neben mir im Parkett ließ sich ein junges Judenweib nieder. Ich saß wieder stille da und lauschte. Plötzlich klang in den Ringelreihen aus der ‚Dollarprinzessin', den das sogenannte Orchester spielte, ein merkwürdig quäkender und jaulender Schreilaut. Entsetzt blickte ich auf meine Nachbarin. Auf ihrem Schoß lag ein strampelnder Säugling, den sie aus einem Bündel Tücher gewickelt hatte. In aller Ungeniertheit öffnete sie ihre Taille und legte den Säugling an die Brust; der war denn auch sofort wieder still, und nun rauschte der grellbeklexte Vorhang empor.

6

War das ein Stück! Es hieß ‚Die Waise' und handelte von einem armen jüdischen Landmädchen, dem Kinde eines Hausierers, das nach dem Tode ihrer Mutter von reichen, hartherzigen Verwandten als Dienstmädchen in ihr Haus nach London aufgenommen wird. Da wird sie nun, das arme jüdische Aschenbrödel, nach allen Noten gequält, von der bösen strengen Tante und dem Onkel, der einen Orden hat und Kommerzienrat ist, und der eitlen, eingebildeten Cousine und deren Bräutigam, welcher ein Doktor ist. Nur der Sohn des Hauses meint es mit der armen Waise gut, allzu gut, denn sie bekommt von ihm ein kleines Kind und als dies herauskommt, da wird die arme Meberes in Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt, und der Sohn, welcher edel ist und ihre Partei nimmt, wird auch aus dem Hause gejagt und obendrein enterbt, nachdem der Vater, der Kommerzienrat, über ihn den gräßlichsten Fluch gesprochen hat: „Mise meschinne, mögen dir de Knochen verfaulen im Leib." Und was sollen nun die beiden armen Liebenden tun? Sie gehen in die Fabrik, um Geld für das kleine Kind aufzubringen. Aber die Not wird immer größer, und der junge Mann beginnt aus Verzweiflung zu trinken, und daher entschließen sie sich im fünften Akt, zu sterben, und nehmen zusammen Gift, und nur der alter Hausierer bleibt übrig, um das kleine Kind zu pflegen. ... Das Spiel – ich kann mich da nur in jüdischen Vokabeln ausdrücken – war ein ewiges Gemisch von Chutzpe und Rachmones, von einer bestimmten Sorte jüdischer Unverfrorenheit und jüdischer Sentimentalität. Die arme Waise, das Aschenpuddel, spielte die Madame Feinmann, eine gute Schauspielerin, die aber, wie alle diese jiddischen Spieler, ihre Gefühlsakzente übertrieb und grob übersteigerte. Besonders merkwürdig also war mir der ewige blitzschnelle Wechsel zwischen sentimentalen Tönen der Selbstbemitleidelei und einer unverschämten vergnügten Frechheit, sobald der Gedrückte und Gedemütigte nur ein wenig wieder eratmen konnte. Auch

lag in dem allen ewige Selbstironie, wie wenn die Leute sagen wollten: „Wir sind ja eigentlich ein altes Adelsvolk, aber uneigentlich sitzen wir jetzt im londoner Ghetto.“ Es war unter dem Sentimentalsein ein Unterstrom von Gelächter, und unter dem Gelächter wieder ein Schmerz.

Das Publikum raste Begeisterung. Jeder Schauspieler wurde schon beim Erscheinen mit Beifall überschüttet. Aber die große Haupt- und Staatsaktion kam am Ende des ersten Aktes. Da wurde ein riesiges Blumenarrangement ins Parkett geschleppt und zunächst dem Publikum vor die Nase gepflanzt, damit ein jeder es bewundern könne. Und dann wurde Madame Feinmann herausgerufen und das riesige Blumenarrangement auf die Bühne transportiert und der hebräisch geschriebene Brief der frommen Juden der Madame übergeben. „Vorlesen, vorlesen!“ brüllte das Publikum. Der Partner der Schauspielerin, der Darsteller des edlen Kommerzienratsohnes, trat nun vor und begann den schönen Brief zu lesen. Sehr merkwürdig rührte mich eine Stelle, welche etwa lautete: „Wir danken dem Verstorbenen dafür, daß er uns ein Theater geschaffen hat. Denn wir sind durch das Theater erst zu Menschen geworden.“ Zu jedem Satz schrie das Publikum seine Kommentare. Zuletzt hieß es, Madame Feinmann selber müsse reden. Sie benahm sich einfach und würdig. „Liebe Frainde, ich fühle mich sehr geehrt“, begann sie die Rede im jüdischen Dialekt, den sie aber jetzt rein deutsch sprach, während er auf der Bühne mit Englisch und Hebräisch durchsetzt schien. „Meine lieben Frainde“ – sie brach ab, tränenerstickt. Dann sprach sie stockend von ihrem toten Mann und ihrem jungen Schmerz. Da fing im Parkett eine kleine Frau zu weinen an. Und nun zogen auch die Nachbarn ihre (nicht allzu jungfräulichen) Taschentücher, und nun verhüllte auf der Bühne auch der edle Kommerzienratsohn das Gesicht, und nun sah man plötzlich im Parkett, in den Rängen, überall Menschen, denen die Tränen in den Augen standen, und ich fühlte, daß diese allgemeine Suggestion des Schneuzens und Schnuffelns mich gleichfalls in ihren Bann zog, und blickte verlegen auf den benachbarten Säugling, der im Traum Saugbewegungen machte und der einzige vernünftige Mensch im Theater blieb, der während des Stückes selig-lächelnd schlief. Und auf der Bühne stand die arme Schauspielerin, schutzlos der mörderischen Begeisterung dieser unberechenbaren Menschen ausgeliefert, mit zerquältem, von echten Leiden sprechendem Gesicht, und sagte immer wieder: „Ich bin nur e schwaches Weib. Es ist zu viel für mich, liebe Frainde. Ich muß mer de Sach beschlofe.“ Aber dies Publikum ließ nicht mit sich handeln: die Frau sollte durchaus an die Stelle ihres toten Mannes gesetzt

werden. Hurrah, hipp, hipp! schrie man nach jedem ihrer Worte. Und dann weinte man wieder.

Nun wäre dieser ganze Vorgang für mich wirklich sehr ergreifend gewesen – denn es lag eine schöne, ruhige Würde und Echtheit in dem Benehmen der armen Menschen – wenn nicht zu Beginn des zweiten Aktes etwas geschehen wäre, das mich aus der ergriffenen Stimmung riß. Da trat die Madame Feinmann wieder an die Rampe und begann eine Rede an ihr Publikum: „Liebe Frainde, hab ich a sind bekommen e Brief in mei Schivve. Hat mir geschrieben mei Tochter aus Lodsz: ‚Mammeleben', hat geschriewe mei Riske, ‚wirste erlauben, daß mei Tates Broche, nebbich, wird geworfe in Tineff von e Lofzenn? Daß er is wajomos al bill hascheker? Haste gelesen im Salonblatt von Wien die Gesaires von daitschen Chochem? Hat er gesagt, Tate, hat er gesagt, is es Baltachles, wo spielt Theater um die Meschireß.' Liebe Frainde, Ihr habt'n kennt! Wie er hat gesessen, derkutschet in sei Jaros um der Kowet, wie er hat geblutet in Charohte um sein Volk und hat gekränkt ahaim, bis is geworde Mariv in Dajes um de Achile in sein Brustrauges. Wer aber hats geschrieben ins Salonblatt von Wien? Der Cohen hats geschrieben, der Cohen, nemmes Sei Konkurrent hats geschrieben ..." (... ‚Mutter', hat Rebekkchen geschrieben, ‚willst du erlauben, daß meines Vaters Gedächtnis von einem Laffen mit Schmutz beworfen wird? Soll er in übler Nachrede uns sterben? Hast du im Wiener Salonblatt das Gerede des deutschen Gelehrten gelesen? Er hat gesagt, Vater sei ein Geschäftsmann, der Theater für Geld spielte.' Ihr aber, lieben Frainde, habt ihn gekannt, wie er um der Ehre willen gedrückt in rot dasaß, und wie er in Gram um sein Volk blutete und zu Hause krank wurde, und das Ende kam in Nahrungssorgen mit einer kranken Brust. Aber wer hat das ins Salonblatt geschrieben, daß er ein Geschäftsmann war? Sein Konkurrent, der Cohen!")

Da brach das Meer alle Dämme! Das Publikum raste, protestierte mit Armen und Beinen! „Fuzekapores!" schrie ein wütender Greis in meiner Nachbarschaft, „laulonoh! Fort mit dem Ascherjozer Papier aus Wien! Gott soll'n strofn ..." Die Frau da auf der Bühne kämpfte für das Gedächtnis ihres Mannes. Schön und gut. Aber sie benutzte die Gelegenheit, um dem Konkurrenten eines auszuwischen, und heizte mit dem Feuer ihrer Schmerzen die Rache. Irgend etwas Unnobles an der Szene verstimmte mich und stieß mich ab und tötete die Ergriffenheit über das merkwürdige Stück Volksleben, das ich durch einen Zufall hier miterlebte.

Das Stück nahm seinen Fortgang – endlos. Welch eine furchtbare Bestie, dieses wilderregte jüdische Publikum, maßlos im Haß, maßlos im Beifall und fortwährend von einem Extrem ins andre schlagend: so, daß auf der Bühne irgend eine possenhafte Ulkszene, bei der das Publikum vor Lachen sich krümmt, plötzlich in sentimentale Lyrik übergeht zu allgemeiner Andacht. Und dann wieder im Moment höchster Ergriffenheit macht die arme Waise da, über deren Schicksale jetzt alle weinen, einen Wortwitz, eine Anspielung, und das Publikum, das jede feinste Nüance sofort erfaßt, schüttert vor Lachen, um im nächsten Augenblick mit kindlicher Naivität alles wieder schwer ernst zu nehmen. Ich habe mich oft über diese Mischung von vollkommener Harmlosigkeit und Naivität mit überwacher Bewußtheit und ewig regem Mißtrauen gewundert; man weiß nicht mehr, nehmen die Leute die Schicksale nur ernst, oder lachen sie darüber? Und schließlich merkt man, daß es ihnen bitterster Ernst ist, und daß sie sich selber auslachen im bittern Ernst. Als es Mitternacht geworden war, taumelte der ehemalige Kommerzienratsohn immer noch „in der Sulikures“, und die beiden Liebenden hatten immer noch nicht Gift geschluckt. Aber ich konnte diese fürchterliche Luft nun nicht mehr ertragen und erhob mich. Die säugende Dame neben mir saß noch da und verfolgte mit ihren großen, staunenden Frageaugen jede Bewegung der Schauspieler auf der Bühne. Ihr Säugling aber hatte noch immer die Brust im Munde und schlief selig-ruhig, als der glücklichste Mensch in diesem Theater.

7

Draußen auf der Gasse erwartete mich ein merkwürdiger Epilog. Ein kleiner fetter Herr, der in meiner Nähe gesessen und mich dauernd angeglotzt hatte, war mir nachgegangen. Er besaß, was die galizischen Juden ein gebenschtes Ganeffköpple nennen. („O, du gebenschtes Ganeffköpple“ – das ist die süßeste Kosebezeichnung, wenn der greise Vater segnend die Hände aufs Haupt des Söhnchens legt, das sein erstes gutes Geschäft gemacht hat.) Solch eine gesegnete Gaunerphysiognomie hatte also der kleine fette Gentleman, der hinter mir herging und mich vor dem Torweg des Pavillontheaters in tadellosem Englisch und Deutsch also ansprach: „Erlauben Sie, mein Herrn, daß ich die Gelegenheit benutze, sie um eine Auskunft zu bitten. Ich bin früher ein guter Jude gewesen, aber jetzt lebe ich in London und bin Nothing.“ Wofür hält dich der Mensch, dachte ich bei mir, und was will er? ‚I doubt not, that you are nothing“, erwiderte ich. Aber die Augen des gebenschten Ganeffköpple waren so wahrhaft traurig, daß mir die Gewißheit aufging, hier

einen Menschen in ehrlichen Seelenkonflikten zu sehen. Er war sich selber durchaus nicht klar, was er wollte. Er wußte nur, er sei Fett- und Oelagent und strebe nach einer Weltanschuung. Von mir wünschte er zu erfahren, ob er sich taufen lassen dürfe, ob ich an den Messias glaube, und ob die Juden nach Palästina zurückkehren würden. Es war wirklich hart, darauf antworten zu sollen. Ich sagte ihm, der Jude müsse stolz sein, und das Taufenlassen sei mir unsympathisch, und der Mensch müsse streben und Ideale haben und dergleichen mehr, wobei mir sehr übel zu Sinn war, weil ich fühlte, daß das alles doch recht phrasenhaft, und daß ich eigentlich außer stande sei, einem Oel- und Fett-Agenten aus Ost-London zwischen zwölf und ein Uhr nachts auf der Straße in Whitechapel eine Weltanschauung zu verschaffen. Aber in dem gesegneten Gaunergesichtchen ging eine fettig-ölige Verklärung vor sich. Er drückte mir die Hand, und da zum Glück mein Omnibus zur City kam, bot er mir zum Abschied aus seiner schmutzigen Ledertasche eine Zigarre. Ich erkletterte sogleich meinen Buß und fuhr nach Hause, und während ich auf dem Omnibusdache doch die Zigarre von dem gebenschten Ganeffköpple, das ich gerettet hatte, rauchte, dachte ich bei mir: Welche Menschen! welche Menschen! Ich werde mein Lebtag nicht klug werden aus diesem Volk, das mir im tiefsten Herzen oft fatal ist, und dem ich in einem noch tiefern mich untrennbar verbunden fühle!

Anhang 7

Jude und Kunstleistung

(In: Die Schaubühne, 8. Jahrgang (1912), 2. Band, Nr. 34/35, S. 149-152)

Für die Tragödie des Kulturkönnertums bietet sich kein lehrreicheres Beispiel als das einer Menschengruppe, die ihre Lebens- und Volkssubstanz in großartigen Leistungen erschöpft, mit Nutz- und Arbeitswerten ihre Leben übergipfelt, ja, in der Leistung vor ihrem Sein davonläuft, aber es vor anderen, wie vor sich selbst vergessen macht.

Man kann das Wesen künstlerischen Talents nur im Können, im Funktionswert suchen, während ‚Genie' die eigenartige Macht des Daseins, das heißt: ‚Substanzwert' ist. Einschätzung und Bewertung von Kunstleistungen aber, als vermeintlichen Zielen des Lebens, Ueberschätzung bewußter Kunstpflege, sogenannte Kultur, Virtuositäten, Fertigkeiten und jede Art l'art pour l'art ist die Domäne der Talente. Eine echte Genialität könnte bei verfehlten Leistungen bestehen, ja, es könnte ihr sogar das Talent zur Leistung ermangeln.

Diese wenigen Schulfuchsereien mögen genügen, um klar zu machen, in welchem Sinn ich die Juden das Volk der Talente nenne, das heißt: Vertreter jeder Art von Funktionswert. Ich kann hier nicht ausführen, warum sie durch Not der Geschichte zu Könnern und geworden sind. Es genüge, daß dem so ist. An geistigem Wissen und bewußter Aktivität ist der Jude, zumal im Vergleich mit den biologisch weit primitiveren Germanen, so spät und überlegen, daß, wenn heute, wie manche Fanatiker wollen, eine Auswanderung restlicher Judenstämmlinge aus Deutschland stattfände, das Weltbewußtsein unsrer Kultur mit einem Schlag wenigstens um ein Jahrhundert zurücksänke.

Diese ungeheuerliche Vergeistigung psychischer Energie vermöge jahrtausendlanger Stauungen verschuldet aber auch jene Mißstände, die die Psychologie des Juden zum typischen Seitenstück der Psychologie der Frau machen. (Daß überlegene Intellektualität des Instinkts, das heißt: die biologische Späte des Typs den Kernunterschied männlicher und weiblicher Seelenart bildet, habe ich in Büchern oft genug klargelegt.)

Wie oft haben ungemeine Menschen über ihr Schicksal geklagt, als Deutsche geboren zu sein in einem ungeistigen, schweren Volke, ohne Bedürfnis nach geistiger Persönlichkeit, ohne Organe, sie zu sehen, ohne Liebe, sie anzuerkennen. Dieses Klagelied Schopenhausers oder Nietzsches mag im Rechte sein! Wie viel tiefer aber wurzelt das Recht der Klage, einem Volk zu entstammen, in welchem Geist zur Rassenangelegenheit und zur Waffe auch des Durchschnittsehrgeizes geworden ist und keiner etwas Originales denkt oder tut, ohne daß sein eifersüchtig spähender Nachbar es sofort verwertet, auf die Spitze treibt oder analysierend ertötet. Ohne Liebe, weil jeder von sich selber hinweg zu Leistung und Erfolgen strebt; ohne Ehrfurcht, weil jeder sich in jedem wiederfindet und das notgewappnete Mißtrauen überall nur praktische Vernunft kennt, überall nach den Erfolg versprechenden Taten späht, ohne Schonung und Mütterlichkeit für die Täter.

Diese zentrifugale Lebensgruppe verzettelt in ein paar Sommertagen europäischen Glanzes das ganze Daseinskapital ihrer Rassengenialität in einem Hunderttausend überkluger und allgewandter Talente, die auf jedem Gebiet schließlich den ‚Rekord' erreichen und der Eitelkeit, dem Ehrgeiz jedes Einzelnen Befriedigung suchen, ohne zu ahnen, daß sie nur das Muttererbe der Jahrtausende, das Erbgut zahlloser Duldergeschlechter unstolz verschleudern.

Eine typische Tragödie! Der funktionelle Wert ergreift die Lebenssubstanz. Der Mensch hat höher gebaut, als er steigen kann! Der große Mensch wird zur Wurzellosigkeit, zum Luftmenschentum, nein, zum Untergang gerade dort verdammt, wo die breiteste Schar von Talenten, statt die hochgesteigerte, verletzliche Geistigkeit Weniger und Seltener schützend zu umhegen, das würdelose Schauspiel allgemeiner und gemeiner Uebertalentiertheit bietet.

Jesus und Spinoza sind besonders weithin leuchtende, keineswegs aber die einzigen Beispiele für das Unglück jüdischen Genies. Die exzeptionelle Seele ist praktisch hilflos wie ein Kind und schrecklich ‚untalentiert'. Von einem Tausend glanzvoller Autoritäten wird sie leicht überboten, von einem Schock überlegener Schriftgelehrten schnell müde gemacht. „Wie?" bist du denn mehr als ich? Oho! Wie könntest zu denken oder tun, was nicht jeder von uns, der eine immer noch talentierter und bedeutender als der andre, sofort erfaßte, aufgriffe, überböte?" Dieses Schauspiel, daß die Stubstanz eines Lebens durch Wissen und Können zerrieben wird, wie ein Diamant durch ewiges Schleifen, zeigt sich nicht etwa nur im Judentum als einer

überaktuellen Gruppe ohne jungfräulichen Boden und konservatives Hinterland, aus welchem neue Menschen erblühen, von ruhiger Größe nach langem Atem. Nein! Die Tragödie wiederholt sich ontogenetisch in jedem einzelnen, der vor lauter Begabtheit und Könnerei gar nicht zu wissen seint, was er auf Erden muß und soll. Der junge Jude, an allem Fremden tausendfach eher tastend als in sich selbst eingekehrt, intellektuell neubegierig, zur Mimiery andrer ihm imponierender Typen, wie zu Vielwisserei geneigt, opfert die Sicherheit treuer Persönlichkeit und die unverbrüchliche Selbstschätzung seiner Eigenart dem farblosen oder buntscheckigen Ideal der ‚Tüchtigkeit', des Könnertums, der rastlosen Produktivität als eines letzten Lebenszweckes.

Aus dem Mangel an behüteter Unschuld und Naivität des Lebens wächst seine reaktionäre Romantik, sein sentimentales Mitleid mit sich selbst und seine Ueberempfindlichkeit, sobald robuste Selbstachtung oder selbstkritische Abgrenzung gefordert wird.

Es hieße jedoch, den Sinn dieser Darlegung über aesthetischen Funktionswert verfehlen, wollte man ausschließlich am Beispiel des Juden die Vorzüge oder Nachteile des Leistungswerts gegenüber dem Seinswert, seine ungemein tiefe Beziehung zu allem Moralisch-Sozialem, zum allem Zwischenmenschlichen, Reproduktiven, Vermittelnden beleuchten. Es kann uns hier auch nicht kümmern, ob die Konsolidierung einer in Handel und Handlung sich auflösenden Volkheit heute noch möglich ist. Genug, wenn dies große Beispiel die Blicke schärft für das Schicksal, dem jede hohe Kulturgruppe verfällt, und den Künstlern die Wahrheit predigt: Töte nicht deine Seele mit diener Leistung! Käme es nur aufs Leisten an, könnte Arbeit und Fertigkeit das Wesen alles Werts erschöpfen, dann dürfte man getrost sagen, daß Talente von jüdischer Abkunft oder Blutmischung die letzte Blüte heutiger Kultur bilden, wo immer an Form- oder Sprachkultur, an Denktechnik oder Kultur um der Kultur willen ein schönes Extrem vor die staunende Welt tritt. Ich denke an die Kunst Hofmannsthals, Georges, Schnitzlers, Wassermanns oder an die konkrete Urteilskraft Hardens. Weit lehrreicher würde dieser Rekord an funktioneller Leistung in logisch formalen oder mathematischen Wissenschaften, an Philosophen wie Simmel, Husserl und Cohen, Mathematikern wie Hanckel, Minkowski, Schoenfließ zu betrachten sein. In den bildenden Künsten, am meisten im Theaterwesen (das schon an sich ‚zwischenmenschlich' ist und die Persönlichkeit unterhöhlt) gilt die Regel: die durchschnittliche Begabung für Technik und Leistung wird in jeder

Lebensgruppe um so zahlreicher, je seltener in ihr die schlicht starke Persönlichkeit wird. Beide Tatsachen stehen in Wechselwirkung.

Ob nun aber moderne Zivilisation einen demokratischen Zug zur Hebung des Durchschnittsniveaus zeigt oder Hinneigung zur Erhöhung und Förderung heldischer Menschen, ob mehr der Einzige in seiner Besonderheit oder der Mensch als Repräsentant ehrgeiziger Gruppen beachtet wird, ob mehr der Leistungswert und die soziale Gültigkeit entscheidet oder die Seele hinter der Leistung – wem kann das heute zweifelhaft sein?

„Dieser Mann ist ein großer Künstler, berühmter Schriftsteller, hervorragender Gelehrter; und dennoch ein wertvoller Mensch" – klingt diese Formel allzu paradox? Wir sind gewohnt, Tüchtigkeiten mehr zu achten als Adel des Bluts; die Leistung bildet die Pforte selbst zu Lebensgebieten, auf denen Auswertung und Lebenshaltung der Seele bis in ihre geringste Handlung ein religiöses Ethos bedingt. Der Bettelmönch Franz von Assisi und ein berühmter Professor der liberalten Theologie – wen würde die Welt hochtragen, wen in ein Narrenhaus sperren? Poetae nascuntur! Ist das noch wahr? Ich unterrichtete vor einigen Jahren an einer sehr modernen Schule, auf der das Dichter- und Künstlerwerden ganz endemisch war. Nicht weniger als sieben mehr oder minder talentreiche Jungen eines Jahrgangs sind heute deutsche ‚Dichter'. Gebt dem begabten jungen Mann (und welcher junge Mann wäre nicht begabt?) zehn Jahre Muße und ein Erbgut, und er leistet euch auf jedem Gebiet, was ihr wollt ... Gedanken, kulturelle Formeln, feste Ueberzeugungen, Meinungen, Techniken der Künste, Wissenstradition und Sprachgut vieler Altvordern: alles liegt bereit und wartet auf das Talent. Bücher und Zeitschriften – du lieber Himmel! Man braucht nur acht Tage auf einer Stadtbibliothek zu blättern, und es ist eine Kunst, keine ‚Gedanken' zu haben. Man braucht nur zehn Novellen zu lesen, und die elfte erzeugt sich von selbst. Erarbeiten läßt sich alles; nur Eines nicht: was man leben und sein muß. ... Ach, wer hätte nicht irgendwo gesehen, daß Menschen, bei deren Anblick auch der gütigste Weltfreund sich wie beschmutzt fühlt, durch Leistung und Ehrgeiz Außerordentliches erreichen! Trauriges Menschengeschlecht, daß keinen höheren Wert will und begreift, als den der Leistung. Wie hätte ein edler Grieche unsre Arbeiterkultur verachtet! Wir aber sind stolz auf das, was wir ‚leisten', und sobald sich zweie auf der Straße begegnen, fragt der eine den andern: „Was machen sie?" Meint er, es käme einzig darauf an, daß immer etwas ‚gemacht' wird?

Anhang 8

Jüdisches Schicksal

(In: Der Jude, Sonderheft 3: Judentum und Deutschtum, Berlin 1927, S. 11-17)

In Hannover wurde ich geboren, nachdem Vorelternschaft von Vatersseite dort schon zweihundert Jahre gesessen hatte. Ich bin ein Leben lang an dieser Stelle der Erdrinde haften geblieben. Ich weiß, daß es schönere Länder gibt und wohlwollendere Menschen. Aber dies war nun mal mein Land und mein Schicksal. Und so habe ich es geliebt. Und auch der Hass war Liebe.

Von früh an sah ich mich als Schnittpunkt mehrerer einander bestreitender Kreise. Meine Vorfahren waren verschieden dem Blute und der Rasse nach; waren verschieden den Berufen nach; und verschieden auch nach Religion und Weltanschauung. Ich konnte weder sagen, daß ich Jude noch daß ich Deutscher sei. Und wenn man mich heute stellen würde vor ein solches „Problem“, so empfinde ich Pein, wie die Kinder in Frankreich beim „jeu de bateau“. Dies ist ein Pfänderspiel: zwei geliebte Personen werden genannt; der Befragte hat sich vorzustellen, er befände sich auf einem untergehenden Schiffe und könne nur eine von den beiden Personen retten. Er soll beichten, welche von den beiden er vorziehen würde. Ich komme mir vor, wie jener Mann, der verzweifelt ruft: Alles redet von Heimatkunst und will wurzelständig sein, und ich bin ausgerechnet geboren im Orientexpreßzug.

Vom Judentum hab ich bis ins Mannesalter hinein wenig gewußt. Ich stand nie unter jüdischen Einflüssen und habe nie ein Wort Hebräisch gelernt. Meine frühe Jugend und meine frühen Bücher waren wurzelhaft deutsch, ohne daß mir das damals zu Bewußtsein kam. Ich hätte durchaus in eine Bahn kommen können, wie heute Rudolf Borchardt sie vorlebt: preußisch-soldatisch, unerbittlich-völkisch. Die ersten Freunde, die ich gewann, empfanden mich als deutschen Menschen. Und so habe ich mich selbst empfunden und bin zumal im Ausland immer so empfunden worden. Kaum jemals erfühlte man in mir einen Juden, und auch als ich unter Juden lebte, wurde ich nie recht als zugehörig betrachtet. Dennoch verlief meine Entwicklung umgekehrt wie die von Jakob Wassermann berichtete. Es kam ein Zeitpunkt, wo ich vom Deutschtum fortwollte und nichts sein wollte als nur Jude. Ich

kann hier nicht analysieren, welche Triebkräfte das fügten. Das Letztentscheidende dürfte sein: Es entsprach meiner Natur, mich zugehöriger dort zu fühlen, wo man mich nötiger hatte. Diese Entwicklung, vergleichbar einem alten Baum, der auf dem Festungswall wachsend in beiden Lagern Wurzeln schlägt, Belagerern und Belagerten zum Trotz, enthält keineswegs Bruch oder Widerspruch. Ich weiß, daß für meine Person die Frage gelöst ist. Ich weiß auch, daß ich ein klares Gepräge habe.

Unser Gerede von Volkstum ist kurzsichtig grob. Innerhalb jedes Gemeinschaftsgepräges gibt es viele Sonderarten. Typen von zartester Mischung. Inzucht ist dort Gebot, wo es gilt, primitive Gattungen stabil werden zu lassen. Auf späten Linien ist die Mischung geprägter Typen der einzige Weg, um neue Arten zu erzüchten. Bei mir selbst spielten niemals eine Rolle dergleichen rassenbiologische Erwägungen. So lange ich zurückdenken kann, war mir die Verbundenheit mit dem Außermenchlichen, mit Wolken, Himmel, Bäumen, Tieren, Wetter und Wind gewisser als die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Menschengruppe. Meine Heimat konnte ich nie eng genug wählen. (Das nächste Nachbardorf war dem Kinde schon „feindliches Ausland".) Mein Vaterland nie weit genug. (Auch anderen Welten als der Erde fühlte sich der Jüngling verbunden.)

Deutschtum oder Judentum? ...

Das wäre eine falsch gestellte Frage. Die Lösung sinnloser Fragen aber besteht darin, daß eines Tages nicht mehr so gefragt wird. Ja, daß man kaum noch begreifen kann, wie vor Zeiten einmal so gefragt werden konnte.

Aus vielen Gründen greife ich drei heraus.

Erstens: Der Begriff des „Kollektivindividuums" wird von denen, die solche Alternativen stellen, hingenommen, als verstände sich von selber der große Unsinn unserer Tage: der Wahn, daß Völker oder gar Staaten vergleichbar seien mit Organismen und daß generelle Typen so „gegeben" seien, wie die Linde vor dem Fenster und die Drossel auf der Linde. Kollektives oder Generelles aber ist nie anders gegeben, denn als Einzelindividuum und durch das Einzelindividuum hindurch. Ideen sind keine Gestalt. Und Gestalten sind keine Form. Die Unterscheidung der drei Bereiche: Gestalt (d.h. Vernunfterschautes) ... dies ist der rote Faden, der seit zwanzig Jahen durch alle meine Schriften läuft.

Zweitens: Bevor wir Worte in den Mund nehmen, wie Jude, Germane, Arier, Semit usw. müssen wir klar sein über das Verhältnis des Sozio- und

Biologischen auf der einen Seite und des Biotischen auf der anderen Seite. Der Begriff Deutsch fällt bei vielen zusammen mit der Vorstellung: „Vorherrschaft der ritterlichen oder militärischen Klasse“. Oder mit der Vorstellung: „Agrarische Lebensbedingung.“ Der Begriff Jude leitet sich bei vielen ab von der Vorstellung: „Vorherrschaft der priesterlichen oder rabbinischen Kaste.“ Oder von der Vorstellung: „Händlerische Kultur im Ghetto.“ Diese Soziologik hat nichts zu tun mit Völkerrasse.

Drittens: Die Worte: Deutscher, Jude usw. sind wertbelastet. Man kann sie so wenig unbefangen brauchen wie etwa die Worte: Bolschewik, Jakobiner, Pharisäer, Intellektueller. Immer klingt Gallefarbenes an. Es ist genau so wie im Streite der Klassen. Man kann in bestimmten Kreisen jede Theorie entfrommen, indem man ihr fleißig anhängt Adjektiva wie „kleinbürgerlich“ und „kapitalistisch“. In anderen Kreisen wieder kann man alles entwirken, was man als „proletarisch“ und „spartakistisch“ bezeichnet. Was gehen uns all diese Vorurteile an?

Wenn ich nunmehr absehe von diesen persönlichen Bekenntnissen und unpersönlich frage, wie für die vierzehn Millionen Menschen, die aus dem in alle Welt zerstreuten alten Judenvolk bis heute sich durch alle Nöte der Geschichte hindurch erhalten haben, die Zukunft zu gestalten sei, so scheinen mir nur zwei folgerichtige Leitziele immer wiederzukehren. Entweder: Übernahme einer zwischenvölkischen allvermittelnden Sendung.
Oder: In einer Welt, wo jedes Volk und jede Gruppe beständig „Ich“ sagt, ebenfalls in ruigem Stolze „Ich“ sagen lernen.

Die erstere Form der Lösung wird von den meisten bevorzugt. Auch von solchen, die das vor dem Massenvorurteil weichende Sichdemütigen, das nervöse Sichverstecken, das charakterlose Assimilieren und das bescheidene Sichselbstverleugnen hassen und verachten. Sie sagen (ein Typus dieser Art ist der Philosoph Constantin Brunner oder Joseph Popper-Lynkeus): Der Jude möge sich selbst wahren und bewahren, indem er über den Völkern und zwischen den Völkern sein Reich errichtet. Das Judentum muß aus einem Nationalmythos zur Weltethik werden. Es hat sich aus einem althebräischen Naturmythos gewandelt und emporgeläutert zu: normativer Geistesreligion. Diese Flucht in den Geist hinein ist jahrhundertelang der Notausgang der Juden gewesen. Es ist der Weg, auf dem heute die europischen Rabbiner die heikle Aufgabe lösen, Judentum nur als eine Konfession unter anderen deutschen Konfessionen zu lehren. Es gibt nationale Seele. Aber es gibt nicht „nationale Geistigkeit“. Geist kann nicht national sein. So wenig

wie Wahrheit, Recht und Sittlichkeit. Denn gäbe es zwei verschiedene Wahrheiten, dann gäbe es überhaupt keine Wahrheit. Das Judentum erhält daher bei den europäischen Philosophen und Soziologen die Sendung, sich zum Träger zu machen solcher „Werte", welche unabhängig sind von Boden und Landschaft und welche den geistigen Adel der reinen Vernunftmenschheit begründen. Diese Mittler- und Vermittlerrolle entdeckt jede Generation wieder neu. Millionenmal auf allen Gebieten ist verkündet worden, daß der Jude die weltgeschichtliche Mission habe, das zu bewahren, das „zwischen den Menschen" ist. Immer ist das Schicksal jüdischer Menschen irgend eine Art Mittler-, Vermittler- oder Agententum. Diese Mittlerrolle reicht von Weltreligion und internationalem Sozialismus und Kommunismus hinab bis zur Logik, Erkenntnislehre, Sprachforschung, bis zur Politik und Diplomatie, bis zu Theater und Zeitung, bis zu Verkehrstechnik und Pferdeliebhaberei, bis zu Schachspiel und Zwischenhandel. Immer wird ergriffen, was gleichsam „über der Scholle schwebt". Der Jude wird Vertreter des geistigen Schicksals der „Menschheit schlechthin". Es wird eine Art Symbol ihres geistigen Schicksals.

Hier muß mit stärkster Betonung bemerkt werde, daß diese Art „Luftmenschentum", das wie auf Telegraphendrähten lebt, durchaus nicht das Wesen des ursprünglichen Judentums berührt, sondern lediglich spiegelt die historische Wirklichkeit zweier Jahrtausende. Es macht darin sich geltend eine Entwicklung, welche heute keineswegs nur den Juden angeht, sondern durchaus das Los alles Volkstums ist; zunächst in Europa; aber künftig für die ganze kultivierte Erde. Am Judentum hat sich nur früher vollzogen das Karma, das mit wachsender Internationalisierung und Industrialisierung über alle Menschen kommen wird. Wenn heute im öffentlichen Leben in Deutschland, Frankreich, Rußland der Jude als Schriftsteller oder als Gelehrter eine Führerrolle zu haben scheint, welche fast ausschließlich den progessistischen, wenn nicht gar den revolutionören und radikalen Bewegungen zu gute kommt, so liegt es einfach daran, daß die Masse des Volks, auch des deutschen Volks, genau das gleiche Schicksal hat, welches die christlichen Jahrtausende zunächst nur den Juden bereiteten: Entfremdung von Natur und Landschaft. – Enteignung von der Scholle. – Verschleifung der Stammesunterschiede. – Zusammenpferchung in den Städten.

Die Industriearbeiterschaft aller Länder ist nichts anderes als eine einzige Judenheit. Ein einziges riesiges Ghetto! Daher ist es selbstverständlich, daß die schmerzlichen Erfahrungen der Juden zunächst zu gute kommen dem

Proletariat. Der deutsche Bauer hat ein Vorurteil gegen Juden, weil er ein Vorurteil hat gegen den Händler und gegen die Intellektuellen. Der Arbeiter aber fühlt instinktiv sich dem Juden verwandt. Wir können daher verstehen, daß jüdische Intelligenzen wie Karl Marx nur das normativ allgemeingültige Ziel anerkennen. Für diese internationalen Geister ist die Judenfrage keine Frage der Nation mehr. Es handelt sich um Klassenfragen der Arbeit und der Gesellschaft. Und diese Lösung wäre auch folgerichtig, wenn die Menschen eben wahrhaft „Menschen", d.h. geistige Wesen wären und nicht Bestien, die auf abstrakten Höhen sachlichen Geistes nie werden atmen können, die vielleicht auf Augenblicke sich zu erheben vermögen in den Äther des Ideals, dann aber sicher immer wider herabfallen auf die schwere Erde, auf der sie einander bekämpfen, nicht anders wie Pflanzen, deren jede die ganze Erde überziehen möchte nur mit Kindern ihrer Art; nicht anders wie Tiere, deren jedes sehr schnell die übrige Welt verschlingen und die Erdoberfläche nur mit seinem Typus besiedeln würde, wenn nicht das Dasein auch der vielen anderen eben Grenzen setzte.

Es tritt somit neben die erste Lösung durch Flucht in den Geist und zu den Sternen die zweite: „Zurück zu den Müttern! In die Scholle." Dieser zweite Weg, der konservative, befriedet urtümlich natürliche Instinkte und führt zurück aus Europa und Amerika in das alte Heimatland Asien, dessen Wälder und Wüsten im jüdischen Blut aus Erberinnern lebendig sind. Für die jüdische Masse (und das sind immerhin Millionen) sehe ich immer nur die Wahl zwischen diesen beiden Möglichkeiten: Heimat nirgendwo als im geistigen Erkennen, im „Lernen" oder aber: Auswandern aus allen den Stätten, wo man „nur geduldet" wird, nur als Gast betrachtet wird und in Kindern und Enkeln erwarten muß die schlimme Saat von Ghettogefühlen: Benachteiligungs- und Minderwertigkeitsideen.

Es mag schlimm sein, daß dem so ist. Es mag eine Schmach sein für Europas Humanität. Aber wir wollen die klare Wahrheit nicht verschleiern. Wir haben nichts zu suchen in einem Offizierskorps, in einem Professorenkollegium, in studentischen Korporationen, Beamtenschaften, Sportvereinen, die unsere Zugehörigkeit nicht als Ehre empfinden. Wir drängen uns nicht auf. Und wo wir nicht willkommen sind, da halten wir uns zurück. Die Geschichte Spaniens hat bewiesen, daß ein Land sich seiner edelsten Bürger und unentbehrlichen Geister berauben kann, wenn es sich seiner Juden entledigt. Die Geschichte der Juden Deutschlands seit der Emanzipation ist lediglich die Geschichte einer Vergeudung unerhörter Energien an fremde

Zwecke und fremde Ziele. War all diese Liebesmüh umsonst, und bleibt der Mensch aus jüdischem Blut, mag er in Sein und Arbeit sich bewähren wie er will, in einen Bannkreis eingeschlossen, dann dürfte doch die einzig gesunde, natürliche Reaktion die sein, daß er sich abkehrt; ganz gleich, ob der praktische Zionismus historisch siegreich werden wird oder nur zur letzten tragischen Leistung einer zu tragischem Los vorbestimmten Volkheit. Der Erfolg macht keine Werte. Die politisch-praktischen Tatsachen entscheiden nicht über unsere Stufe in der Rangordnung der Geschöpfe.

Ich habe alles, was ich über Juden, Judenfrage und Zukunft der Juden zu sagen habe, so klar und einfach wie nur immer möglich, in meinem Hauptwerk niedergelegt, daß den Titel führt: „Der Untergang der Erde am Geist“; das dritte Buch der vierten Auflage von Seite 219-288 umfaßt alles, was über die jüdische Frage zu sagen wäre. Indem ich auf diese Seiten verweise, möchte ich hier nur noch einen einzigen grundsätzlichen Gesichtspunkt andeuten. Mein Buch bricht mit der geschichtlichen Überlieferung, nach welcher das Christentum eine Art Fortsetzung oder gar Erfindung des Judentums sein soll. Es ist also aufzufassen als das grade Gegenteil zu den Büchern Hans Blühers oder Constantin Brunners. Die Bemühungen: Christus als Nichtjuden, als „arischen Siegfried“ zu schildern (wie Blüher) oder aber ihn durchaus für das Judentum in Anspruch zu nehmen (wie Constantin Brunner das tut in dem Werke „Unser Christus“) erscheinen mir beide gleich gezwungen, in Vorurteil befangen und – ein wenig lächerlich. Für mich ist das Alte Testament heidnischer Naturmythos. – Parsismus und Judentum sind die beiden einzigen kümmerlichen Reste von Heidentum und Naturwelt, die sich zum Glück der Erde durch zwei christlich-buddhistische Jahrtausende gerettet haben; neben dem Hinduismus die einzigen vom europäisch-amerikanischen Ethos freien Mythen. In genau demselben Sinne wie die Religion des Brahma am Buddha zugrunde ging, ging auch das Judentum am Christus zugrunde. Das Auftreten beider, des Buddha und des Christus, bezeichnet die sieghafte Unterwerfung der Erde durch den Menschen: „Gott ward Mensch“. Die gesamte moderne Kultur und Zivilisation ist durchaus Produkt des Christentums. Zwei christliche Jahrtausende haben das Judentum bis zur Unkenntlichkeit verzerrt und entstellt durch ungeheure Massen talmudischer und rabbinischer Literatur bis hin zu den modernen Werken unseres Martin Buber oder Achad Haams. Ich betone auch an dieser Stelle diesen Standpunkt so scharf, weil ich immer und immer wieder ihn mißverstanden und nur sehr langsam dämmern sehe, ein erstes Verständnis für die Wahrheit, daß die kapitalistisch-technische Kultur, die man so gern dem Juden schuldgibt,

gerade das Produkt der christlichen Soziologie ist, daran das alte Judentum nicht minder zerbrochen ist wie beispielsweise der Kult Wodans oder die Wald- und Feldkulte der Cherusker oder Sachsen. Es heißt das Lügengewebe „Weltgeschichte“ bis zum Tollhaus ausbaun, wenn man die Wundmale, die Europa den Juden schlug, in Schandmale umdeutet; wenn das Christentum, welches sie vernichtet hat, nun als ihr Werk gilt und wenn für ihren Mythos blindgewordene Volkheit nun gar ihren Ruhm darin suchen möchte, die „Menschheitsgeschichte“ der letzten zwei Jahrtausende, diese gräßliche Kette von menschlichen Räubereien und Erdauspressungen gemacht zu haben. Überlassen wir glücklicheren Völkern den Wahn, daß in ihnen und durch sie Gott das schrecklichste und leidvollste ward, was er überhaupt hat werden können: ein Mensch ...

In Marienbad aufgenommen am 26. August 1933, vier Tage vor der Ermordung

Anhang 9

Was ich von der jüdischen Jugend erhoffe

(In: 50 Semester Barissia. Festschrift der jüdisch-akademischen Verbindung „Barissia“, Prag 1928, S. 33-39)

Das Fest der Barissia, das Fest ihres 50-semestrigen Bestandes, möchte ich dadurch mitfeiern, dass ich Euch sage, was ich von der jüdischen Jugend erhoffe.

Wenn in hundert, in fünfhundert Jahren ein Geschichtsschreiber forschen wird über „die Juden Europas um 1900“, dann wird er zunächst eine Überfülle grosser Namen zu künden haben aus allen Gebieten der Künste und Wissenschaften. Aber so Stolzes er auch verkünden wird von Einstein oder Bergson, Antokolski oder Liebermann, Ehrlich oder Willstätter, George oder Borchardt, Bizet oder Mahler, immer wird die leidige Frage bleiben, ob nicht in diesen vielen bedeutenden Leistungen unsere wunderbare durch Jahrtausende gespeicherte Volkskraft wie ein Feuerwerk für fremde Kulturen verbrannt ward, eine glanzvolle Schau der Werke, aber dennoch das Abendrot ersterbender Volksreste, die tausendfältig fazettiert und zersplittert, in verglimmenden Funken aufleuchteten und verloschen, hier und dort, überall, ungedankt in Schnee und Eis.

Zwei Quellen aber werden dann rauschen und für uns zeugen, fortzeugend, die Zeiten durchdauernd, aus jüdischem Muttergrunde gebrochene und gespeiste Quellmächte: Zionismus und Sozialismus.

Karl Marx und Theodor Herzl, sie erscheinen mir als die grössten unter den jüdischen Männern unseres Zeitalters. Ihre ganz entgegengesetzten Naturen sind so gewichtig, dass wir zunächst die Persönlichkeiten betrachten müssen, um ihre Wirkungen zu begreifen.

Theodor Herzl ist von den beiden der glänzendere. Ich liebe nicht Übertreibung, und so wird es vielleicht den einen oder den andern aufhorchen machen, dass ich gestehe: Theodor Herzl zu lieben als einen der vollendetsten Menschen, die über die Erde gingen. Ja! Ein nur mittelguter Schriftsteller, ein Literat, Journalist nicht weit über Durchschnitt; auch als politischer

Organisator, Wirtschaftstechniker und Staatsmann keineswegs vom Formate Bismarcks oder Lenins. Aber wenn wir die Briefe, die Tagebücher, die vielen Gelegenheitsschriften Herzls in ihrer Gesamtheit nehmen, so steigt aus ihnen empor ein Menschenbild von solcher Inbrunst und Kraft des Herzens, von so riesiger Selbstzucht des redlichsten Willens und vor allem von so starker Sachlichkeit, dass nahezu alle Bilder machtvollerer Hirne, klügerer Staatsmänner und kräftigerer Tatmenschen vor diesem reinen und lauter strahlenden Bilde verblassen. Er kam aus dem Samen Spinozas oder jenes Jesus, den Konstantin Brunner allein für unser Judentum in Anspruch nimmt. Aus dem Samen unserer grossen rabbinischen Weisen, die Martin Bubers treuer Fleiss von den Toten erweckt hat. Und dieses Menschenbild ist durchaus nicht das eines von Natur schlackenlosen, von Geburt Begnadeten, aus dem Reiche der an Güte Erbreichen, nein! Bild des Ringers und Kämpfers, der mit seinen Zwecken wuchs, täglich neu sich zusammenraffte und in einem Leben von nur 45 Jahren sich zum Führer emporläuterte, sein Herz (und das ist ganz wörtlch zu nehmen) bis auf die letzte Muskelfaser verbrauchend für die Notwendigkeit der Sache. Wohl kaum je ist Einer so naiv unwissend, so ganz unvorbereitet, so optimistisch und zäh vertrauend an eine Sache geraten, die dank ihrer eigenen Wesenskraft sich durchsetzte und ihn mit sich zum Aether trug. Wie man mit Recht von Kant gesagt hat, dass er seine Leistungen nie vollbracht hätte wenn er die seiner Vorgänger, wenn er zumal die Lehre Humes, die ihn anregte, wirklich gekannt hätte, so wäre von Herzl zu sagen, dass er nie den Mut gefunden hätte, den Judenstaat zu begründen, wenn er gewusst hätte was andere, was zumal Pinsker und Moses Hess schon vor ihm gedacht, viel klarer als er gedacht hatten. Noch haftete an Herzl ein Erdrest menschlicher Eitelkeit – Erbteil der im Ghetto Verdrückten – bis er schliesslich, die Hohlheit der politischen, der historischen Komödie überschauend, froh und frei vor Kaiser und Papst treten, mit Fürsten der Geburt und des Geldes verkehren lernte, von Witz und Glanz der Menscheneitelkeiten ungeblendet, stolz und demütig sich der Sache opfernd.

Die Wege, auf denen unser Zionismus zum Siege kam, im Stiche gelassen vom jüdischen Grosskapital und Kleinkapital, im Stiche gelassen fast von der gesamten jüdischen Intelligenz, im Stiche gelassen vom liberalen jüdischen Mittelstand, eine Angelegenheit nur der darbenden jüdischen Massen und ihrer Zionssehnsucht, nicht durch Juden gefördert sondern weit eher durch Nichtjuden (denn was wäre wohl aus Herzls Arbeit geworden ohne jene sonderbaren Käuze: den Theologieprofessor Hechler, den Baron Nochalski, grand Seigneur déchu?), – der Weg, so sage ich, den unser Zio-

nismus nahm – wohl die wunderlichste Geschichte einer politischen Bewegung – hat schliesslich zu andern Gebilden, andern Überzeugungen geführt als Theodor Herzl voraussehen konnte. Es gab so Vieles was er nicht sah! Die arabische Frage, die Möglichkeiten des religiösen, des kulturellen Zionismus, die Wiedergeburt eines noch naturverbundenen, ich sage getrost eines altheidnischen Judentums (ich nenne nur den einen Namen: Gordon). Er war Politiker, nichts als Politiker; einseitig und darum stosskräftig. Und seine Politik war dieselbe, die heute die Welt beherrscht: Politik des nationalen Staatengeschäftes, der nationalen Wirtschaft. Jüdische Nationalpolitik!

Da nun stellt sich uns mächtig entgegen der stärkere Mann, der andere grosse Jude des 20ten Jahrhunderts: Karl Marx. Von Rabbinern abstammend, von Talmudisten, und durch und durch ein Vernunftmeister und Hirnweber aus der Hegelzeit. Ganz Wille, ganz Kopf! Als Mensch keineswegs so wohltuend geschlossen wie Theodor Herzl. Ein von Launen und Stimmungen abhängiger, reizbarer Einzelgänger. Tag und Nacht schuftend und ein Leben führend etwa wie der Bocher in Ostgalizien, der immer „lernt“ und „lernt“. Aber: völlig sachlich, und nüchtern, dass er am liebsten die Sehnsuchtsträume des Menschenherzens, die Ideale und Utopien, ersetzt hätte durch mathematische Ziffern. Und doch ist dieser Mann weit zukunftsschwerer als der warmherzige und hochgesinnte Theodor Herzl. Denn er erlöste die Welt von dem grässlichsten Alp, von dem grässlichen Fluche Weltgeschichte oder klarer und direkter gesagt von dem Fluche: „Starke Persönlichkeit“. Möge es Alexander sein oder Napoleon, möge der Mensch so gross sein, so edel wie immer, möge es selbst Buddha sein oder Jesus – so lange die Menschheit abhängig bleibt vom Einzelmenschen, so lange sind Völker wie Seelen unerlösbar. Der Individualismus, so könnte man sagen, verhindert die Individualität. Individualismus ist Gleichmacherei: Versklavung, Verstaatlichung aller! So lange Völkergeschick und Massenschicksal abhängig bleibt von der Frage, wie wohl der Kaiser geschlafen hat, was wohl der Papst meint, ob der General so beschliesst oder so, ob der Minister dies wünscht oder jenes, so lange bleibt „Weltgeschichte“ der uferlose Ozean von Blut und Schweiss, von Galle und Träne. Marx aber erlöste die Politik von der Macht, für welche Herzl verblutete: vom Nationalismus. Der nationale Staat, die nationale Wirtschaft, die nationale Ethik, die nationale Logik, das erkannte Marx als Lüge. Mag an seinen Lehren dieser oder jener Gedanke zeitbedingt und vergänglich sein: Sein Prinzip: die Unbedingheit und mithin die Internationalität der weltordnenden Vernunft, emporgetragen durch die Macht der Not durch die Macht des internationalen Leides aller duldenden und hungernden

Menschen, dieses Prinzip, dies Prinzip des Schmerzes, erwies sich als das siegreiche, denn es ist die Wurzel des Geistes selber. Und ich scheue nicht zu bekennen, dass ich angesichts der Gedankenarbeit des grossen Wirtschaftsdenkers auch die politischen Taten und Mittel Herzls – (alles Antichambrieren und Diplomatisieren, all den Kuhhandel an den Höfen, in den Parlamenten, die Geheim- und Wichtigtuerei der Kabinette, ihre Staatsverträge und Handelsverträge) – für recht zeitbedingt, recht vergänglich, ja zuletzt für komisch und zwerghaft halte.

Und doch bist Du Zionist? Zionist und Sozialist in Einem?

Mein ganzer Wunsch ist es, der jüdischen Jugend zu zeigen, dass dies nicht unvereinbar ist: Zionist und Sozialist, national und international zu sein, ja dass die Zukunft und Grösse des Judentums darauf beruht, dass unser Volk als ältestes und jüngstes, dieses scheinbar Unvereinbare als Eines eben ist und eben darlebt.

Zunächst freilich scheinen hier (auf der Ebene blosser Verständigkeit) Widersprüche zu obwalten. Wir wissen es ja, welche Schwierigkeiten die Poalezionbewegung zu bewältigen hat. In Russland darf der Jude Kommunist sein, nicht aber Jude. In Österreich schliesst sogar die Sozialdemokratie die Zionisten von ihren Organisationen aus. Eine kurzsichtige Massregel! Denn das Nationale ist überhaupt kein politisches Prinzip, sondern nichts als naturgegebene Tatsache. Und welchen Sinn hätte denn wohl die internationale Regelung der gesamten Erde als den: Jeder Menschart, jeder Landschaft, jeder Nation zu ihrem Rechte zu helfen. Nationale Rechte aber hat jede Nation im selben Masse, als sie Träger ist der internationalen Werte. Durch die Sozialisierung der äusseren Güter werden die Seelen befreit, die Einzelmenschen erlöst.

Vorläufig aber sieht es noch so aus: die grossen Theoretiker der Zeit stellen uns zur Wahl: Hie Sozialismus, hie Nationalismus. Diejenigen, die dem Judentum eine übervölkische oder zwischenvölkische Sendung geben (ich nenne als Beispiel Poper-Lynkeus oder Konstantin Brunner), wissen nichts, wollen nicht wissen von der nationalen Kraft des Judentums, von der Kraft der Nationalen. Und umgekehrt unsere Führer zum Zionismus, unsere nationalen Erzieher, fassen den zionistischen Gedanken noch so eigenwillig, als wäre es unser Ziel, uns zu erhalten. Nein! Unser Ziel ist, uns der Erhaltung wert zu machen. Das aber heisst: als eben dieser Mensch, dieser nationale und landschaftlich und biotisch bedingte Mensch zugleich Träger sein jener Werte, die nicht einem Volke gehören, sondern allen Völkern. Nur als

Träger der internationalen Idee darf, kann, muss der Jude national sein. Misst sich nun Würde und Höhe des Menschen daran, dass er widerspruchlos in klarer Schönheit in sich als Einheit darlebt, was auf der Ebene dialektischer Klugstreiterei „widerspruchsvoll“ erscheint, so dürfen wir, das älteste aller Völker, uns rühmen: zugleich heute zu sein das freieste und treueste: gebunden an unsere Erde, aber Hochhalter des Lichtes, national und international in Eins.

Und nun ein Drittes: Mit Politik, Wirtschaft, Logik, Ethik ist es nicht getan. Man kann und soll auch gleichzeitig „Jude“ sein. Jude sein, damit meine ich etwas Religiöses; also schlechthin Unpolitisches und Nicht-soziales, etwas ganz Persönliches. Denken wir nun an den Weg der Misrachim, etwa an den Weg Mathias Achers oder denken wir an die grosse freie religiöse Kultur, etwa den Weg Martin Bubers zu den Chassidim, – es liegt jedenfalls keinerlei Widerspruch und nichts Hemmendes darin – (so sehr diese Einheit von Zionismus, Sozialismus und religiöser Verbundenheit heute noch manchem fremd ist) – in Eines Religion, Heimat, Volkstum und internationale Ordnung der Erde zu verkitten. Nicht als Synkretismus, nicht als Amalgam sondern als Einheitskraft des Lebens selbst.

Religion ist ja doch nicht eine Angelegenheit des Menschen als Menschen. Der ganze menschliche Kreis, die ganze Geschichte der Erde ist krze Episode innerhalb des kosmischen Seins, dem sich verbunden, darin sich geborgen weiss der Religiöse, der (das ist wörtliche Verdeutschung) „Verbundene“, durch den, wie durch alle Menschlichkeit, jene Schicksalsgewalt, der wir dienen, hindurchgreift.

Dass nun das Judentum einst dieser Macht, die wir Gott nannten, sich ans Herz legte ohne Mittler, unmittelbar und näher an Gottes Herz als sein bedürftigstes und kränkestes Kind; wohl! Es mag Stärke sein. Aber das ganze Judentum ist das nicht, nicht jenes Judentum, das auch im Baum und in der Wolke, in Wasser und Flamme, in Blume und Tier den Gott sah, jenes vor dem Schicksal noch stumme Judentum, welches (ich gebrauchte Worte Martin Bubers) noch nicht den anredbaren Gott kannte, noch nicht fühlte wie jenes Israel „das Leben als ein Angesprochenwerden und Antworten, Ansprechen und Antwortenempfangen, als Verantwortung“. Nicht alle Religiosität ist Monolog der einsamen Seele, und weniger noch Dialog der Seele mit Gott. Spinoza hat völlig Recht! Gott greift durch uns hindurch. Wir sind; Er ist. Da gibt es kein Eins und keine Zwei. Was aber hat denn nun diese kosmische Allverschlungenheit zu schaffen mit unserer zeitlichen und flüchti-

gen Menschlichkeit, mit Jude oder Christ! Man muss da unwillkürlich denken an jene köstliche Belehrung, die einst Goethe dem Schiller erteilte. Dieser hatte ein Epigramm geschrieben: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die Du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion". Goethe aber sagte, der Spruch sei recht gut, man müsse nur statt des Wörtchens keine besser setzen: Jede!

Jüdische Jugend! Du darfst dieses harmonische Eines-sein darleben. Was für uns Ältere noch Problem und problematisch war: „wie kann ich zugleich sein ein guter Deutscher und ein guter Jude?" „ein guter Tscheche und ein guter Jude?" „ein guter Engländer und ein guter Jude?" oder was immer! – „wie lässt sich Nationalismus und Sozialismus versöhnen?" „wie kann ich religiös sein und ein Politiker?" – für Dich sind alles Dieses keine „Probleme" mehr. Du lächelst über diese Streiterein und mit Recht. Du hast den ruhigen und klaren Einheitspunkt, darinnen all diese scheinbaren Widersprüche des Verstandes sich ganz von selber lösen. So wächst Du heran stolz und froh. In Deinen besten, körperlich ertüchtigten, gesund und stark gewordenen, seelisch und leiblich heilen und genesenen Exemplaren die schönste und beneidenswerteste Jugend, die heute auf der Erde zu finden ist. Möge Barissia ihr weiter Heimat sein.

Anhang 10

Internationalismus und Nationalismus - Eine Kontroverse über nationales Judentum

Brief an Jakob Klatzkin

(In: Jüdische Rundschau, 34, Jahrgang, 24.4.1929, S. 207)

Sehr verehrter Herr!

Sie hatten auf Grund irgendeiner flüchtigen Kunde meiner Schriften die Güte, mir Ihr Buch „Krisis und Entscheidung“ zu senden. Sie haben richtig vermutet, daß die strenge Forderung des Entscheides auch mich packen werde und zu Ja oder Nein zwingen müsse. Sie fühlten wohl, daß es nicht möglich ist, für das starksinnige Buch einfach zu danken, ohne dabei zu erklären: „Wir stimmen überein“ oder „Wir sind Gegner“, was, von Ihnen aus gesehen, gleichkommt dem Bekenntnis: „Ich bin Jude“ oder „Ich bin kein Jude mehr“.

In Ihrem Buche stehen einige Seiten, die mich bewegen! Das sind jene Seiten, auf denen ein großes Selbstgefühl in Stolz und mit heldischem Trotz gegen das ganze christliche Europa, den Spieß umkehrend, zum Ankläger wird und Rechenschaft und Sühne fordert für Unrecht. Ich halte für falsch und vor allem für schädlich, daß Sie das Judentum ausspielen gegen das Christentum, indem Sie dieses für „heidnisch“ halten. Ich wünsche vielmehr, Sie erfühlten das Judentum als ein vom Ethos überwuchertes Heidentum und trotzdem gegen die weltverpestende Christenheit. Aber wie dem auch sei, es sind mir nicht viele Juden begegnet, die durchaus nur hebräische Sprache, jüdischen Ritus, jüdische Ueberlieferung siegreich machen und Schranken errichten wollen gegen das Erlernen fremder Sprachen, gegen Abgabe unserer besten Männer an außerjüdische Kulturen. Juden, welche den „dauernden Kriegszustand“ proklamieren, welche die Einwurzelung in Ländern des Exils für eine Schmach halten und so stark sich nur als Juden fühlen, daß sie das Heldentum der Juden im Weltkriege als belastend empfinden und sich nicht rühmen, nein, sich schämen darüber,

daß Juden in Italien Kriegsminister und Generäle, in England Kanzler und Vizekönig, in Deutschland Minister und Volksführer geworden sind. Gerade die vielgerühmten „großen Männer“ empfinden Ihre Strenge als Abtrünnige – Kanajim“ ersehnen Sie: ein Geschlecht Unentwegter, eine „heroische Elite“, welche zu den „Wirtsvölkern“ spricht: „Wir sind schlechthin Wesensfremde und, wir müssen es immer wiederholen, ein Fremdelement in Eurer Mitte, und wir wollen es auch bleiben. Fremd ist uns Euer Geist, fremd sind uns Eure Ueberlieferungen, Sitten und Bräuche, Eure religiösen und nationalen Heiligtümer, Eure Sonn- und Feiertage, für uns schreckvolle Erinnerungen an die mit Vorliebe an diesen Weihetagen von Euren Vätern an den unsern verübten Greuel. Fremd sind uns Eure nationalen Gedenktage, die Freuden und Schmerzen Eures Volkwerdens, die Geschichte Eurer Siege und Niederlagen, Eure Kriegshymnen und Schlachtlieder, Eure Machtheroen, Eure grausamen Heldentaten. Femd sind uns Eure nationalen Gelüste und Eroberungen, Eure nationalen Strebungen, Sehnsüchte und Hoffnungen.“ Und so treten Sie denn vor die jüdische Jugend und fordern das Schwerste: Verzicht auf jede Stelle und Würde im fremden Staat, freiwilliges Tragen des Gelben Flecks, bewußten Boykott und Krieg gegen das Christentum und seine Kulturwelt, Verweigerung des Heeresdienstes und Lösung der Judenfrage, Wiederherstellung Palästinas als gutes Recht eines zu Unrecht entrechteten und getretenen Volkes. Alles Forderungen, so unerhört, als wollte man die Frauen auffordern, in einen allgemeinen Gebärstreik einzutreten. Ja, Sie gehen so weit, diejenige Erziehungsform, die im Osten als weltentfremdende Last empfunden wird, die Erziehung der Jugend in Jeschiboth und die Aufrichtung von Schranken gegen das Heimischwerden in fremder Sprache und Schrifttum für Westeuropa zu empfehlen. Zäune wollen sie haben und Zäune vor Zäunen, um so zu retten den Volkskern rassestolzer „Elitemenschen des Geistes“, mögen die Lauen, die Halben, die Schwachgewordenen abbröckeln und aufgehen in fremden Volkstümern.

Dem Manne, der gleich mir sich in diesem Sinne nicht als Jude fühlt, nicht sich als Jude fühlen kann, ohne nicht nur die ganze äußere Lebensform, sondern sein ganzes Fühlen, Wollen und Denken umzukrempeln, greift diese Unbedingtheit ans Herz wie eine Anklage auf schwere Schuld, von der vor mir selbst ich mich zu reinigen habe.

Lassen Sie uns annehmen, ich könnte die Unbedingheit des Nationalismus oder Chauvinismus mir zu eigen machen und wäre nun Jude und nichts als Jude; mein Verstand würde sich, wie der Gotthold Ephraim Lessings, gegen

die „erhabene Dummheit“ wenden und würde den Gegensatz, der uns trennt, etwa folgendermaßen formulieren: „Die Voaussetzung aller Ihrer Forderungen oder Vorschläge ist der Wert der Selbsterhaltung. Mir aber (ich drücke mich absichtlich praradox aus), mir ist es völlig gleichgültig, ob die Menschen, die in dreitausend Jahren die Erde bevölkern, noch Deutsche sind oder Juden oder Chinesen oder was sonst immer, denn ich empfinde die Selbsterhaltung der Völker wohl als einen Zwang im Kampfe ums Dasein, nicht aber als einen Wert, und mithin auch nicht als das Ziel.“ Meine Frage (als Jude wie als Deutscher) ist gar nicht: Wie soll ich mich erhalten? Werte (das will ich sagen) müssen gültige Werte sein, so wie Logik, Ethik, Mathematik gültig sind. Eben darum sind sie nicht „nationale Angelegenheiten“. Sie gehören nicht mir und nicht Dir. Und so beschäftigt mich auch das Judentum nur als Träger übervölkischer Werte, oder besser muß ich es so sagen: Ich fördere die internationalen Werte, weil ihr Sieg allein die Gewähr bietet, daß die Nationen in ihrer Besonderheit, darunter auch meine, die jüdische Nation, erhalten bleiben können, denn (dies ist der Kern meiner Ueberzeugung) keine einzige Frage der Menschen wird je auf dem Boden des Nationalismus zu lösen sein, am wenigsten die Frage der Nationen und des Nationalismus selber.

Liegt nun in diesem Bekenntnis auch die Ueberzeugung, daß Klassenkampf ungleich wichtiger ist als aller Streit der Nationalitäten, so ändert das doch selbstverständlich nichts an der Naturtatsache, daß ich bin, was ich bin und dies muß ich nun wohl, trotz ihrer Abweisung: Jude nennen. Denn Staat ist nicht Volk, und ich sehe es durchaus nicht ein, warum nicht der moderne Staat sehr verschiedene Nationen und Landschaften vereinigen soll, darunter auch die jüdische. Der Nationalismus im heutigen und sehr zeitbegrenzten Sinn war unseren Voreltern ganz fremd. Weder die alten Juden noch die alten Germanen waren „Nationalisten“. Der „Patriotismus“ zur Zeit der Freiheitskriege, zur Zeit Napoleons, dessen Riesenheere niemals Nationalheere waren, hatte nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem heute erwachten „Nationalismus“. Der „Staat“ im Sinne Kants oder Hegels war zweifellos kein nationaler Staat. Aber ich will keinerlei Wert legen auf diese Unterscheidung des Volkstums vom Staate, darum nicht, weil ich bestreite, daß es heute noch Volkstum in Ihrem Sinne gibt und geben kann, wenn es überhaupt (was sehr zweifelhaft ist) jemals ein solches Einheitsvolkstum gegeben hat.

Ich weiß nun wohl, daß eine sittliche Forderung nicht dadurch entkräftet werden kann, daß man nachweist, sie sei unerfüllbar. Ich kann auch eine Theorie, wenn sie wahr ist, nicht dadurch widerlegen, daß ich nachweise, daß sie nicht nutzt.

Ich bin überzeugt, sie haben die Wahrheit und das Recht auf Ihrer Seite. Nicht aber die Wirklichkeit des Lebens! So wie Sie es fordern, so sollte es sein. Sogar dann, wenn unser sittlicher Rigorismus uns als Juden vernichten würde, so wäre es tausendmal besser, groß zu scheitern, als so klein zu leben, wie wir leben und leben müssen ...

Ich kenne jüdische Jünglinge, durchaus keine schlechten Juden, die, einer durch lange Inzucht bis zur Grenze der Karikatur überzüchteten Erbfolge entstammend, mir gestanden haben, daß sie nie ein jüdisches Mädchen heiraten möchten; ich habe auch jüdische Mädchen gekannt, deren Sehnsucht den Mann artfremden Blutes suchte. Es wäre hoffnungslos, solche Sprache der Instinkte übermeistern zu wollen mit der Norm heroischer Lebensführung.

Die Tatsache, daß zumal in Westeuropa Tausende und Zehntausende kein Hebräisch mehr lesen und schreiben können und daß sie es auch gar nicht anders mehr lernen werden, als wie man allenfalls auch Griechisch oder Chinesisch lernen kann, dieser Tatbestand ist nun doch einmal Wirklichkeit ...

Jedenfalls erscheint es mir natürlich, mit der Schwäche des Menschen zu rechnen, auch mit der eigenen Schwäche, und nicht zu groß sein zu wollen ...

Wofern ich nach Blut, Erziehung, Ueberlieferung, Kenntnissen, Erinnerungen, Bindungen kein Vollblut in Ihrem Sinne bin, so wäre es krampfhafte Verengung, die Natur exerzieren zu wollen. Wir müssen (fortiler in re, suaviter in modo) Hunderttausende als Juden lieben und schätzen, sogar wenn sie nichts sind als Mitglieder des Zentralverbandes der Deutschen mosaischen Konfession.

Lassen Sie mich zum Schluß den Unterschied zwischen uns folgendermaßen zusammenfassen. Für Sie ist Selbsterhaltung des jüdischen Volkes Lebensaufgabe und Ziel. Für mich (den Klassenkampf mehr bewegt als aller Streit der Rassen und Nationen) ist Lebensaufgabe und Ziel: die Erschaffung solcher Zustände auf Erden, daß jedes Volk in seiner Eigenart sich erhalten und seiner selber sich erfreuen kann; darunter auch das meine, das jüdische Volk. Sie sind stärker als ich, weil sie besser dran sind. Sie fühlen bei jeder Gelegenheit sich als Jude. Ich fühle mich nicht als Jude, aber wenn man den Juden angreift, dann fühle ich mich als Jude. Ich fühle mich übrigens auch

als Deutscher, wenn man die Deutschen angreift, und sollten einmal Juden und Deutsche herfallen über die Zulukaffern, dann werde ich den Wunsch haben, Zulukaffer zu werden. Ich könnte somit sagen, ich sei Weltbürger, aber hinter dem Grenzstein auf der Chaussee nach Lehrte hört mein Heimatgefühl auf und beginnt das feindliche Ausland. Alles in allem: Ich bewundere Ihr Wunschbild und bewundere es, aber weiß mich durchaus unfähig zu dem geforderten Fanatismus, ohne entscheiden zu können, ob dieser Gesinnungsmangel aus dem Lebensgefühle kommt, oder ob nicht tiefe Lebensnähe Charaktermangel ist. Verargen Sie nicht diese Ausführungen Ihrem Sie hochschätzenden

Theodor Lessing

Die durchgeschossenen Fenster in Lessings Zimmer. Zwischen beide Fenster hatten die Attentäter ihre Leiter angelehnt

Anhang 11

Deutschland und seine Juden

(Prag 1933)

Die folgenden Worte wurden im März, April und Mai 1933 gesprochen.

Seine letzte Arbeit:

Wir versammeln uns zu einer Stunde, wo in allen Ländern Europas eine Unruhe herrscht, ein Chaos der Leidenschaften, und solch ein Wirrwarr der Gefühle, dass man meinen könnte: die Welt, in der wir zu atmen verdammt sind, sei ein Irrenhaus.

In einer solchen Stunde muss ein Mann, der sich der Wissenschaft gewidmet hat, ehern auf der Hut sein, auch seinerseits Gefühle und Leidenschaften aufzupeitschen, mögen diese noch so natürlich und berechtigt sein. Ich spreche also nicht als ein praktischer Partei- oder als ein Volksmann. Nur als Einzelner, der bemüht ist, so wahr und gerecht zu sein, wie es irgend für uns Menschen möglich ist.

Aber gerade darum muss ist das Nurpersönlich vorwegnehmen und muss zunächst Rechenschaft ablegen über das zufällige Schicksal einer zufälligen Person.

Ich bin Zionist. Bin Deutscher. Bin Kommunist – Was will das besagen? –

„Zionist“ bin ich, weil ich als Jude geboren bin. Und zwar als ein Jude, der nicht das Glück gehabt hat, in hebräischer Bildung oder in mosaischer Religion aufzuwachsen. Ich war 24 Jahre alt, als ich, aus christianisierter und nicht mehr reinblütiger Familie bewusst ins Judentum zurücktrat. Aber der Zionismus, die Schicksalgemeinschaft der alten Volksgeschichte, hat nie verhindert, dass ich mich zugehörig wusste einer grossen Internationale, dass ich mich eingereiht wusste in den „Klassenkampf“, der die neue Weltordnung emportragend, der ganzen Erde verkündet:

„Völker hört die Signale
Auf zum letzten Gefecht.
die Internationale
Verficht des Menschen Recht!“

Ich bin also zugleich Zionist und Sozialist. Aber bin noch ein Drittes. Und auch davon muss ich Rechenschaft geben, ehe ich mit sachlichen Darlegungen beginnen kann.

Ich bin Deutscher! Und wenn ich sage: Ich bin Deutscher, so ist das kein Bekenntnis des Mundes und kommt nicht aus Menschenfurcht und nicht aus Zugeständnisse an den nationalen Irrsinn der Zeit. Es ist das Bekenntnis des Tropfens zu seiner Quelle. Des Baumes zu seinen Wurzeln. Bekenntnis zu der Sprache, die aus mir bricht. Des Seelenbrodes, davon ich lebe. Der Erde, darin alle ruhen, die mich liebten; daraus alle wuchsen die ich liebe.

Und so kam ich hierher, nicht als ein wurzelloser „Intellektueller“, der es leicht hat, scharfe und freiheitliche Worte zu brauchen. Denn für den ist Geist nur ein Spiel. Auf mir aber lastet Verantwortung; und ich habe wohl zu bedenken, dass ich den Brüdern in Deutschland nicht schade, nicht den Genossen in Gefängnissen und Arbeitslagern. Ich muss Sprachmund sein für Viele, die Gewalt am Sprechen verhindert; jene Gewalt, die auch vom Schrei der Gequälten sagt: „Du verleumdest Dein Vaterland.“

Zwei ungeheure Naturgewalten weben den Teppich der Geschichte. Das Volk und der Glaube.

„National“, „Völkisch“ –, das ist die Ueberlieferung des Blutes. Die Landschaft, darin ein Mensch wächst. Sein Schicksal. Seine natürliche Gemeinschaft! Und der deutsche Kanzler hat Recht: „Es ist nicht möglich, dass ein Mensch allein ist. Er ist immer Ausdruck einer Gemeinschaft, daraus er kommt.“

Aber ausser dieser Volks- und Heimatsgemeinschaft gibt es noch eine zweite übervölkische, aussermenschliche, ja man könnte sagen kosmische Gemeinschaft. Das ist Gemeinschaft mit Dem und in Dem, was ewig ist. Was war, ehe Mensch und Erde geworden sind. Und was auch bleiben wird, wenn Mensch und Erde vergangen sind, wie Schatten und Traum. Dies Ewige, diese Gebundenheit an das Ewige, nennen wir: „Religion“.

Alles Grosse und Hohe, was auf Erden geschaffen wurde, ist emporgeblüht aus diesen zwei Gemeinschaften: Nation und Religion. Aber auch alles

Grässliche und Grauenhafte, was im Menschen steckt: Der Krieg und der Neid der Nationen, die Unduldsamkeit und Eifersucht der Sekten, alles Abscheuliche wächst aus diesem Urgrund: Volk und Glaube. – Völkerkriege sind furchtbar. Furchtbarer noch Glaubenskriege. Denn es gibt auf der Erde eine ungeheure Vielheit und Verschiedenheit der Völker. Und es gibt auf der Erde eine ungeheure Verschiedenheit und Vielheit der Glaubens-Bilder. Und jeder hat Recht! Und jeder meint es gut! Aber die Wölfe würden alle übereinander herfallen, eines das andere vernichtend, wenn nicht just aus Not und Reibung der Vielheit entboren würde jene Einheit, die nicht national ist und nicht religiös. Wir Menschen nennen sie: den Geist. Und wir ehren in ihm, das wachsame Gewissen der Völker und den Leitstern und die Richte ihres Glaubens. Das, was uns zu „Menschen“ macht und von den Tieren unterscheidet. Die urteilende, wertende, schauende Vernunft. Das Licht oberhalb des Gemetzels der Nationen und Religionen.

Geist als ist nicht deutsch und nicht tschechisch. Nicht jüdisch und nicht arabisch. Nicht arisch und nicht semitisch. Der Geist, den all die Millionen Seelen der Erde emportragen, ist immer der Eine, davon zuerst das Alte Testament und heute die gewaltige Welt der christlichen Kirchen, davon Buddha und Mohament kündet: „Gott ist das Eine“.

Und also spricht Gott: „Ich bin das Licht und bin die Finsternis. Bin nicht gut und bin nicht böse. Bin das Gute und das Böse in Eines.“

Mit der Flamme vergleicht die Bibel den Geist. Flamme kann erleuchten und erwärmen, kann das Leben erwecken und die blühende Erde segnen. Aber Famme kann – (als zersetzender, höhnender Geist) – auch das Leben stören und zerstören.

Geist also ist wie jene Lanze des Helden der Sage.

„Mit der Spitze der Lanze schlug er tötliche Wunden. Kehrte er aber die Lanze um und berührte die Wunde mit ihrem Schafte, dann heilte auch die böseste Wunde.“

So also steht es um Geist! Er kann allem Leben entgegenstehen. Er kann aber auch des Lebens Hüter sein. Das kommt an auf Uns. –

Man versteht, so hoffe ich, was ich sagen möchte: Die Vielfalt, ja Allfalt der Zeugungen wird geordnet durch eine geistige Ueber-Zeugung. Als polynationaler Staat, als völkerversöhnende Politik, als Weltwirtschaft, als sachlich-vernunftentwachsenes Recht. Kurz: Als Logik und Ethik.

Diesen Gegensatz von nationaler Gemeinschaft und von internationaler Gesellschaft, diese beunruhigende Zweiheit von Seelen und Geist will ich nochmals formulieren mit klassischen Formeln der deutschen Philosophie: Glaubt Ihr, es komme darauf an, dass das deutsche Volk lebt und erhalten bleibt? Nein! Es kommt gar nicht darauf an, dass Ihr oder sonst ein Volk lebt oder erhalten bleibt. Es kommt einzig darauf an, dass das Volk wert bleibt seiner Dauer und Erhaltung. – Wert der Dauer und Erhaltung aber ist ein Volk gerade nur dann, und gerade nur so lange, als es sich zum Träger macht der gültigen Werte, die nicht nur diesem Volke gehören und nicht nur diesem geschichtlichen Zeitalter, sondern ewig sind, weil es ohne sie überhaupt keine „Menschheit" geben würde, sondern nur einen Wachstumskampf aller Völker gegen alle. Wir nennen aber Das, was uns zu Geistern macht: Menschlichkeit.

Wehe dem Volke, das sich versündigt an den Geboten der Menschlichkeit. Es hat mit seinem Gewissen auch seine Seele, mit seinem Ethos auch seine Liebeskräfte verloren. Es ist eine Larve von Volk. Und gewönne es als „Nation", allen Raum der Welt.

Viele Völker leben! Jedes liebt seine Scholle. Jedes wurzelt in anderer Sprache. Aber es gibt immer nur die eine Vernunft, die aus der Not aller hervorwächst. Und immer nur hervorwächst am kränkesten und wundesten Punkt. Denn der Geist selber ist Ergebnis der Vielheit. Ist Blüte aller Not. Immer ist Schmerz unser Aller-Eigenstes. Aber zugleich ist die Wunde auch die Stelle, wo wir einmünden in das Heil und in das Heilende des All. Darum sagt die Bibel: „Gott ist mächtig nur in den Schwachen."

Träger des Fortschritts zum Geist ist also nicht das Volk, sondern ist die Not im Volke. Viele sagen, dass Geist Widersacher der Seele und mithin des Lebens sei. Es ist unwahr! Geist ist Not. Und Not ist unser innerstes, innigstes Leben.

Wunde ist ein Punkt des Allein-seins. Aber zugleich des Erwachens zum All-Eins-sein.

Wohl möglich, dass unser Blut uns trennt. Aber uns verbinden unsere Tränen. Uns verkittet unserer Arbeit bitterer Schweiss.

Warum denn nennen wir uns Kommunisten und Sozialisten? Warum heisst es: „Proletarier aller Länder vereinigt Euch?" Weil wir wissen: Die Solidarität der Not, ist immer auch Solidarität im Geiste. „Not" herrscht, wo immer Arten und Individuen im Lebenskampfe stehen. Will man Selbsterhaltung

der Arten und die Freiheit der Einzelpersonen, so gibt es dazu nur diesen einen Weg: Uebernationale Ordnung diktatorischer Vernunft ...

Ziehen wir aus dem Gesagten die Folgerung:

Wenden sich die Staaten Europas und Amerikas, als faschistische und nationalistische Staaten, als liberalistische oder föderalistische Staaten gegen einander, dann kommt jenes Erdenschicksal, das ich vor zwanzig Jahren schaudernd vorausgesagt habe in zwei Werken: „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen“ und „Untergang der Erde am Geist“. Zwei gewaltige Notfeuer auf der Erde sinkendem Schiff. Man sagt mir, dass Deutschlands Jugend diese Werke verbrannt habe. Ihre Enkel oder Urenkel werden meine Gedanken sorgfältig aus dem Schutt der Asche suchen. –

„Untergang der Erde am Geist“ -; das nämlich heisst:

Nach Ausrottung von Wisent, Bär, Lux, Wolf, Biber, Marder und Nerz, von Löwe und Elefant, von Aligator und Krokodil, von Adler und Eule, von tausend Vogelarten und tausend Pflanzenarten, nach Ausrottung der Urwälder, Verpestung der Flüsse durch den alles übermächtigenden, demutlosen Menschen-Machtwahn, kommt zum Beschluss sogenannter Entwicklungs- und Fortschrittsgeschichte die wechselseitige Selbstverzichtung: Volk gegen Volk! Mit allen Waffen der Technik, welche längst Technik des Mordens geworden ist. Mit Giftgaschemie und Massenmordmechanik. –

Wir schürfen den Baustoff zu unseren Menschenbauten aus dem Erdgrund, der die Bauten tragen soll. Jede unserer Erfindungen war bisher nur dadurch möglich, dass wir eine Gegenerfindung machten, die die Mordwirkung ausglich. Erfinden wir neue Giftgase, so müssen wir neue Schutzmasken erfinden. Erfinden wir Fern-Sender, die jedem Narren gestatten, seine Meinung der Welt aufzudrängen, so müssen wir alsbald sinnen auf Elektrowellen, die diese Seelenvergiftung ausgleichen. Wir bekämpfen den Buchdruck mittels Buchdruck, die Sprengstoffe mittels Sprengstoff, die Bakterien mittels Bakterien. Wir können die durch uns zerstörte „Harmonie des Lebens“ nur künstlich auszuwägen versuchen. Die Technik der Erdzerstörung ist an dem Punkt angelengt, wo ein Häuflein von zwanzig entschlossenen Gewaltmenschen, die ganze Erde, Mensch und Tier, ihrem Herrschwillen unterwerfen kann. Sie brauchen nur alle Mittel des Bösen im Dienst ihrer vermeintlichen Volks- und Staatsideale folgerichtig zu verwerten. Daran geht Indien zugrunde. Daran China. Mit einer einzigen Riesenkanone lassen sich hunderttausend blumenhafte Wesen vergewaltigen. Ein neuer Krieg, mit achthundert

Sorten Giftgasen, mit Stratosphärenflugzeugen, Luftschiffgeschwadern voller Brisanz- und Gasbomben, die automatisch sich entladen, mit Streukörperbrausen, welche Pest- und Typhusbakterien über das Land aussäen, bald vielleicht schon mit Atomzertrümmerung, – das ist ein so furchtbarer Zusammenbruch der Menschheit und ihrer Kultur, dass derjenige Staat menschlich handeln würde, der allen Müttern rechtzeitig Blausäuregift ins Haus schickt, damit sie sich und die Kinder vergiften, ehe dieser grässliche Tod über uns alle kommt.

Wer heute noch spielt mit Soldaterei und Krieg, wobei der Vaterlandsrausch des einen Volkes immer auch im nächsten Volke neue Raserei der Selbstbehauptung rege macht -; wer heute den Pazifismus, das heisst, die Verantwortung jedes Menschen für jeden anderen Menschen, abdrosselt; wer die Internationale, das ausser- und übervölkische Werk des Geistes zerstört, der ist, mag ihn auch die Nation als ihren Halbgott bejubeln, in Wahrheit der tragische Verderber, nicht nur der Heimat, sondern Frevler an Mensch und Erde. Frevler aus Mangel an Seele, Frevler aus Mangel an Fantasie!

Deutschland stört und zerstört das Werk übernationalen Geistes! Es fordert von uns, seinen Kindern, dass wir unsere Liebe beweisen, indem wir Ja sagen zum Wahne nackter Selbstvergottung.

Wir verkennen nicht die Möglichkeiten eines geschlossenen Agrar- und Ständestaates. Man kann, mit der Internationale des Geldes auch die Internationale der Not unterdrücken, kann aus den Völkern dieser Erde heroische Termitenhaufen machen. Jeder Haufe: eine abgetrennte Insel selbsttrunkener Jugend. Alle einander verachtend. Alle wie Wettläufer einander den Rang ablaufend.

Diese Gefahr heldenwilliger Selbstgenüge, die den Menschen in Wahrheit versklavt an den Nationalstaat, dieser Grundsatz: „Wir sind zwar Barbaren, aber Gott sei Dank: Deutsch“, das ist die Gefahr unseres Vaterlandes.

Gnädiges Schicksal aber hat dem deutschen Menschen einen leidenderen und darum wissenderen Bruder beigestellt: den Juden.

Durch zwei Jahrhunderte ist das Judentum (zumindest in Form der christlichen Kirchen), dem Germanentum verbunden gewesen. Im Armenviertel Ostlondons, im Kasimirviertel Krakaus, in den Elendswinkeln von New York, Odessa, Budapest, an den lateinischen und slavischen Ländern, nicht zum mindesten in Böhmen, und sogar noch im eigenen Lande Palästina, überall wo Juden wohnen, da fanden wir, dass sie deutsches Seelengut be-

wahren, treuer oft, als der leichtaufzusaugende Deutsche selbst. Was ist denn das Ostjudentum, was sein viel verkanntes Jiddisch? Aus Tränen geronnenes, kindliches Deutsch aus fernem Mittelalter. Eine kluge Politik hätte aus den Juden die Vorkämpfer des Deutschtums gemacht. Eine unkluge Politik erklärt: „Ihr seid Schmarotzer am deutschen Volksleib. Wir wollen Euch nicht! Hinaus mit Euch!“ – Man nennt diese Judenverfolgung in Deutschland „Nationale Revolution“. Und wir müssen versuchen, - so schwer das auch ist -, unsern Henkern gerecht zu sein.

Es gibt einen Gesichtspunkt, unter dem auch ich – der ich mich durchaus als Jude fühle – den alten Streit um das Judentum wohl zu begreifen vermöchte. Das ist der heidnische Gesichtspunkt derer, die nicht nur den Geist der Bibel ablehnen, sondern das ganze Christentum, den ganzen Buddhismus, kurz den ganzen schweren Weg der geschichtlichen Menschheit. Diese völlig unpolitischen Philosophen verkünden heute das Folgende: „Es gibt keine Formel, die so jüdisch wäre, wie die des Christentums: „Gott ward Mensch.“ Denn der Jude ist der aus der Natur herausgetretene Geist. Der Jude denkt dialektisch; die Natur aber löst jeden Kreis auf in andere Kreise. Mit dem notgestachelten Sklavenvolk der Juden begann die zielgerichtete Gegenlebendigkeit einer Geschichte der Menschheit. Dieser Menschenwahn hat freilich immer zwei Seiten. Die Willensseite und die Erkenntnisseite. Und es scheint, dass der Willensdünkel dem Germanen, der Erkenntnisdünkel dem Juden näher liegt. Der eine möchte die Natur durch das Wollen erlösen, der andere durch das Erkennen. Wir aber ersehnen die vom Wollen und Erkennen erlöste paradisische Urnatur. –

Wahrlich! Diesen Aufstieg der Natur gegen den Geist kann ich verstehen! Denn ich selber habe ihn eingeläutet mit jenen zwei Werken „Untergang der Erde am Geist“ und „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen“.

Die Völker, allen voran das deutsche Volk, wittern im „Juden“ den unheimlichen, naturentfremdeten Genius der Abstraktheit, darin die frohen Farben erlöschen und die sinnfälligen Formen, daran Seelen und Landschaften der Völker ersterben: die Mythen, Bilder, Trachten, Feste und Bräuche. Jüdisch (in diesem Sinne) wäre eben alles, was Eigennatur und Sonderheit der Volksseelen übermächtig und einbindet. Die Zahl und die Mathematik, das Geld und der Bolschewismus, kurz: das Absolute; das Ding an Sich ... ich bin überzeugt, dass die Hure „Weltgeschichte“ einst diesen Sinn der „deutschen Revolution“ einlügen wird. Auferstehung der Romantik, Erwachen der naturantriebe, Aufbegehren der völkischen Erdseele gegen die Anmassung

des todbringenden Judengottes ..., so wird man unser Zeitalter und allen Irrsinn unseres Zeitalters ausdeuten. Und man wird sich die Entschuldigung und Sühne deutscher Barbarei bequem machen, indem man im „Juden“ einfach sieht einen „leeren Träger leer laufender Geistigkeit.“

Nehmen wir nun einmal an: Es wäre so! Dann müsste sich die nationale Revolution nicht gegen den Juden als fremdartige „Volkheit und Rasse“ kehren, sondern gegen den Juden als leeres Prinzip der Internationalität rechnerischen Kalküls. Man müsste (wie auch wir Zionisten wollen), den Wunsch hegen, dass auch der Jude zu Natur und Erde zurückkehre. Man würde sprechen: „Wir bekämpfen nicht ein Volk, nicht eine Rasse. Im Gegenteil: Wir lieben und fordern Rasse und Volkheit. Aber wir sind Antikapitalisten! Wir sehen im Juden den Vertreter eines naturmordenden grosstädtischen Händler-Willlens.“

Es ist in der Tat nicht zu bezweifeln, dass Natur und Volk zugrunde gehen im selben Maasse, als wir Stadt- und Handelsmenschen werden. Der bürgerliche Betriebsmensch ist auf der ganzen Erde schon fast zum vertauschbaren Standbild geworden. Der Jude aber wurde oft in tollem Ausmass zum Symbol einer relativierenden Handels-Menschheit. Er war nicht bei sich selbst, sondern zwischen oder über den Völkern. Und so glaube ich, dass wenn hinter den Judenverfolgungen je ein gesunder Antrieb stand, es sich wohl nur handelte um diesen Triebantrieb des Blutes gegen die Stadt und gegen ihre Geschäfte.

Was aber geschah in Wirklichkeit?

Die „Nationale Revolution“ machte einen merkwürdigen Unterschied zwischen „Jude als Volk“ und „Jude als Händler“. Sie zermalmt das Volk. Sie umgeht den Händler. Der fromme Talmudjude, der kleine Mann aus Galizien, der volkstreue Konservative wird zu Tode gemartert; der grosse Handelsherr vorsichtig umgangen. Man weist nicht aus Deutschland heraus die Sprossen der Häuser v. Rotschild, v. Friedländer, v. Goldschmidt, v. Oppenheim, v. Bleichröder, v. Hirsch, v. Mendelssohn – nein, man lässt Wehrlose büssen für manche Sünde der wenigen Grossen und schont die Juden gerade so weit, als ihr Geschick verfilzt ist mit dem Schicksal des internationalen Handels- und Börsenmarktes. Und so ist alle Berufung auf Blut, Natur und Volkstum, hüben und drüben, nur Vordergrund.

Dahinter lauern andere und keineswegs naturhafte Kräfte. Das Weltgeschäft, der Machtwille, der Geltungswille! Denn wäre es den Germanen ernst, das

Joch des geschmähten Judengottes loszuwerden, so hätten sie nicht die urältesten Volkssitten und Bilder jüdischer Urwelt zerstört, sondern hätten den Kampf aufgenommen gegen Herrschaft ihres eigenen Rechen- und Mächler-Geistes. Und wäre es den Juden ernst, sich an Volk und Erde zurückzugewöhnen, so hätten sie zuallererst sich entkapitalisieren und entbürgerlichen müssen. In Wahrheit wird hinter der Kulisse des Nationalsozialismus ein Geschäft getrieben. Ein Machtgeschäft auf dem Rücken machtloser Völker.

„Ihr seid Schmarotzer am deutschen Volksleib. Wir wollen Euch nicht! Hinaus mit Euch!“ –

Was haben die Abgedrängten erwidert? – Ich schweige von der würdelosen Antwort des Bundes jüdischer Frontsoldaten. Schweige von all den Winsel- und Schleichwegen des „Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“. Schweige von Ergebenheitskundgebungen deutscher Betriebs- und Bildungsjuden, deren keine „die grosse Stunde“ versäumen wollte. Diese Ewig-Zeitgemässen waren, als der Weltkrieg ausbrach, begeisterte Patrioten. Sie wurden, als die Revolution ausbrach, begeisterte Revolutionäre. Sie waren August 1914 begeisterte Militärs. Und Oktober 1918 begeisterte Demokraten. Und werden, wenn es Mode wird, Menschen zu fressen, auch begeisterte Menschenfresser sein.

Ich schweige auch von der Haltung der Zeitungen und Zeitschriften, ob die nun jüdisch sind oder arisch. Wo immer Geist ein Geschäft ist – (und was ist der ganze Bildungsmarkt anderes als ein Geschäft mit dem Geiste?) –, da hört Geist auf die Würde des Menschen zu sein und wird zum Todfeind gesunden Lebens. Darum muss die erste Tat kommender Kultur sein: Die Vernichtung der Zeitung und Zeitschrift als Unternehmertum! – „Unternehmertum“ ist ein anderes Wort für Räuberei. Man verstaatliche das Nachrichtenwesen. Man bestrafe jeden, der je auch nur eine Zeile in den Druck gibt, ohne mit Namen und Ehre dafür einzutreten. Dann wird Bekennertum und Gedankenfreiheit wirkliches Volkstum werden. Heute sind die lügenhafte Vorwände für ein trübes Geschäft der Eitelkeiten, Feigheiten und Halbheiten. Ich schweige von diesem Pochen auf Begabtheit und Leistung, diesem Glitzern mit Titeln und Ehren, diesem Bettel um Erlaubnis, in Deutschland weiter als Gäste „geduldet“ zu werden und in Frieden Geschäfte machen zu dürfen, wo uns doch nur eine Gesinnung geziemt: „Heftet uns ruhig den Gelben Fleck an, wir tragen ihn ebenso stolz, wie andere das Eiserne Kreuz.“

In der Nacht vom 5ten auf den 6ten März, das war jene Nacht, die von Sturmstaffeln und von Sturmabteilungen benannt wurde: „die Nacht der langen Messer“, in jener Nacht des 5ten März, in welcher – (die Juden sagen es ja selber) – keinem ein Haar gekrümmt wurde, aber manche Haare grau geworden sind, in dieser Nacht soll künftig über die Erde hin, wo immer Juden wohnen, ein Gedächtnis dauern für unsere Toten. Da sollen die weisesten unserer Lehrer sprechen und wir werden das Kol Nidre singen. Aber in Erez Esrael auf freiem Boden eines freien Volkes, im Schutze des Oelbergs, wo einst das Kreuz errichtet wurde, soll der Gedenkstein ragen mit den Namen derer, die im Jahre der Menschlichkeit 1933 geschlagen wurden und erschlagen. Und darunter die Worte: „Deutsche haben das getan an ihren Brüdern.“ –

Die Völker sagen, auf der Schädelstätte von Golgatha habe vor tausend Jahren frevelnde Blindheit einen Gott ans Kreuz geheftet. Und wusste es nicht. Auch heute kreuzigen Menschen die Liebe und verraten Menschen die Barmherzigkeit. Und wissen es nicht!

Man bezeichnet den Wirtschaftsboykott wider die Juden als Nationale Revolution. Man gibt dem Verbrechen biologische Begründung. Man verkündet der Welt die bekannten Lehren von Volksertüchtigung und Aufzucht einer edleren Rasse. Es sind meine eigenen Lehren. Ich habe sie in vielen Schriften immer neu niederlegt. Und so brauche ich nicht erst zu sagen, dass Reinheit und Erbgesundheit des Leibes, Schönheit und Zucht ein ebenso hohes Glück ist, wie Ueberlieferungen des Geistes und der Kultur. Aber wie man heute in Deutschland die Blut- und Rassenfragen löst, das ist ebenso stümperhaft wie dumm, ebenso selbstüberheblich wie niederträchtig. Es scheint so, dass die Deutschen keine andere Würde mehr hätten, als die Würde, dass sie eben keine Juden sind.

Eines der wenigen sicheren Gesetze der Rassenaufzucht ist das folgende:

Für eine noch schwankende und noch unverfestigte Art muss vor allem die Allvermischung (Panmixie) verhindert werden. Denn starke Rassen entstehen durch Inzucht. Umgekehrt aber muss dort wo eine Art bereits verfestigt, hochgezüchtet, ja vielleicht überzüchtet ist, für die Mischung mit einer gleich hohen und alten, aber auf anderer Linie verfestigten Spielart gesorgt werden. Man darf Adel immer nur mit Adel mischen. Es ist eine falsche Vorstellung, zu glauben, dass alter Blutadel durch „Blut aus dem Volke“ aufgefrischt werden kann.

Eine Mischung der Juden mit beliebigen „arischen“ Menschen, würde keineswegs die arischen Personen, auf das Rassealter der Juden bringen, sondern lediglich die erworbenen Rassenwerte der Juden verschwinden lassen. Die wahllose Mischehe würde also eine Missheirat sein; aber nicht für die Deutschen, sondern für die Juden. –

Es ist also nicht zu bezweifeln, dass die Judenfrage just unter dem Gesichtspunkt der „Rassenzucht“ uns vor manche Schwierigkeit stellt. So wollen wir denn die Annahme machen, es sei wirklich unerlässlich, die Wiederaufsammlung der über den ganzen Erdkreis hin zerstreuten Juden vorzunehmen, sie auf eigener Erde, in ihrer natürlichen Landschaft anzusiedeln, aber sie aus den Nationen Europas als einen Fremdkörper auszuscheiden, wobei es gleichgültig wäre, ob der den Lebensvorgang störende Fremdkörper ein Glassplitter ist oder ein Diamant.

Kein Mensch kann dagegen sein, dass das deutsche Völk sich ertüchtigt und vollendet, durch bewusste Aufzucht, Geburtenkontrolle und Ausscheidung erbkranker Personen.

Und so schwer der Seelenkampf auch wäre für Juden, die gleich mir sich bisher als deutsche Menschen fühlten, wir würden ohne Vorwurf die Heimat verlassen, wenn wirklich nur durch dieses Opfer die alte Völkerfrage zu lösen wäre. Aber was heute in Deutschland vor sich geht – eine Grausamkeit, die alle Gräuel des Mittelalters überbietet! – das ist ein falsches, betrügerisches Spiel, wodurch Deutsche und Juden in gleicher Weise erniedrigt und entsittlicht werden. Ich will annehmen, dass die Gewalthaber, welche diesen Hass dem deutschen Volke einreden wollen, guten Glaubens sind, ja erfüllt, von einer heiligen Vaterlandsliebe. Manch Aussenstehender sieht in ihnen eine Horde Desparados, Hasardspieler, Lanzknechte, Fememörder, wo doch vielleicht nur aus Halbbildung, Dumpfheit, Herzensträgheit, Verranntheit, geistiger Borniertheit Deutschlands Raserei erklärt werden kann.

Es ist ein furchtbares, tückisches Spiel: Man veranstaltet Judenhetzen mit dem Gelde, das man den Juden selber abzapft. Der Kanzler Hitler erklärte durch die englische Presse: „Wir stehen vor der tragischen Notwendigkeit, die Juden ausweisen zu müssen. Wir würden gerne jedem Juden eine Fahrkarte nach Palästina schenken. Wir würden jedem auch gerne tausend Mark dazu zahlen, wenn wir sie nur loswerden könnten.“

Im selben Augenblick, wo der Kanzler öffentlich das sagt, bedroht man jeden Juden, welcher Deutschland verlässt, mit dem Verlust seiner ganzen

Habe. Man sperrt jede Möglichkeit der Ausreise, damit sich das Wort des Ministerpräsidenten Göring erfülle: „Es darf in Deutschland keine Juden mehr geben, als nur noch jüdische Bettler.“ – Was also geht vor?

Ein Achtzigmillionen-Volk hat sich die geschichtliche Sendung zugesprochen, ein Häuflein von kaum sechshunderttausend „nicht-arischen“ Menschen physisch und moralisch zu verderben; ganz durchtrieben, gründlich und metodisch. Dabei treuherzig und mit gutem Gewissen! Man macht es mit den Juden, wie die Raubspinne mit der Fliege. Sie knebelt mit zähen Fäden das im Netz gefangene Opfer und beginnt langsam-planvoll das Blut auszusaugen, bis sie schliesslich nur noch den Leichnam auszustossen braucht. Hätte je das jüdische Volk etwas Aehnliches getan, alle Bücher der Geschichte würden über uns Gericht halten. Alle würden rufen: „Seht! So ist der Jude!“ Heute müssen wir sprechen: „Das ist Deutsch!“ –

Man kann jeden Frevel der Geschichte von Nachhinein rechtfertigen. Ja, die ganze sogenannte Weltgeschichte ist nichts anderes, als ein nachträgliches Sinngeben von Zufällen oder Freveln. Wenn man gegen einen Menschen oder gegen eine Gruppe Menschen erst einmal Unrecht getan hat, dann fordert unser Stolz, dass wir unserm Unrecht, einen Sinn geben. Und wie könnten wir das besser als dadurch, dass wir unser Verhalten herleiten aus der Verwerflichkeit derer, die wir verunrechten. Wenn der Mensch Raubtiere und Schlangen ausrottet, so ist natürlich immer die Raubtier- und Schlangenwelt daran „schuldig“, nie der Mensch. Aber was getan ist, ist getan! Und es ist das gute Recht des Opfers, dass es mit Worten Friedrich Schillers, gut deutschen Worden erwidere:

> „Dass sie es mussten – wohl! – Ich habs begriffen
> Doch dass sie konnten, was sie zu müssen eingesehn
> Hat mich mit schaudernder Bewunderung erfüllt.
> Nur schade, dass das Opfertier, mit seinem Blut besprengt,
> So schlecht doch taugt, dem Geist des Opferers ein Loblied
> anzustimmen.
> Dass Menschen nur, nicht Wesen höh’rer Art
> Die Weltgeschichte schreiben. Mildre zeiten ablösen diese Zeit.
> Und die Gerechtigkeit wird menschlich sein.“

Wenn wir die Sache der Juden und des Judentums als unsere Sache führen, so denken wir nicht just an jene Gesellschaftsschicht, die auf den Boulevards und in den Cafés der Weltstädte über „Antisemitismus“ klagt oder in den Modebädern und Kurorten sich von den Leiden bürgerlicher Uebersättigung

befreit. Wenn das Judentum wirklich gleichbedeutend wäre mit Welthandel und Erd-Verwirtschaftung, dann wäre es verloren. Und was wäre dabei zu beklagen? – Es sitzen zehntausende schuldloser Arbeiter in Arbeitslagern, zehntausende Sozialisten und Kommunisten hat man belogen und betrogen. Wer kümmert sich darum? Das Recht der Juden, sich an das Weltgewissen zu wenden, gründet auf der Tatsache, dass eben dieses Leiden missbrauchter Volksmassen unser eigenes Leiden ist. Ich denke auch keineswegs an die sogenannt Prominenten, nicht an Dichter, Künstler, Forscher, Gelehrte. Sie werden sich helfen. Aber Mütter mit kleinen Kindern, alte Menschen; kranke Menschen; Jugend, aus dem Geleise geworfen, Knaben und Mädchen von der edlen Bildung ausgeschlossen, auf die Armsünderbank gesetzt und in den deutschen Volksschulen „Jude“ gerufen, alle die kleinen Existenzen, namenlos, unbekannt, diese wahren Helden des Lebens, Helden in einem ganz anderen Sinne, als die lügenhaften Pathetiker lügenhafter Weltgeschichte –, was soll aus ihnen werden?

Ich kann begreifen, dass der Bedrohte und Verängstigte schweigt. Aber was ich nicht begreife, nie begreifen werde, das ist das Schweigen all derer, in deren Adern, wenn auch nur ein Tropfe jüdischen Blutes lebt. Sie müssten sich durch die herrschende Menschenmäkelei mitbetroffen fühlen; müssten die Warnung all der Toten hören:

„Wir Toten, wir Toten sind grössere Heere
Als die auf dem Lande, als die auf dem Meere.“

Wir haben hunderttausende deutscher Kinder geliebt und gelehrt. Wir haben hunderttausenden Deutschen geholfen und ihnen Gutes getan. Deutsche Männer haben uns von Freundschaft gesprochen. Deutsche Frauen von Liebe. Alle von ihrer Treue. O, Deutsche Treue! Man kennt sie aus Edda und Nibelungenlied. Jetzt ist es Zeit, sie zu bewähren. Nicht das kleinste Wörtchen der Empörung? – Das vergisst sich nicht! –

Aber was die edlen Arier tun oder nicht tun, was sie hätten tum können, tun müssen, das mögen sie abmachen mit ihrer eigenen Seele. Wir haben dafür zu sorgen, dass die unsere keinen Schaden nehme. Man hat uns, ein Häuflein im Goluth, Jahrtausendelang in den Käfig des Schachers gesperrt. Man hat uns zur Vortruppe des Kapitalismus gemacht, und dann haben die Gelehrten bewiesen, der Kapitalismus stamme aus dem Wesen des Juden. Was erwartet man eigentlich vom Juden? Was kann er tun? Jetzt tun? Er kann, zerstreut unter die Völker, in der ganzen Welt nur gerade so viel Recht, nur gerade so

viel Duldung finden, als er in Baar bezahlen kann. Der Jude hat also vollkommen recht, wenn er im Gelde die einzige wirkliche Norm sieht, welche sogar der edle Arier anerkennt. Das zeigt sich auch jetzt an der sogenannten Nationalen Revolution. Sie hat ihre Grenze an den Interessen der nationalen Wirtschaft; und soweit der Jude für diese Interessen nützlich oder notwendig ist, kann er auf Schonung rechnen. So züchten sich die Völker selbst ihre Parasiten. Hinterher deuten sie Wundmale, die sie schlugen, als die Schandmale der Geschlagenen. Jedes Land hat die Juden, die es verdient. Und Deutschland verdient andere als wir es sind.

Wir haben in langer Selbstzucht gegen den Widerstand der halben Welt unsere Söhne und Töchter entlastet von den Wundmalen des Getto. Entlastet von der uns drohenden leiblichen Entartung. Wir liessen unsere Söhne wieder Bauern werden. Wir ertüchtigten die im Talmud-Thorastudium verkrümmten Leiber; wir wurden Turner und Sportleute. Wir lenkten die Kinder zurück zur Erde und führten sie hinaus aus dem Zwang toter Mauern und aus der Erziehung durch Buch und Tinte. Das war unser Stolz! Jetzt brüllt die Schaar jener, die das Vaterland und die Treue in Erbpacht haben: „Zurück in die Pferche! Zurück in den Schacher! Kratzt Geld zusammen und lasst Euch schröpfen."

Und somit kommen wir zur Antwort auf die Frage: Jude wohin? – Wir müssen unseren Boden unterscheiden von unserem Ziel, müssen unterscheiden das in uns steckende Urbild und das uns vorschwebende Anbild. Unser Seelisches und unser Geistiges. Das Unten und Ehemals von dem Oben und Später. Die Jechida vom Jichud. Unsere Religion von unserer Ethik.

Es war Hauptfehler und Hauptverhängnis des Juden, dass er immer Täter und Händler, immer nur Mann des sittlichen Ziels gewesen ist und darüber den Sinn verlor für das Einmalige, für das nie wiederkehrende Sinnfällige, für die erdunmittelbare Freude am Kleinen und Nahen. Also: Heimat, Sesshaftigkeit, gute Erde; das ist das Erste, was not tut. Wenn der deutsche Jude auch jetzt noch nicht begriffen hat, dass nur der Zionismus (darunter verstehe ich nichts anderes, als Besinnung auf die eigene Wesensart), ihn rettet und ihm Halt sichert, dann ist er verloren und mag getrost in einfacherem, minder konfliktreichen Volkstum untertauchen. Es ist nicht schade um diesen abgestandenen Volksrest. – „Werde, der Du bist." Das gilt für Jeden. Tscheche fühle Dich Tscheche. Slowake sei stolz als Slowake. Deutscher bleibe Deutsch. Ungar werden Ungar. Niger sei Nigger. Und Jude sei Jude.

„Werde was Du bist.“ Das gilt für Jeden und sollte sich ganz von selbst verstehen. Denn jedes Wesen soll und muss die ihm eingeborene, von Stern und Schicksal vorbestimmte Natur zu reiner Gestalt vollenden. Muss in allen Möglichkeiten sich ausblühen dürfen. Und selbst die bewusste Veredelung der Völker darf nur das Inslebentreten kranker unglücklicher Formen verhindern, keineswegs aber die einmal ins Leben Zugelassenen und Eingetretenen belasten oder bedrücken.

Ich kenne die Einwände! – Man kommt mir immer wieder mit der sinnlosen Forderung, das Maultier müsse vor die Wahl gestellt werden, ob es ein Pferd sein wolle oder ein Esel. Und so müsse auch der Mensch sich entscheiden, ob er ein Deutscher sein wolle oder ein Jude.

Aber warum denn? Das lebendige Leben fragt niemals nach dem „Entweder – Oder“ unserer Logik. Nur für die Logik ist der Mensch entweder klug oder dumm, entweder gut oder böse, entweder stark oder schwach. Im lebendigen Leben ist er bald einmal das Eine, bald einmal das Andere, zuweilen auch keines von beiden oder Beides in Einem. Man suche doch in Tatbeständen der Natur, und also auch in Tatbeständen der Nation und Nationalität, beileibe nicht einen Wert. Jede Gestalt muss sich selber erfüllen und muss zugleich offen stehen für das ganze Reich anderen Lebens. Erst der Kampf und die Verneinung versteift und vereinzelt Völker und Menschen gegen einander. Aber alle haben wir das gleiche Ziel und dieselbe Aufgabe: Träger zu sein jenes Reiches der Werte, das nicht aus der Geschichte und nicht aus der Natur und überhaupt nicht von dieser Welt ist.

Die Völker stehen heute im Kampf. Jeder gegen jeden! Im Kampf muss man Partei ergreifen. Und auch ich habe Partei ergriffen. Im Kampfe kann man nicht lieben. Und kein Held vermochte je, auch seiner Gegenseite gerecht zu sein. Auch das jüdische Volk muss sich verengen. Vielleicht zum strengsten Ritus verengen, soll es Stosskraft bewahren. Jedes Volk muss sich berauschen an der eigenen Herrlichkeit. Aber ein alter Weiser mahnt: „Hasst einander so, dass Platz bleibt, einander zu lieben.“

Uebersteigert man das „Entweder-Oder“ – („Entweder Deutsch oder Jude“) – so ist die einzige Folge, dass eine gequälte Jugend, welche zwischen Vater und Mutter sich entscheiden soll, sich völlig abkehren wird von dem unlösbaren Konflikt der beiden Eltern und das ganze Rätsel überspringt, indem sie sich hineinstürzt in die Abstraktion eines völlig farblosen Kommunismus. Das wäre die schlimmste Gefahr, die das Menschengeschlecht treffen könnte. Aller Sinn für das Lebendige, für das immer Neue, immer Wach-

sende, immer Fliessende würde zu geistiger Schulweisheit verstarren. Darum muss ein jeder seine Landschaft, sein Blut, seine Sprache lieben dürfen.

Er muss alle Eindrücke und Einflüsse des Lebens an- und ausgleichen dürfen zu seiner persönlichen Form. Indess mit allem Bekennertum zu Blut, Volkheit, Landschaft und Natur ist gar nichts getan. Es liegt darin keinerlei Wert. Und es wird sich nichts dadurch an der Welt verbessern, dass etwa der Jude die völkische Enge des Deutschtums beantwortet mit einem gleich engen Bekenntnis zum jüdischen Volke. Dies Bekenntnis ist ja selbstverständlich! Es ist das Bekenntnis zu unseren Wurzeln. Entscheidend aber ist das Wachstum zu unsern Höhen.

Ein ungewöhnliches Geschichtsschicksal verlangt ungewöhnliche Seelenhaltung. Wir können in dieser Zeit, als Juden, das ganze Wachstum der Menschheit verändern. Denn das Wachstum der Menschheit geht, wie das Wachstum des Organismus, immer aus von dem jeweils kränkesten und bedrohtesten Punkte. Und wir sind in diesem Augenblick der bedrohteste und kränkeste Punkt der Welt.

Nehmen wir einmal an, der Jude antworte folgendermaassen: „Man nutzt uns als den Sündenbock für alle Frevel und Sünden des Kapitals. Man gibt uns Schuld, eine eigenwillige Weltmacht zu sein: die internationale Macht des Rechnergeistes. Gut denn! Wir leiten alles Kapital, das sich in jüdischen Händen befindet zu treuen Händen an den Völkerbund in Genf. Wir wollen es verteilt wissen an die Hilflosen und Bedrängten unseres Volkes. Wir wollen jetzt mit seiner Hilfe wieder Volk werden. Wir wollen, wie Ihr es fordert, aus Deutschland ausscheiden. Wir wollen verlernen, deutsch zu sein. Aber wir fordern auch, was jeder fordern darf, der Menschenantlitz trägt: unsern Platz an der Sonne.“ – Sprächen wir Juden so, dächten wir Juden so, - im Nu hätten wir die Liebe aller Bedrückten und Bedrängten dieser Erde erobert. Und das wäre heute die Mehrzahl aller Menschen. –

Ich weiss recht wohl. Was gerade der kluge Jude darauf erwidern wird: „Das ist ein Gedanke für Weise und Philosophen. Aber damit lässt sich, wie wir Menschen einmal sind, keine praktische Politik machen.“ – Nun denn, so macht keine praktische Politik! Wahrlich, keine grössere Wohltat könnte der unseligen Menschheit anteil werden, als dass sie endlich befreit würde, von den Taten und Reden all der Zahllosen, die sich, und gerade eben Sich berufen wähnen, „Weltgeschichte“ machen zu müssen. Herrschen, entscheiden sollte nur das unpersönliche, sichere Wissen weltweiter Herzen. Das ver-

langt treue Arbeit unseres Lebens. Es gedeiht fern von Parlamenten und Märkten in Einsamkeit.

Die Machthaber, alle ahnen es. Sie tragen im Herzen geheime Angst. Die Angst vor dem Siege sozialen Geistes. Weitaus die Mehrzahl all der Dummheiten, die heute auf Erden gemacht werden, kommen aus dieser, allen Besitzenden gemeinsamen Angst! Angst vor dem Ende der Völkergeschichte. „Das Ende der Völkergeschichte“ (so sagt Kant), „ist: der soziale Staat.“ Zuletzt nämlich siegt der Logos über Szepter und Kronen, Fahnen und Fäuste, über Religionen und Nationen, „Weil nur auf diesem Wege zu reiner Logik hin der aus der Natur herausgetretene Mensch noch genesen kann.“ Auf dem Boden der Nation also kann keine Frage der Menschheit gelöst werden; nicht einmal die Frage der Nationen selbst. –

Man redet gegenwärtig in Deutschland unablässig von „Gleichschaltung“. Nun wohl: Man kann Menschen auf zweierlei Weise gleichschalten. Einmal im Gefühl und Instinkt. Sodann, indem man sie alle unterstellt dem Schutze des einen Geistes. Schaltet man Seelen und Sinn der Menschen gleich, so macht man aus allen eine Heerde, die blindlings dem erwählten Leithammel folgt. – Springt der Leithammel in den Abgrund, so springt gutgläubig die Heerde ihm nach.

Aber man kann auch alle Zonen gleichschalten, indem man jeden belässt, so wie die Natur ihn wollte, indem man Jedem volle Freiheit, ja die Herrschaftslosigkeit persönlichen Lebens zusichert, alle aber unterstellt der Herrschaft des Geistes, welche jedes Volk schützt vor jedem anderen Volk und jedes schützt vor sich selbst. Denn es ist ein Irrtum, zu wähnen, der Mensch oder das Volk habe nur eine Seele. Jeder Mensch und jedes Volk ist ein ganzer „Zoologischer Garten“: Zahllose Seelenmöglichkeiten ineinander! Aber alle tragen empor den einen Geist, der alle Willkür ausschaltet und sei es die Willkür der stärksten und erhabensten Natur. Ihm allein obliegt eine Bevölkerungspolitik, welche das ganze Leben des Planeten umspannt, welche vielleicht sogar dereinst die Anzahl der Menschen bewusst vorausbestimmt, sicherlich aber keinem Volke mehr gestattet, über ein anderes Volk Gericht zu halten.

„Werde, der Du bist.“ In jedem Menschen kreuzen sich mehrere Kreise. Er ist der Schnittpunkt vieler Gemeinschaften. Und der höchste Mensch würde Anteil haben an allen. Aber wenn wir ahasverisch alle Länder erwandern würden, so würden wir – da die Erde nun einmal rund ist – doch zuletzt nur wieder ankommen, an dem Punkte, von dem wir ausgingen. Wozu also sich

im Kreise drehen? Nein! Jeder und Jede versuche Wurzel zu schlagen an der Stelle, wohin das Schicksal ihn stellte, denn von jedem Punkte aus kann die Wurzel dringen bis zum Mittelpunkt der Erde, wo alle Dinge gleich schwer sind, gleich schwebend, gleich gültig. –

In der Wüste zwischen Asien, Afrika und Europa, fern der Heimat, harrend auf den Messias, auf der schrecklichen Wanderung am Fusse des Sinai, hat das älteste der Völker als erstes auf seine jungen Schultern genommen die für alle gültige Idee, das grosse: „Du sollst". – „Du sollst nicht töten." „Du sollst Treue halten." „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Hab und Gut." Darum allein blieb der Jude wert der Erhaltung und Dauer, weil er Gefäss blieb des Weltgewissens, des Geistes, der aus den Gräbern bricht. Unsere Sendung war, jüngeren und glückseligeren Völkern vorzuleben, dass man treu bleiben kann einem Volkstum, auch ohne Erde und ohne Land, ohne Heer und ohne Fahne und dennoch zugleich Diener sein dem Gesetze, darunter sich alle beugen, der für alle Völker bindenden Gerechtigkeit.

Wenn junges Blut erkrankt, wenn ein Kind angepackt wird von ansteckender Krankheit, dann kann der Arzt helfen, indem er ihm ein Serum verschafft aus dem Blute eines älteren Menschen, der die selbe Krankheit, das gleiche Leiden schon siegreich überstanden hat. Die noch jungen Völker Europas sind erkrankt. Ihr Leibt zittert im Fieber einer Krisis. Sie sollen eine Aufgabe lösen, die für das Volk und den Volksstaat von heute unlösbar ist. Sie wollen und sollen national sein. Sie sollen und wollen zugleich sozial sein. Aber die jungen Volkskörper stöhnen: „Es ist unmöglich. Man kann nicht gleichzeitig national leben in sich und international schweben zwischen den Völkern, man kann nicht gleichzeitig über den Dingen sein und in den Dingen, nicht gleichzeitig ein Gettowinkler sein und ein Weltbürger." Der alte Jude lächelt: „Man kann es doch! Man muss es können! Sieh mich an, Kind! Sieh meine Wunden! Wunden durch dich, Wunden für Dich. Nimm mein Blut und werde gesund." –

Wir haben dem Abendlande den Heiland geboren, bewähren wir uns in unsern schweren Tagen nun als das Volk des Heilands. Das soll nicht heissen: „Jude werden ein Führer der Völker. Jude fühle Dich als Lehrer der Völker." Nein! Nichts ist widerwärtiger, nichts frecher und schamloser, als dieses Führen- und Lehren-Wollen. Es heisst einfach: „Jude, erweise Dich jetzt als vorbildlich." Es lastet auf allen Menschen viele Schuld. Sie wird verziehen werden. Es gibt hüben und drüben viele Sünde. Sie wird vergessen werden. Aber Eines trägt seine Sühne in sich selber: Der Frevel am

Leben! An der Schönheit, Reinheit, Vollendung des Lebendigen! Der alte Mythos berichtet, dass, als der Heiland ans Kreuz geheftet wurde, ein Schrei des Entsetzens aus dem Schooss der Erde selber hervordrang. Die Bäume und Blumen weinten und aus den Felsen quoll Blut. Was bedeutet das?

Es bedeutet, dass, wer am schönen Leben frevelt, die Erde selber gegen sich aufruft. Und wenn Menschen den Frevel nicht strafen, die Natur selber schlüge zurück. Sie zermalmte die Frevler. Man sagt: Wir Juden seien solche Frevler am Leben gewesen. Wohl uns! Wir machen es gut, indem wir in dieser Stunde der Verzweiflung selber das Loos des gekreuzigten Heilands auf unsere alten Schultern nehmen. Wir müssen künftig auf diesen Schultern tragen das Schicksal des Weltproletariats. Wir gehören an die Seite des Proletariats. Fort also mit dem schrecklichen Kleben am Leben, darüber wir schweben. Fort mit dem Hängen am Besitz. Kein Leiden darf uns gleichgültig lassen. Nicht die Blinden in den Gassen von Kairo. Nicht das Loos der Neger in den Zentren Amerikas. Und selbst nicht der gequälte Karrengaul. Es ist gut, dass wir ausgestossen werden aus der satten Bürgerlichkeit. Das Zeitalter der Emanzipation hat die Juden verdorben. So konnte es geschehen, dass schon Karl Marx in ihnen nichts sah, als einen Anhang des liberalen Kapitalismus. Jetzt beginnt die Entkapitalisierung. Unsere Erniedrigung wird zu Wiedergeburt des Volkes. Wir werden uns nie wieder einsperren lassen in die sehr fragwürdigen Käfige der kapitalistischen Wirtschaft, werden nie wieder vergessen: „Auch Du bist Sklave gewesen in Aegypten." Unsere Vorfahren haben sich lieber in ihren Synagogen aufbrennen lassen, als dass sie bereit waren, sich selber untreu zu werden. Und wir am Ende des langen Weges und Zion so nahe, sollten untreu sein? –

Es ist mir bewusst, dass meine Worte nichts vermögen. Sie können vielleicht einen Funken werfen in dieses oder jenes Herz. Aber die Trägheit des Gemütes, der stierblinde Nationalismus, die heroische Selbstgerechtigkeit umwandern auf Radiowellen das Erdrund. Und kein Zweifel! Die besten Geister Europas werden alle Barbareien von heute nachträglich rechtfertigen. Denn Geschichte war und ist nichts als die Sinngebung des Sinnlosen. Ein Mythos, gewoben aus Wünschen, Träumen und Wunscheinblendungen.

Was ich, Wahrheit suchend, hier sage, das ist nur wie Gesang eines Vogels in der Nacht. Wie das Lied einer Grille inmitten der Kanonen eines Schlachtfeldes. Denn wir sind ungeschützt und hinter uns stehen keine Heere, und kein anderer fühlt sich beleidigt, wenn man uns beleidigt. „Human" ist jedes Volk bis an die äussersten Grenzen seines Vorteils, und wenn uns Bezeugun-

gen des Mitgefühls und der Sympathie zuströmen, - aus England, Amerika, Frankreich -, so ist daraus nur zu entnehmen, dass alle Länder gern ihre eigene Handelsbilanz stärken möchten auf Kosten der Deutschen und mit Hilfe der Juden.

In dieser Schicksalsstunde ist andere Sicht und andere Zielsetzung nötig als Kongresse, als Debatten, als Politik und politische Geschichte zu geben vermögen.

Es kommt nichts an auf die Erhaltung der Juden als Juden. Es kommt alles darauf an, dass das Judentum sich als Träger allgültigen Geistes fühlt.

Nehmen wir an: Es glänge uns, alle Juden in Erez Israel, als Zwischenvolk zwischen Asien und Europa, anzusiedeln. Was nützte es, wenn wir damit nur die selbe Gesinnung nach Asien brächten, an der Europa zugrunde geht? Es ist für das Menschengeschlecht unwichtig, ob die vielen klugen Rechtsanwälte, die tüchtigen Ingenieure, die ausgezeichneten Handelsherren nun Gelegenheit finden, in Asien Geschäfte zu machen, die in Europa zu machen künftig nicht mehr gestattet ist. Im Augenblick wo eine Weltrevolution sich vorbereitet, ein Ausbruch der Massennot und Massenverzweiflung, der diese morsche Welt in Trümmer schlägt, darf nicht auch der Jude sich vereinzeln und nur sein Schicksal bedenken. Unser Leid gehe unter in aller Leid!

Und so, von letzter allgemeiner Einsicht zurücklenkend ins Engste, Nur-Persönliche, (denn das ist immer der Punkt, in welchem Menschheit und Einzelzelle zusammenfliessen), darf und kann es mich auch nicht mehr berühren, ob diese Worte Missbilligung finden oder Billigung. Ich wünschte ja kein „Programm“ zu bieten, nur die Sprache eines Menschen, welcher weiss, dass selbst das reinste Wort halbverstanden, verfärbt, verstümmelt, missdeutet, untermischt mit tausend Vorurteilen, aus den Schlünden von tausend Zeitungen auf den Sprecher zurückprallt. Auch weiss ich, dass mitten unter uns Spione sitzen, die aus diesen Sätzen nur heraushören, womit sie hassen, schaden, unterdrücken können.

Ich weiss, mit welchen Waffen Gewaltherrschaft kämpft. Sie hat das Frevelhafteste getan, womit je eine Regierung sich entwürdigte, hat schuldlose Frauen und Kinder eingesperrt, um missliebige Sprecher mundtot zu machen. Denn wo gäbe es einen Gatten, einen Vater, der nicht selbst die Wahrheit ableugnete, um den Seinen Marter zu ersparen? Aber: Gross ist die Macht der Wahrheit. Und unbesiegbar, wer in ihr lebt und für sie zu sterben vermag.

Es kommt nicht an auf uns. Es kommt nicht an auf uns Juden. Auf Wahrheit kommt es an! Gleichgültig: auf welchen Wegen ihr Reich zustande komme. Ob vielleicht gar auf Wegen des Unrechts und der Gewalt. Ich rechne auch mit der Möglichkeit des eigenen Irrtums. Es ist möglich, dass alles, was ich lehre, mit mir selber untergeht. Aber vollkommen sicher ist Folgendes: Man wird Fragen des Menschengeschlechtes nie lösen auf dem Boden der Nation. Warum nicht? Weil Kapital, Wirtschaft, Politik: Schöpfungen des Geistes sind und weil Geist ist das schlechthin Internationale, welchem auf Seiten der Natur nur eine Macht gleichkommt und obsiegt: die Not.

Just die Männer, welche heute „Nation" zu erneuern glauben, – Aktionäre und Bodenbesitzer, Industrieherren und Bankherren, Täter und Denker, – sie alle sind: Kettenglieder jenes internationalen Geschäftes, das Gebirge, Wälder, Flüsse, Tierwelt und Pflanzenwelt ausbeutet und ausmünzt, das die ganze Erde wie ein Warenlager betrachtet und dessen Gott sogar noch eine Art Willensdämon ist, welcher schafft, befiehlt und handelt. Sie alle saugen der Mutter Blut. Und reden dabei von Liebe zum Vaterland, für das sie leben, von dem sie leben.

Sind meine Worte Volksfremd? Undeutsch? Erdfern? Gut denn! Wenn die Sprache, die heute in Deutschland gesprochen wird, deutsch ist, dann bin ich nie ein Deutscher gewesen. Und ist die Seelenart der heute Führenden deutsche Seele, dann geziemt es sich für mich, so wenig wie für Goethe oder Kant, deutsch zu sein ... „Land, das wir lieben, Du sollst uns Abbitte leisten oder nicht einmal unsere Asche haben." So sprach Koriolan, als er die Heimat verliess.

So verlassen wir, deutsche Juden, die Heimat ... Hinter uns keine Heere? Nein! So ist es nicht. Hinter uns die Heerschar der Väter. Abraham, Jakob, Moses. Hinter uns aber auch alle deutschen Schutzgeister. Mit uns ziehen aus Deutschland alle, die Heimat haben in unseren Herzen. Und die vielleicht nirgend auf Erden noch Wohnung hätten, wenn nicht in uns: Goethes weltweise, klare Menschlichkeit. Schuberts tröstendes Lied. Dürers treue Kindlichkeit. Hölderlins hymnische Seligkeit. Und auch Ihr, geliebte Lehrer meiner Jugend: Johannes Scherr, Wilhelm Jordan. Euer gedenk ich heute und bleibe treu.

Und so sind wir deutsch und bleiben deutsch. Und so sind wir Juden und bleiben Juden. Und sind doch ganz etwas Anderes und weit mehr als nur Juden und nur Deutsche!

Träger des Weltgewissens, Gefässe göttlichen Geistes. Dank dessen Menschheit besteht und Menschlichkeit. Und der Sinn und der Wert und der Sieg. Ueber alle Höllen von Natur und Leben,

„lo bechail, welo bekoach, ki im beruach“.